

Persönliche Berichte

Bd. 1, A-G

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 4943 / 73	Best. ZS/A 29/1
Rep. fr.	at.

Eugen Bolz — Christ und Staatsmann

Von Prof. Prälat Dr. Georg Schreiber, Münster

Geradezu am laufenden Band erscheinen Erinnerungsbücher aus den letzten Jahrzehnten, manchmal schnell dahingeworfen, stark politisch gefärbt, sensationell aufgemacht, vielfach auf Schaufensterwirkung berechnet, nicht immer zuverlässig für den Historiker. Sensation über Sensation. Man schaue nur in die illustrierten Zeitschriften, die bald über diese, bald über jene Nazigröße berichten. Dankbar wird man es darum begrüßen, wenn für die schwere und erlebnisreiche jüngste Vergangenheit Charaktere des religiösen Lebens und des Glaubenskampfes herausgestellt werden. Unvergessen sind die Erinnerungen (Max Bierbaum und Heinrich Portmann) an Clemens August Kardinal von Galen von wahrhaft volkerzieherischem Wert, wenn auch für jenen, der miterlebte, noch manches zu ergänzen bleibt.

Ein zweites Bekenntnisbuch wird heute vorgelegt, ein Gedenkbuch, das dem württembergischen Staatsmann Eugen Bolz gilt, den die Nazis letztlich mordeten, weil er ein charaktervoller Christ war. Durchaus quellengemäß, in klarer Sicht mit ungemeiner Wärme flüssig geschrieben, in stark heimatempfundener Art des schwäbischen Volkstums hat Staatsarchivdirektor Dr. Max Müller dessen Leben herausgestellt (Stuttgart: Schwabenverlag, 564 S., 16,— DM). Der Verfasser ist der Neffe des benediktinischen Exegeten P. Athanasius Müller, der einer der leitenden Persönlichkeiten des Bibelinstitutes in Rom ist.

Noch heute gedenkt man im ganzen Schwabenland, aber auch jenseits der Neckargrenzen und Mainbrücken des aufrechten Politikers Bolz, weit über die Kreise seiner Herkunft und Weltanschauung hinaus. Er war Oberschwabe, stammte aus jenem südlichen katholischen Gebiet bewegter Gotik und hinreißend schöner Barockkultur, die Württemberg geradezu eine Überfülle hervorragender Volksführer und Wissenschaftler schenkte. Die Erinnerungen an Bolz führen ebenfalls auf die großen deutschen Katholikentage. Sie greifen zudem zurück auf die Reichstagsfraktion des Zentrums in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg und in die Weimarer Periode, auch in die Geschichte der Konkordate jener Jahre.

Der Jurist Bolz wurde von keinem geringeren als Felix Porsch, dem großen schlesischen Katholikenführer, in parlamentarische Arbeit und Tätigkeit eingeführt. Nach Ablegung der juristischen Staatsprüfungen war Bolz bereits 1912 als jüngster Abgeordneter Mitglied des Reichstags und ebenso des Landtags in Württemberg. 1919 wurde er Justizminister in Stuttgart und anerkannter Führer des württembergischen Zentrums. 1923 Innenminister und 1928 Staatspräsident. Sein großes Verdienst war es, daß er wie wenige andere jahrelang in Württemberg das keineswegs einheitlich ausgerichtete Land inmitten vieler Gegensätzlichkeiten zusammengehalten hat mit dem Blick auf staatliche, volkliche und gesamtdeutsche Notwendigkeiten, mit einem ausgesprochenen Verantwortungsgefühl, das sich an unverrückbaren

christlichen Grundsätzen orientierte. Wenn man meint, daß ein Staatsmann nur mit List und Tücke, mit Lug und Trug, mit den charakterlosen und machtlüsternen Ansichten von Macchiavelli und Talleyrand regieren kann, so haben staatsmännische Persönlichkeiten wie Bolz ausgewiesen, daß eine gesunde Staatsführung und echte Volksverbundenheit nur von grundfesten Voraussetzungen her möglich ist.

Mit Peter Spahn, Wilhelm Marx, Ludwig Kaas, Konrad Beyerle und Josef Mausbach, dem münsterischen Dompropst, wirkte Bolz 1919 in Weimar dahin, daß eine Verfassung geschaffen wurde, in die letztlich und schließlich doch christliche Grundsätze eingebaut wurden, auch nach der Seite der Kulturpolitik, was noch heute als Erbgut in das Bonner Grundgesetz eingetreten ist, was zum anderen Teil noch als verpflichtende Aufgabe vor uns liegt. Mit dem damaligen Nuntius Pacelli verbanden Bolz vertrauensvolle Beziehungen, ebenso mit dem Rottenburger Bischof Dr. Johannes Sproll.

Die Naziperiode wurde für ihn zu ei-

ner Leidenszeit. Wiederholt erhob er scharfen Einspruch gegen Ungerechtigkeiten und Gehässigkeiten, gegen Rechtsverletzungen und Diktatur. 1933 bereits erfolgte seine erste Verhaftung. Seiner Frau teilte man diese mit oberflächlicher Begründung mit: „Die Haltung der Menge verlangt, daß Ihr Mann in Schutzhaft genommen wird.“ So nannte man die rechtswidrige Freiheitsberaubung. Nach seiner Entlassung unterlag er kleinlichen Überwachungen. Dabei wurde Bolz zu einem Träger in der deutschen Widerstandsbewegung, der von Gerdeler in sein geplantes Kabinett als Innenminister vorgeschlagen war. Mit der großen Verhaftungswelle 1944 wurde auch Bolz festgenommen und durch verschiedene Gefängnisse geschleppt, kam auch in das Konzentrationslager Ravensbrück (bei Fürstenberg in Mecklenburg) und wurde dort grausam mißhandelt, dann in das Gefängnis Lehrter Straße in Berlin. Seine Briefe aus dieser Zeit sprechen jedoch von einem tiefen Gottesglauben und Gottvertrauen. Man schaffte ihn wie seine Leidensgenossen Staatssekretär Dr. Hermann Pünder und Reichsminister Dr. Andreas Hermes vor

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Stiftung "Hilfswerk 20. Juli 1944"

Walter Bargatzky
 Berlin-Halensee
 Kurfürstendamm 145

Baden-Baden, 20.10.45

Persönliche Erinnerungen an die
Aufstandsbewegung des 20. Juli 1944

--- in Frankreich. ---

I. Eintritt in die Aufstandsbewegung.

Am 5. August 1943 fand vor dem Obersten Kriegsgericht des deutschen Militärbefehlshaber in Frankreich gegen 2 Beamte der Militärverwaltung - Dr. Seifarth und Dr. Kleeberg - ein Strafverfahren wegen Zersetzung der Wehrmacht statt. Beide Beamte waren vom deutschen Reichskommissar in Berlin (Fischböck) angezeigt worden, dass sie in Kreisen der Militärverwaltung fortlaufend gegen Führerpersönlichkeiten des dritten Reiches gehetzt hätten. Als Belastungszeugen waren hohe Ministerialbeamte aus Berlin erschienen. Da ich mit den Angeklagten persönlich bekannt war, hatte ich ihre Verteidigung übernommen, obwohl ich von der Richtigkeit der Anklage überzeugt war. Die Verhandlung endete mit einem Freispruch. Unter dem Eindruck der Angriffe, die ich gegen den deutschen Reichskommissar erhoben hatte, weihte mich wenige Tage darnach Oberregierungsrat Freiherr v. Teuchert - ebenfalls Mitglied der Militärverwaltung - in die schon damals bestehende Aufstandsbewegung ein und bat mich um meine Mitarbeit, die ich zusagte.

II. Umfang der Bewegung im Reich und ihre Ziele.

Nach Mitteilung Teucherts war Chef der Bewegung im Reich der frühere Oberbürgermeister von Leipzig, Goerdeler, dem es gelungen war, für das zukünftige Reichskabinett führende Persönlichkeiten aller Stände und Parteien zu gewinnen (Enge Beziehungen zur Sozialdemokratie, persönliche Reise in der Verkleidung eines Gefreiten zu einem Generalfeldmarschall der Ostfront). Das Reichsministerium des Innern sollte von dem früheren Regierungspräsidenten Graf v.d. Schulenburg übernommen werden. Ich wurde Schulenburg sehr bald in Paris vorgestellt, wo er als Oberleutnant und Mitglied der Kommission des Generals v. Unruh - Kommission für die Abstellung überzähliger Kräfte in die Armee - zu erreichen wusste, dass die Teilnehmer an der Aufstandsbewegung auf ihrem derzeitigen Arbeitsplatz verbleiben konnten. Das Finanzministerium sollte dem früheren Minister Popitz übertragen werden, das Kriegsministerium dem früheren Generalstabschef Generaloberst Beck, das Justizministerium einen Rechtsanwalt, an dessen Namen ich mich nicht mehr entsinne. Für das Aussenministerium war an den früheren Reichskanzler Brüning gedacht. Auf meinen Einwand, dass Brüning in Amerika sei, erklärte mir Teuchert, dass man trotzdem auf sein rechtzeitiges Eintreffen hoffen dürfe. Falls Brüning nicht zur Verfügung stehe, werde der frühere deutsche Botschafter in Italien, von Hassell, das Aussenministerium übernehmen.

Bereits im Herbst 1943 waren die Schlüsselstellen sämtlicher deutscher Wehrkreise mit eingeweihten Kräften besetzt. Auch zahlreiche Armeeoffiziere waren für die Sache gewonnen worden. So wurde mir im Frühjahr 1944 mitgeteilt, dass Oberst Graf v. Stauffenberg, der spätere Attentäter, zum Generalstabschef des Befehlshabers des Ersatzheeres (Fromm)

- 2 -

berufen, auf seine offene Erklärung, dass er den Krieg für verloren halte u. Hitler zu stürzen gedenke, von dem Chef des deutschen Generalstabes Zeitzler die Antwort erhalten habe, gerade deshalb sei seine - Stauffenbergs - Berufung erfolgt. Auch der Generalquartiermeister Wagner sollte für die Pläne gewonnen sein.

Das aussenpolitische Ziel der Bewegung war schnelle Beendigung des für verloren geltenden Krieges, das innerpolitische die Überleitung des Reiches in eine Republik, wobei sich die Regierung Goerdeler nur als Zwischenregierung zu betrachten schien. Jedoch wollte sie trotz ihrer voraussichtlich kurzen Amtszeit die dringlichste Reform vorbereiten, so die Umbildung eines Polizeistaates in einen Rechtsstaat und die Wiedererrichtung der Gewerkschaften. Besonders das letztere wurde mir auf meinen Einwand entgegengehalten, dass die Bewegung zu viele Adlige und Militärs aufweise und im Volke als reaktionär verschrien werden könne. Die entworfenen Regierungsauftrufe, von denen ich im Frühjahr 1944 einige Stellen zu lesen bekam, schienen auf diese Gefahr besonders Bedacht zu nehmen.

Die NSDAP sollte mit ihren Gliederungen und Verbänden aufgelöst, ihr Vermögen beschlagnahmt, die Reichsminister und Parteifunktionäre bis herab zum Range des Gauleiters verhaftet und vor Gericht gestellt werden, Kreisleiter nur dann, wenn sie sich besonderer Vergehen schuldig gemacht hätten. Lediglich die NSV sollte bestehen bleiben. In einem der ersten Grundgesetze wurde sie jedoch zum Wehrmachtsgefolge erklärt und damit der Befehls- und Strafgewalt des Kriegsministers unterworfen.

III. Umfang der Bewegung in Frankreich.

Offenbar nach dem Vorbilde im Reiche, bestand unter den Mitgliedern der Bewegung in Frankreich die Regel, dass sich jeder nur mit demjenigen besprechen durfte, von dem er geworben war oder das er seinerzeit geworben hatte. Der Kreis war jedoch so gering, die Vorbereitungen so umfangreich, und die Ereignisse so bedeutsam, dass sich alle Mitglieder, zumindest dem Namen und ihrem Auftrage nach, kennen lernten. Ausser mit v. Teuchert trat ich in der Zeit von August 1943 bis zum Attentatstag persönlich in Fühlung mit: Regierungsrat Dr. Max Horst, der um die Jahreswende, Verwaltungsrat Dr. Tierfelder, der im Herbst 1943 eingeweiht wurde, sowie Oberstleutnant Dr. v. Hofacker, der als Chef der Bewegung für den Westen galt; die beiden ersteren gehörten der Militärverwaltung, letzterer dem Kommandostab des Militärbefehlshabers an. Unter den Offizieren stand neben v. Hofacker der Militärbefehlshaber Heinrich v. Stülpnagel (der 2. Befehlshaber ds. Namens) an erster Stelle. In den Wochen vor dem Attentat kamen hinzu: Generalfeldmarschall Rommel, Generalfeldmarschall v. Kluge, Generalleutnant Speidel, General Oberhäuser, Oberst v. Linstow, Oberst Finckh und - von der Militärverwaltung Ministerialdirektor Dr. Michel. Jedoch mögen der Bewegung noch einige weitere in Frankreich befindliche Personen angehört haben. Insgesamt dürfte die Zahl aber über 20 nicht hinausgegangen sein.

IV. Äusserer Ablauf bis zum Eintreffen Rommels in Frankreich.

Bereits in den Herbstmonaten 1943 bestand höchste Alarmbereitschaft, da nach den getroffenen Vorbereitungen täglich mit dem Vollzug des Attentats zu rechnen war. Es waren mehrere Stichworte vereinbart wor-

den, wovon das erste, welches das Attentat als unmittelbar bevorstehend ankündigte, mehrfach durchgegeben wurde. Wiederholte Attentatsversuche scheiterten jedoch. Zwei von ihnen sind mir bekannt geworden. Das eine Mal wurde dem Führerflugzeug auf seinem Rückflug von Rom nach Berchtesgaden ein Eierpaket mitgegeben, dessen Weiterbeförderung der Pilot freundschaftshalber übernahm; das aber in Wahrheit einen Zeitzünder enthielt, der kurz nach Abflug explodieren sollte. Die Explosion wurde infolge Versagens des Zünders nicht ausgelöst, der "Absender" musste sich eilends nach Berchtesgaden begeben, um das Paket dort wieder in Empfang zu nehmen. Das andere Mal sollte Hitler im Eisenbahnabteil niedergeschossen werden. Der hiermit beauftragte Offizier versagte jedoch aus inneren Hemmungen (ist meines Wissens später hingerichtet worden.).

Infolge der dadurch bewirkten wiederholten Verschiebung des Attentats spaltete sich die Anhängerschaft in zwei Gruppen. Die erste hielt die Erschiessung Hitlers für das Gelingen des Umsturzes als unbedingt notwendig. Die zweite glaubte, dass der Umsturz auch ohne Tötung von "number one", wie Hitlers Deckname lautete, gelingen werde, und dass man Hitlers später ohne weiteres habhaft werden könne, um ihn dann zu erschiessen. Ich selbst rechnete mich zur letzten Gruppe und trat nach Kräften für die Durchführung des Umsturzes, als den schlagartigen Vollzug von Massenverhaftungen ein, da ich für diesen Fall eine allgemeine Auflehnung gegen den Nationalsozialismus und im Zusammenhang damit eine Erledigung Hitlers für selbstverständlich hielt. Jedoch setzte sich die Meinung der 1. Gruppe durch und blieb bis zum letzten Tage massgebend.

V. Mein persönlicher Auftrag.

Bei einer ersten persönlichen Unterredung stellte mir der Chef der Aufstandsbewegung in Frankreich, v. Hofacker, die Frage, welche Vorschläge ich hinsichtlich der Liquidierung des SD in Paris zu machen hätte. Ich erklärte die Inhaftierung aller SD-Angehörigen in Paris für unerlässlich und empfahl eine sofortige schockartig wirkende Exekution von vier führenden Persönlichkeiten (des Gruppenführers Oberg, des Standartenführers Dr. Knochen und der Sturmführer Hagen und Maulatz). Die Zerschlagung der SD-Kommandos ausserhalb von Paris hielt ich nach Vollzug dieser Massnahme für ohne weiteres möglich. Mit den 4 Persönlichkeiten war ich - mit Ausnahme von Maulatz, den ich bei einer Abendveranstaltung kennen lernte - weder dienstlich noch ausserdienstlich bekannt geworden. Durch Erzählungen einiger Offiziere im Kasino war ich jedoch auf einiges Material hingewiesen worden, auf das ich notfalls zurückgreifen konnte. Es handelte sich um die Sprengung von Synagogen in Paris, um die allgemeine Ankündigung von Repressalien mit Sippenhaftung bei Dienstantritt des höheren SS-Führers in Frankreich, um die polizeiliche Einziehung der sogenannten "reichsfeindlichen Vermögen", sowie um die allgemein bekannten Deportationen, über deren grausame Durchführung eine der Feldkommandanturen eingehend berichtet hatte. Um Zwischenfälle bei der Exekution zu vermeiden, bat ich v. Hofacker, von einem besonderen Gerichtsverfahren abzusehen und zu der sofortigen Füsillierung auf dem Mont Valerien zu schreiten. Für die Bekanntgabe über Rundfunk und Presse schlug ich folgende Fassung vor: "Im Zuge der Bereinigung der staatsrechtlichen Verhältnisse in Deutschland wurden heute erschossen". Die Bekanntgabe sollte vom Militärbefehlshaber unterzeichnet werden. v. Hofacker billigte diese Vorschläge und versprach, sie mit dem Militärbefehlshaber und den Berliner Stellen zu besprechen.

VI. Ereignisse nach dem Eintreffen Rommels bis zu seiner Verwundung.

In den Wintermonaten 1943/44 bemächtigte sich des eingeweihten Kreises eine allgemeine Resignation. v. Hofacker hielt sich nahezu alle 10 Tage in Berlin auf. Der Militärbefehlshaber hatte ihn von jeglicher Verwaltungsarbeit befreit und mit einem Scheinreferat betraut, so dass er sich ausschliesslich der Vorbereitung des Umsturzes widmen konnte. Die Eindrücke, die v. Hofacker in Deutschland gewann, gipfelten darin, dass die Militärs den Zeitpunkt des Attentats für verspätet hielten und sich von ihm keinen Nutzen mehr versprachen. Auch scheint über die Art und Weise, wie das Attentat durchzuführen war, keine Einigkeit bestanden zu haben. Die Lage änderte sich mit einem Mal, als im Frühjahr 1944 Generalfeldmarschall Rommel als Befehlshaber einer Heeresgruppe, zugleich als Vertreter des erkrankten Oberbefehlshabers West, v. Rundstedt, und mit ihm, wenige Wochen voraus sein künftiger Generalstabschef, Generalleutnant Speidel, nach Frankreich versetzt wurden. Speidel war ein Schwager des der Militärverwaltung angehörenden Regierungsrats Dr. Max Horst, über dessen einwandfreie Gesinnung kein Zweifel bestehen konnte. Horst wurde daher in die Pläne eingeweiht und es gelang sehr bald, seinen Schwager für die Sache zu gewinnen. Er selbst erzählte mir, dass Speidel, bislang Generalstabschef der 8. Armee im Osten die Nachricht vom Bestehen der Aufstandsbewegung mit grösstem Erstaunen und grösster Bewegung aufgenommen habe. Die Unterredungen fanden im 2. Stock des Hotels Raphael statt, wo Horst wohnhaft war, und begannen bereits einige Wochen vor der Invasion. Speidel ging gegenüber Rommel, den er bis dahin persönlich nicht näher kannte, sehr behutsam ans Werk, bereitete ihn auf die Möglichkeit eines Umsturzes vor und vermittelte schliesslich als er Rommel ideenmässig gewonnen zu haben glaubte, einen Besuch v. Hofackers in Rommels Hauptquartier nahe Bonnières an der Seine. Die Unterredung Hofacker - Rommel fand unter vier Augen statt und knüpfte an gemeinsame Jugenderinnerungen aus Tübingen an. Von dem weiteren Verlauf erzählte Hofacker später, dass Rommel in die Umsturzbewegung genauer eingeweiht, "nicht zu halten gewesen" sei und lieber heute als morgen hätte losschlagen wollen. Den Zeitpunkt der Unterredung setze ich meiner Erinnerung nach auf die Zeit zwischen 20. und 30. Juni an.

Am Tage nach der Unterredung bat mich Teuchert, seinerseits durch Hofacker beauftragt, an dem Entwurf eines Kapitulationsschreibens mitzuwirken, das Rommel an Montgomery richten wolle. Ich arbeitete in der Nacht ein betreffendes Schreiben aus, das weisungsgemäss nur die Bitte um anfängliche Geheimhaltung und um ehrenvolle Behandlung der Truppe nach der Kapitulation enthielt. Ich empfahl, das Schreiben durch einen deutschen Sanitätsoffizier in die feindlichen Linien zu bringen.

Diesen Auftrag führe ich darauf zurück, dass Rommel an eine baldige Durchführung des Attentats nicht glaubte und entschlossen war, den Umsturz in Form einer eigenmächtigen Kapitulation, selbst in die Hand zu nehmen. Dass der Plan aufgegeben wurde, erklärte sich wohl aus der neuen Lage, die die Nachricht von seinem Mitwirken in Berlin hervorrief. Hofacker, der diese Nachricht überbrachte, kam nach wenigen Tagen mit einem festen Aktionsplan zurück: Oberst Graf von Stauffenberg, Vetter Hofackers, dem als Generalstabschef des Ersatzheeres die Möglichkeit gegeben war, die drei um das Führerhauptquartier gelegenen Sperringe mit allen erforderlichen Ausweispapieren zu durchdringen, wollte, obwohl durch Kriegsverwundung körperlich aufs schwerste behindert, das Attentat bei seiner nächsten Begegnung mit Hitler

selbst vollziehen. Gleichzeitig damit sollte die Armee im Westen kapitulieren.

Nunmehr konnten auch in Paris alle Vorbereitungen bis ins Einzelne getroffen werden. In der ersten Juliwoche besprach Hofacker persönlich mit mir den Auftrag, den ich im Attentatsfall zu erfüllen hatte. Während ich nach wie vor für eine sofortige Füsillierung der SD-Führer eintrat, übermittelte mir Hofacker den Wunsch der Berliner Stellen, die Exekution im Anschluss an ein besonderes Gerichtsverfahren vorzunehmen. Er versprach mir jedoch, die Frage Rommel zur Entscheidung vorzulegen. Immerhin besprachen wir die Einzelheiten eines solchen Gerichtsverfahrens, die rechtlichen Unterlagen und das tatsächliche Material, das ich für die Verhandlung liefern könnte. Neben den Bestimmungen des allgemeinen Strafrechts erklärte ich die Todesstrafe auf Grund der Vorschrift über Zersetzung der Wehrkraft für möglich; erst unlängst war für diese Vorschrift die absolute Todesstrafe eingeführt worden. Vorschläge über die Besetzung des Gerichts behielt ich mir vor, ich selbst sagte jedoch zu, in der Verhandlung die Rolle des Staatsanwaltes zu übernehmen. Als Ort der Verhandlung war der grosse Kasinosaal des Hotels Majestic in Aussicht genommen. Die Sitzung sollte für Reichsdeutsche öffentlich sein, aber auch im Beisein einiger französischer Vertreter stattfinden, die mir Hofacker baldigst namhaft zu machen versprach. Bei einer weiteren Unterhandlung bestand ich darauf, dass das Gerichtsverfahren oder, falls es nicht zu einem solchen Verfahren kommen würde, die sofortige Exekution auch auf den Leiter des "Einsatzstabes Rosenberg",, und den deutschen Botschafter Abetz ausgedehnt werde, wegen des von beiden vollzogenen Abtransportes französischer Kunstschatze. Die Verurteilung sagte mir Hofacker zu, wegen Abetz wollte er weitere Weisungen in Berlin einholen, da dieser möglicherweise zusammen mit dem Auswärtigen Amt vor Gericht gestellt würde.

Bei einem weiteren Besuch in Bonnières, bei dem Hofacker von Horst begleitet wurde und der in der ersten Juliwoche stattfand, entschied sich Rommel für ein Gerichtsverfahren. Auf meine Anregung hin wollte er die gerichtsherrlichen Befugnisse, also das Recht der Bestätigung des Urteils, selbst ausüben. Bei diesem Besuch wurden auch die weiteren Massnahmen in Frankreich besprochen. So ist mir bekannt geworden, dass es Speidel übernahm, die in Frankreich stehenden grösseren SS- Verbände an die Normandiefront zu werfen, um sie für den Stichtag dort im Kampfe einzusetzen und Paris vor einer Intervention dieser Verbände zu schützen. Ferner deutete Hofacker an, dass als Folge des Umsturzes alle in Frankreich stehenden Wehrmachtseinheiten interniert würden. Hofacker begab sich unmittelbar nach diesem Besuch erneut nach Berlin.

Zwei Tage darauf, etwa um den 10. Juli herum, erlitt Rommel bei einer Frontfahrt einen schweren Schädelbasisbruch. Sein Chauffeur war von einem englischen Tiefflieger tödlich getroffen worden. Er selbst mit dem Kopf gegen den Rahmen der Windschutzscheibe gestossen und aus dem seitlich gegen den Rahmen der Windschutzscheibe gestossen und aus dem seitlich geöffneten Wagen auf einen Bordstein gefallen. Es war klar, dass er für viele Wochen ausscheiden musste, und dass unsere Pläne dadurch einen schweren Schaden erlitten hatten. Zu seinem Nachfolger wurde jedoch nicht Generalfeldmarschall v. Rundstedt ernannt, den er bisher vertreten hatte, und der als zu "Korrekt" galt, um sich einer Umsturzbewegung anzuschliessen,

- 6 -

Sondern Generalfeldmarschall v. Kluge über den Näheres noch nicht bekannt war.

VII. Ereignisse nach Ernennung v. Kluges bis einschliesslich 19.7.44.

Nach seiner Rückkehr aus Berlin zeigte sich Hofacker über den Wechsel in der Person des Oberbefehlshabers West weniger bestürzt als ich befürchtet hatte. Der Grund lag einmal darin, dass nach seiner Rücksprache, die er mit seinem Vetter Stauffenberg hatte, das Attentat für die nächsten Tage zu erwarten war, zum anderen in der Möglichkeit, v. Kluge für den Attentatsplan zu gewinnen. Tatsächlich fand, wiederum eingefädelt durch Speidel, der Generalstabschef geblieben war, in der gleichen Woche eine Unterredung zwischen Stülpnagel und Kluge im Hotel Majestic statt, bei der sich Kluge früheren Versprechungen Rommels zu eigen machte. Die durch den Ausfall Rommels entstandene Lücke konnte somit als geschlossen gelten.

Die Zeit bis zum 19. Juli war mit zahlreichen Einzelbesprechungen ausgefüllt. Ich selbst widmete mich vorwiegend der Frage des Prozesses, insbes. der Besetzung des Gerichts, sowie der sofortigen Verwertung des in den Dienstgebäuden des SD vorgefundenen Aktenmaterials. Besondere Sorge bereitete uns die Inbesitznahme des Rundfunks und der Nachrichtenmittel, vor allem der Fernsprech- und Funkverbindungen nach dem Reich. Es wurde verabredet, in letzter Stunde den höheren Nachrichtenfürher einzuweihen, damit er alle nach dem Reich laufenden Pariser Leitungen bis auf die des Hotels Majestic unterbrechen könnte. Für die Bekanntgabe des Regierungsauftrags und der in Frankreich anlaufenden Aktionen wollte man sich des Hauptmanns Dr. Bofinger versichern, der in der Propagandaabteilung tätig war, als besonderer Rundfunkexperte galt, aber in seiner politischen Einstellung zu unbekannt war, um schon vor dem Attentat ins Bild gesetzt werden zu können. Die für Paris geplanten militärischen Aktionen waren bereits mit dem Chef des Generalstabs v. Linstow im Hotel Majestic besprochen worden, der ihre verantwortliche Leitung übernehmen sollte, aber wegen seiner schweren Herzkrankheit erst wenige Tage zuvor unterrichtet worden war.

Am 19. Juli vormittags teilte Graf Stauffenberg seinem Vetter Hofacker aus der Bendlerstrasse in Berlin unter den vereinbarten Stichworten telefonisch mit, dass er das Attentat bei einer Führerbesprechung am folgenden Tage, etwa zwischen 15 und 16 Uhr durchführen werde. Ich verschaffte mir im Laufe des Tages durch Vortäuschen geplanter Besprechungen Gewissheit darüber, dass sich die prominenten SD-Führer am Nachmittag des 20. 7. auch tatsächlich in Paris aufhielten. Ihre gleichzeitige Verhaftung wurde dadurch erschwert, dass sie sich wegen der Gefahr konzentrierter Bombenangriffe aus ihrem bisherigen Viertel, der Avenue Foch und dem Boulevard Lannes, teilweise in andere Stadtteile disloziert hatten.

Am Abend des 19. Juli fand im Hotel Raphael eine Schlussbesprechung zwischen Teuchert, Hofacker, Horst, Thierfelder und mir statt. Hofacker war skeptisch gestimmt, meinte, dass nur 10 % für das Gelingen des Umsturzes sprächen, dass die Sache aber unbedingt gewagt werden müsse, um das allgemeine Blutvergiessen zu beenden, und die Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen. Seine aussenpolitischen Ansichten legte er in extenso dar. So hielt er, angesichts einer sich zwischen dem Osten und Westen etwa ergebenden Optionsmöglichkeit, nicht für ratsam, sich auf eine der beiden Seiten zu schlagen.

vorausgesetzt, dass wir hierüber frei bestimmen könnten. Allerdings schien er stark durch die Tatsache beeindruckt zu sein, dass der Krieg durch die Seestreitkräfte entschieden worden sei, eine Tatsache, deren Ignoranz auf unserer allgemeinen Binnenorientierung beruhe. Ich erwähne diese Ansicht, weil Hofacker den massgebenden Kreisen des künftigen Regimes besonders nahe stand und nach einer Enthüllung, die er mir an diesem Abend machte, während der Abwicklungszeit die Leitung der deutschen Botschaft in Paris übernehmen sollte.

Bei dieser Abendbesprechung wurde auch festgelegt, wie mit den nazistischen Mitgliedern der Militärverwaltung zu verfahren sei. Vize-Chef und SS-Standartenführer Jehle, der auf Befehl Speers in der Wirtschaftsabteilung tätig war, und Vize-Chef Glatzel, der unter Saukel die Arbeiterdeportationen nach dem Reich vornahm, sollten in Haft genommen, die übrigen in Betracht kommenden Beamten unter Bewachung in ihren Hotelzimmern arrestiert werden.

VIII. Ablauf des 20. Juli 1944

Auch der Vormittag war mit unauffälligen Besprechungen im Hotel Majestic angefüllt. Ich selbst bereitete mein Plaidoyer für die Gerichtsverhandlung vor und versuchte, aus den weniger belasteten SD-Leuten Verteidiger für die Angeklagten ausfindig zu machen.

Nachmittags gegen 4 Uhr teilte mir Horst im Hotel Majestic telefonisch mit, dass es nach einer soeben von Hofacker überbrachten Nachricht "Soweit sei". - Auf einem der Korridore des Hotels, wo wir uns, jeder auf dem Wege zum anderen begegneten, erfuhr ich, dass Stauffenberg Hofacker telefonisch von dem Gelingen des Attentats in Kenntnis gesetzt habe. Hitler, Himmler und Göring, so hiess es, seien tot, das Berliner Regierungsviertel stehe vor der Besetzung. Ich begab mich sofort zu meiner Abteilung zurück und setzte, in der ersten Freude, die mir nahestehenden Beamten von dem Vorgefallenen in Kenntnis. Teuchert kam zu mir aufs Zimmer, wir umarmten uns - in den vielen Depressionen der vergangenen 11 Monate hatten wir uns gegenseitig oft Mut gegeben - wir schalteten das Radio ein und erwarteten jeden Augenblick die Unterbrechung der Berliner Sendung. Tatsächlich wurde nach einer Viertelstunde eine Sondermeldung durchgegeben. Darin hiess es, dass auf Hitler ein Attentat verübt worden sei, er selbst aber unverletzt geblieben sei. Eine furchtbare Enttäuschung erfasste uns beide, aber wir kamen bald überein, dass die Lage der nazistischen Regierung in Berlin kritisch sein müsse, andernfalls hätte man das Attentat der Öffentlichkeit schwerlich bekannt gegeben. Umso mehr galt es nun auch im Westen energisch zu handeln. In Stülpnagels Zimmer war eine Besprechung mit Hofacker, Linstow und Michel im Gange. Teuchert entschloss sich, sofort in diese Besprechung zu gehen und die Anwesenden davon zu überzeugen, dass die aufgefangene Meldung fingiert sei und nur den Zweck verfolgen könne, ängstliche Gemüter in letzter Stunde zurückzuschrecken. Jedoch bedurfte es dessen nicht. Nach einer halben Stunde begaben sich Stülpnagel und Hofacker, von Horst begleitet, in das Hauptquartier v. Kluges nach Bonnières. Hierbei wechselte ich mit Hofacker vor dessen Wagen, am Eingang des Hotels Raphael, einige Worte. Er zeigte sich festentschlossen, das Begonnene fortzuführen und war, zusammen mit Stülpnagel im Begriffe, Kluge von diesem Entschluss in Kenntnis zu setzen. Mit Rücksicht auf das gegebene Versprechen

zweifelte er an dessen Unterstützung nicht. Stülpnagel hatte bereits an den Kommandanten eines Sicherungsregimentes von Paris - über General Bremer - den Befehl gegeben, die gesamten SD-Angehörigen in den Abendstunden zu verhaften. Linstow, Teuchert und ich sollten im Hotel Raphael verbleiben, um bis zur Rückkehr Stülpnagels und Hofackers aus Bonnières die Durchführung des Befehls zu überwachen.

Bald nach der Abfahrt der Herren spitzten sich die Ereignisse weiter zu. Zu unserer Bestürzung wurden die Berliner Radiosendungen ohne jeden Zwischenfall fortgesetzt. Auf der Leitung des Militärbefehlshabers - alle übrigen waren durch den Höheren Nachrichtenfürher (General Oberhäuser) auf unseren Befehl hin unterbrochen worden - erkundigte sich Linstow in der Bendlerstrasse nach der augenblicklichen Lage in Berlin. Stauffenberg selbst gab die Antwort, dass die Radiomeldung nicht den Tatsachen entspreche, sondern die erste von ihm durchgegebene Nachricht zuträfe, wonach das Attentat geglückt sei. Nach Verübung des Attentats war er mit einem Jagdflugzeug vom Führerhauptquartier in Ostpreussen nach Berlin geflogen, um dort die Operationen selbst zu leiten. Bonnières wurde von dieser Auskunft in Kenntnis gesetzt.

Entgegen dieser Aussage liefen die Berliner Radiosendungen ungestört weiter. Von Bonnières verlautete nichts. Dem gegebenen Befehl entsprechend bereitete sich das ausersehene Bataillon des Wachregimentes zu der Aktion gegen die SD-Dienststelle vor. Nach einer weiteren Stunde betrat Linstow bleich Teucherts Zimmer im Hotel Raphael, wo wir versammelt waren, und gab eine letzte Meldung Stauffenbergs bekannt, die er soeben telefonisch empfangen hatte und wonach, wie er sich ausdrückte "alles verloren sei." Von einer Herzschwäche befallen, musste Linstow aus den weiteren Besprechungen ausscheiden. Über das Radio wurde bekannt gegeben, dass noch für diesen Abend eine Ansprache Hitlers zu erwarten sei.

Erst gegen Mitternacht kehrten Stülpnagel, Hofacker und Horst aus dem Hauptquartier Kluges zurück. Stülpnagel und Hofacker verschwanden sogleich im blauen Salon des Hotels Raphael, wo, wie wir jetzt erst erfuhren, Botschafter Abetz seit längerem ihre Ankunft erwartete. Horst berichtete über die Vorgänge in Bonnières erschütternde Einzelheiten. Statt sich an sein gegebenes Wort zu halten, drohte Kluge, Stülpnagel sofort verhaften zu lassen oder gar zu erschiessen. Immerhin habe sich die Unterredung zwischen beiden eine halbe Stunde hingezogen. Stülpnagel habe sich geweigert, den für Paris erteilten Befehl zurückzunehmen. Das Abendessen, an dem auch Speidel teilnahm, habe in eisigem Schweigen stattgefunden. Im Anschluss daran hätten sich Kluge und Stülpnagel nochmals zu einer etwa einstündigen Aussprache zurückgezogen, Hofacker sei später hinzugerufen worden. Auch hierbei sei es nicht gelungen, Kluge zu einer selbstständigen Aktion zu bewegen, vielmehr habe dieser wiederholt eingewandt, dass die Voraussetzung seines Versprechens - Hitlers Tod nämlich - nicht eingetreten sei. Zu einer Rücknahme seines Befehls gegen den SD konnte Stülpnagel sich auch jetzt nicht verstehen, vielmehr trat er, ohne irgendwelche Zusicherungen zu geben, die Rückfahrt an.

Horst gab unter dem Eindruck dieser Vorgänge die Sache ebenfalls verloren. Teuchert und ich aber sahen eine letzte Chance darin, dass Stülpnagel unter öffentlicher Berufung auf Kluges frühere

Zusagen, also im Namen des Oberbefehlshabers West, zur sofortigen d.h. aussergerichtlichen Exekution der SD-Führer schritt, damit Kluge durch die Tatsachen gezwungen würde, den begonnenen Weg fortzusetzen. Aber vergeblich versuchten wir, über Hofacker zu Stülpnagel vorzudringen. Hofacker selbst zweifelte wohl, dass Stülpnagel eines solchen gewagten Spieles noch fähig sei. In der Tat hatte Stülpnagel mittlerweile den Befehl gegeben, die Verhaftungsaktion einzustellen. Zu diesem Entschluss mag die Ansprache Hitlers beigetragen haben, die in dieser Stunde übertragen wurde, die das Misslingen des Attentats vor aller Welt offenbarte und obendrein den Tod oder die Verhaftung aller prominenten Anführer des Aufstands, insbesondere den Selbstmord Stauffenbergs bekannt gab. Der gesamte Pariser SD - mehrere hundert Angehörige - war mittlerweile unter grösster Begeisterung der Truppe verhaftet worden, ohne dass ein einziger Schuss abgegeben worden wäre. Die Festnahme der oberen SD-Führer war durch Sonderkommandos erfolgt, die der übrigen Angehörigen massenweise, zum Teil auf offener Strasse, wo sie sich widerstandslos entwaffnen liessen. Oberg und seine Helfershelfer hatten die Nacht in dem Arrestlokal des Hotels Continental verbracht. Nunmehr, nachdem seine Freilassung befohlen wurde, erschien er mit seiner Begleitung kurz darauf im Hotel Raphael und begann mit den ersten Untersuchungen. Stülpnagel soll sich hierbei auf die Erklärung beschränkt haben, dass die Verhaftung von Berlin aus telefonisch befohlen worden sei. Oberg mag die Lage wohl noch nicht für genügend geklärt gehalten haben, um zu irgendwelchen Zwangsmassnahmen gegen die Militärverwaltung zu schreiten. So verliess er das Hotel Raphael in den frühen Morgenstunden. Wir selbst begaben uns zu Bett, warteten jedoch bis zum Vormittag unsere Verhaftung.

IX. Persönliche Folgen.

Stülpnagel erhielt am frühen Vormittag des 21. Juli den telefonischen Befehl, sich bei Keitel persönlich zu melden. In der Erkenntnis, dass es sich nur um die Einleitung seiner Verhaftung handeln konnte, übergab er seine Dienstgeschäfte endgültig den ihn vertretenden Offizieren. Bald nach Abreise aus Paris, in der Nähe von Verdun und im Anblick des Schlachtfeldes am Toten Mann, wo er im Weltkrieg gekämpft hatte, verliess er seinen Kraftwagen, befahl seinen Begleitern, einige hundert Meter weiterzufahren und schoss sich abseits von der Strasse eine Kugel durch den Kopf, derart, dass er in das treibende Wasser eines Kanals zu fallen kam. Aber der Selbstmord misslang. Statt sich zu töten, hatte er sich blind geschossen; statt zu ertrinken, wurde er von den herbeigeeilten Begleitern aus dem Wasser gezogen und in ein Lazarett von Verdun gebracht. Eine Bluttransfusion rettete ihm das Leben. Von SD Tag und Nacht bewacht, genass er nach einigen Wochen soweit, dass er als völlig Erblindeter dem Volksgerichtshof überstellt werden konnte, der ihn, meines Wissens, im September zum Tode verurteilte und kurz darauf durch die von Hitler gewünschte Strangulierung hingerichtet wurde. Von dem Oberreichsanwalt am Volksgerichtshof, Lautz, in dessen Vertrauen ich mich später dank meiner zivilen Dienststellung (Landgerichtsrat) einschleichen konnte, um das Schicksal der später Angeklagten wegen einer etwaigen Befreiungsaktion laufend überwachen zu können, erfuhr ich unfreiwillig, dass Stülpnagel es in der Hauptverhandlung im Gegensatz zu manchen anderen Generalen abgelehnt hatte, die Namen der Mitbeteiligten zu nennen, und dass er auf die Frage nach Rommel und Kluge die Antwort gab: "Die Feldmarschälle stehen ausser Debatte".

- 10 -

Linstow war am 21. Juli körperlich völlig zusammengebrochen. Ohne Versuch irgendwelcher Geheimhaltung begab er sich persönlich mehrfach auf mein im 5. Stock des Hotels Majestic gelegenes Dienstzimmer, wo er mich immer von neuem bat, über den mir befreundeten Horst eine Unterredung mit Speidel zu vermitteln. Von seinem Ordananzoffizier Oberleutnant Bruns, verraten, wurde Linstow am Abend desselben Tages oder am Morgen des folgenden im Hotel Raphael inhaftiert und in Zivil nach Deutschland gebracht. Bei seiner Vernehmung benahm er sich ausserordentlich mannhaft. Erst nach wochenlangem Verhör musste er eingestehen, dass er wenige Tage vor dem Attentat über die Pläne ins Bild gesetzt worden war. Auch er wurde vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung fand meines Wissens in München durch Erschiessen statt. Die Namen der Mitwisser hat Linstow trotz seines völlig zerrütteten Nervenzustandes bis zur letzten Stunde verschwiegen.

Auf Hofacker fiel zunächst kein Verdacht, jedoch war er auch für uns zunächst nicht auffindbar. Lediglich von einer Seite - von Vizechef und SS-Standartenführer Jehle von der Militärverwaltung - wurde die Vermutung geäußert, dass Hofacker in die Sache verwickelt sei. Dies war umso gefährlicher, als Jehle ausgezeichnete Beziehungen zur Dienststelle Oberg's unterhielt. Als daher Hofacker am Spätnachmittag des 23. Juli, von der rue Schaeffer in Paris aus, Teuchert im Hotel Raphael anrief, wurde eine sofortige Zusammenkunft mit Hofacker vereinbart, auf der das gemeinsame Verhalten für die folgenden Tage festgelegt wurde. Hofacker gab dabei gegenüber Teuchert eine ausführliche Schilderung über die letzte Unterhaltung mit Kluge ab. Am nächsten Tage erschien er in einer grösseren Besprechung im Hotel Majestic, um den auf ihn gefallenen Verdacht zu beseitigen. Der Erfolg blieb aus, er wurde tags darauf durch SS-Sturmbannführer Maulatz persönlich in der Wohnung eines Freundes verhaftet. Von Oberg vernommen, gestand er seine Rolle unumwunden ein. Auf Oberg's Vorhalt, dass er Frau und 5 unmündige Kinder habe, erwiderte er mit dem Heinewort: "Was schert mich Weib, was schert mich Kind!" Nach Berlin abtransportiert, wurde er eingehend vernommen, im September vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, aber vorerst noch nicht hingerichtet. Wie mir der Oberreichsanwalt am Volksgerichtshof unvorsichtigerweise eingestand, wurde die Hinrichtung zu dem Zweck hinausgeschoben, durch besonderes Verhör die weiteren Teilnehmer aus der Militärverwaltung von ihm in Erfahrung zu bringen. Kurz vor Weihnachten wurde er in Brandenburg stranguliert. Seine Frau wurde von ihren Kindern getrennt und unter Bewachung gestellt, die Kinder selbst der NSV übergeben.

Auch Rommel stand zunächst ausser Verdacht. Aber der Ring um ihn begann sich sehr bald zu schliessen. In einer der Massenvernehmungen, die nach dem Attentat im Majestic stattfanden, wurde auch Horst zum SD vorgeladen. Dem SD war bekannt geworden, dass sich Horst in Begleitung von Hofacker befand, als sich dieser zum ersten Mal zu Rommel begab. Horst leugnete, über den Zweck des Besuches etwas zu wissen, erklärte diesen aus gemeinsamen Erinnerungen zwischen Hofacker und Rommel, musste aber auf Vorhalt eingestehen, dass die Unterredung etwa 1 - 1 1/2 Stunden gedauert hatte. Zu unserer Überraschung wurde Horst nach der Vernehmung wieder entlassen. Bald darauf erfolgte der allgemeine Rückzug aus Frankreich. Rommel, der sich seit kurzem in einem Lazarett auf deutschem Boden befand,

wurde durch den Ordnensoffizier Speidel von den Aussagen Horsts verständig. Im September jedoch wurde Speidel in Württemberg verhaftet, 18 Tage darauf sein Schwager Horst in Potsdam. Wenige Tage zuvor teilte mir ein Freund Obergs folgendes mit: Oberg habe bereits Anfang September in St. Die erklärt, dass zu ihrer Überraschung auch Rommel in den 20. Juli verwickelt sei, er aber nicht wisse, wie man dies dem deutschen Volke beibringen könne. Speidel und Horst wurden vom SS-Hauptamt in einem Berliner Gefängnis gefangengesetzt und vernommen, aber nicht unter Anklage gestellt, letzteres - wie mir der Oberreichsanwalt wieder unfreiwilligerweise enthüllte - deshalb, weil "noch höhere Personen" in den Tatbestand verwickelt seien. Ich selber beabsichtigte, gemeinsam mit Teuchert, im Falle eines nahenden Zusammenbruchs Deutschlands, von dem Oberreichsanwalt die Freilassung Horsts zu erzwingen, sah mich aber durch die langsame militärische Entwicklung an diesem Vorhaben gehindert. Anfang Dezember wurde Rommel aus seiner Wohnung im Allgäu von mehreren SS-Leuten abgeholt und noch am gleichen Tag in das Krankenhaus in Ulm eingeliefert. Ob er bei der Einlieferung noch am Leben war, ist mir unbekannt. Ich weiss nur so viel, dass der leitende Arzt beim OKW um Erlaubnis bat, die Leiche zu obduzieren, und dass ihm diese Erlaubnis versagt wurde. Da sich Rommel bis dahin wieder bei bester Gesundheit befand, kann sein Tod nur ein gewaltsamer gewesen sein. Horst wurde im Laufe des Februar 1945 freigelassen und zum Fronteinsatz in ein Spezialregiment versetzt. Er konnte uns darüber aufklären, dass er die wahren Vorgänge bis zuletzt verschwiegen habe; sein weiteres Schicksal ist mir unbekannt. Auch Speidel wechselte den Haftort mehrere Male und soll sich kurz vor der Kapitulation in einem württembergischen Lager befunden haben.

Trotz eines sofortigen Ergehenheitstelegrammes an Hitler konnte auch Kluge sich von einem Verdacht auf die Dauer nicht freihalten. Ende August ins OKW beordert, hat er auf der Fahrt oder bei seiner Vernehmung Giftmord verübt.

Oberst Finckh, dessen nähere Rolle mir unbekannt geblieben ist, wurde noch in Paris verhaftet und bald darauf, wie ich hörte, ebenfalls durch den Strang hingerichtet.

Alle übrigen unter Ziffer III genannten Personen konnten dank des tapferen Verhaltens der Verhafteten der Anklage entgehen. Ich selber habe der 7. amerikanischen Armee von den Vorgängen erste Mals Kenntnis gegeben.

2. Schlussbetrachtung

Nachträglich wird man sagen dürfen, dass die Umsturzbewegung aus einem tiefen geschichtlichen Sinne heraus gescheitert ist. Wohl die Mehrzahl derjenigen, die an dieser Bewegung teilnahmen, sahen die furchtbaren Folgen des deutschen Zusammenbruchs voraus, zumindest muss ich diese Erklärung für den Kreis abgeben, dem ich angehört habe. Aber das Volk, einschliesslich der gebildeten Schichten, war über diese Folgen gänzlich im Unklaren. Daher hätten sich bald nach einem Gelingen des Umsturzes die Stimmen

- 12 -

gemehrt, dass sich ein solcher Zusammenbruch unter Hitler niemals ereignet haben würde. Heute - ohne den sichtbaren Gegenbeweis, den allein das Scheitern des Attentats ermöglicht hat - würden diese Stimmen das ganze Volk erfassen.

Jedoch muss ich der Behauptung entgegentreten, dass die Umsturz-bewegung dazu gedient hätte, den Krieg doch noch zu einem guten Ende zu führen. Eine solche Idee mag in einigen Köpfen mitgespielt haben, der Mehrheit war sie fremd, vor allem den Beamten, die sich von jeder militärischen Illusion frei fühlten. Ihre Motive lassen sich mit einem Wort umschreiben, das ich in Paris formulierte und das, wie ich annehme durch Hofacker auch seinen Eingang in den Prozess vor dem Volksgerichtshof fand " vor dem unvermeidlichen Zusammenbruch dem Sieger gegenüber noch ein letztes "" förmliches Alibi"" zu erbringen".

gez. Bargatzky.

29.6.1880 - 20.7.1944

Gern, wenn auch mit einer gewissen Scheu unterziehe ich mich der Anforderung, einen Beitrag zum Lebensbild Becks zu geben.

Möge es gelingen, in kurzen Strichen das überragende Bild dieses vornehmen Charakters, dieser durch und durch harmonischen Persönlichkeit, dieses im Leben und Sterben beispielgebenden Menschen, dieses hervorragenden Soldaten annähernd wahr zu zeichnen.

Ich kann aber nicht schreiben, ohne die tiefe Tragik erstehen zu lassen, die über diesem Leben voller Pflichterfüllung und Verantwortungsbewusstsein liegt - vielleicht wird später der gewissenhaft forschende Historiker sich bewußt: der Tragik des deutschen Generalstabes, der Tragik des deutschen Heeres, der Tragik des deutschen Volkes - dieses seltsamen Schicksals.

Mögen die nachstehenden Zeilen ein Baustein sein zu einem "monumentum aere perennius", das Beck wie wenige deutsche Männer verdient hat.

Jedem deutschen Jüngling und Mann kann Beck noch heute erhabenes Vorbild sein.

I. Der Mensch.

Becks Wesen erbaut sich auf einer selten glücklichen Mischung von tiefgründigem Wahrheitsstreben und vorbehaltloser, gewissenhafter Treue; beide Grundeigenschaften, sich gegenseitig ergänzend, gepaart mit selbstloser Bescheidenheit und Ehrfurcht.

Nur so läßt sich Becks Wesen und Charakter verstehen.

Mit der tiefen Wahrheitsliebe hängt die Ehrlichkeit in jeder Beziehung zusammen, ehrlich gegen sich, wenn es auch noch so schwer ist, ehrlich gegen andere, in Wort, Schrift und Handlung. Darin liegt aber auch gegründet sein unerbittliches, nie unterbrochenes Suchen nach reiner Klarheit und Wahrheit, nach Vervollkommenheit, seine Gewissenhaftigkeit in allen Dingen, menschlich und soldatisch.

Aus der nie versagenden Treue in großen wie in kleinen entspringt der Pflichtbegriff, der sich in seinem ganzen Leben in seiner ganzen Berufstätigkeit als überragend abzeichnet, entspringt sein unermüdlicher Fleiß, seine unbedingte Zuverlässigkeit, seine Kameradschaft, seine Freundlichkeit und Freundschaft, seine stete Hilfsbereitschaft gegen Jedermann - ob hoch, ob niedrig, ob Vorgesetzter, Gleichgestellter oder Untergebener - entspringt seine Sorgsamkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit, daher quillt seine Herzensgüte, seine Gütmütigkeit und Langmut.

Auf der ehrfurchtsvollen Bescheidenheit beruht seine Geduld, seine immer natürliche Ruhe, seine Beherrschtheit, seine Verschwiegenheit, und Zurückhaltung, seine Stille, sein Takt, sein weites Herz und Verständnis anderen Menschen gegenüber.

In seltener Harmonie herrscht der Geist über den Körper, und das, was der Geist als richtig erkannt, bleibt nicht nur Theorie und Vorsatz, geht unverzüglich in praktische Lebensarbeit für sich und andere über.

Gewohnt, die Probleme und Schwierigkeiten des Lebens mit sich allein abzumachen und zu lösen, ohne fremde Hilfe, sein eigenes Maß an Verantwortung, Ehre, Pflicht in der eigenen Brust, unabhängig in seinem Urteil, mit einer unübertrefflichen Feinheit und Wachheit des Gewissens geht er still und unbekümmert seinen geraden Weg, hart gegen sich, zäh und energisch in der Verfolgung seines reiflich überlegten Vorsatzes.

Allen an ihm war ehrlich, klar und sauber, von hohem ethischen Gehalt, nichts von alledem, was nur im entferntesten an Schauspielerlei, Unehrlichkeit, persönlichen Ehrgeiz, Konjunktur oder Materialismus grenzen könnte - kompromißlos gegenüber der Unsauberkeit und dem Unrecht.

Kein Wunder, daß ihm, dem Vornehmen und Gediegenen, der so überlegen, aber jederzeit höflich und taktvoll, Hochachtung, aufrichtiges Vertrauen und Liebe entgegengebracht wird, so scharf er in der Ablehnung und Verurteilung und Bekämpfung der moralischen Unsauberkeit war.

Das letzte Geheimnis aber der Persönlichkeit, die tiefste Quelle der Wesensart wurzelt in seiner religiösen, im Glauben, in der steten demütigen Verbindung mit der ewigen Kraft - mit Gott. Auch dies möge ausgesprochen sein, so sehr die Ehrfurcht gerade in dieser Tiefe, die er selbst, bewußt oder unbewußt, sorgsam hütete, Zurückhaltung gebietet.

II. Der Soldat.

"Erziehe zuerst den Menschen und pflanze darauf den Soldaten" (Maria Theresia): der gediegene Mensch und brauchbare Soldat, in der Vereinigung beider als Ziel die ideale soldatische Persönlichkeit. Die menschlichen Grundlagen brachte Beck wahrhaftig von Haus aus in den Soldatenberuf mit. Gewiß formten ihn auch weiterhin Schicksal und Erlebnisse persönlicher und allgem. einer Art.

In Becks militärischem Werdegang fehlten die Jahre langer, eintöniger Frontarbeit, Beförderung zum Offizier August 1899. Dem Kommando zur Artillerieschule 1901-02 folgt alsbald die dreijährige Abteilungsadjutantenzeit. Dann schloß sich 1907-10 die Kriegsakademie und 1911-13 das Kommando zum Generalstab an, das 1.10.1913 zur Versetzung in den Generalstab führt.

Nur einzelne besonders hervortretende Leistungen seiner soldatischen Fähigkeiten mögen Erwähnung finden.

Nachdem Beck im Anfang des Weltkrieges im Generalstab von Korps und Divisionen Urteilsfähigkeit, Können und Leistung in auffallender Weise gezeigt hatte, holte Graf Schulemburg ihn im Frühjahr 1917 - in dem Jahr, in dem er in der eigenen Familie des Schicksals Härte so sehr fühlen mußte - in den Generalstab des Oberkommandos der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Fiel er hier schon durch seines Rischlinien für die kurzfristige Sedanausbildung der Generalstabsoffiziere auf, so war seine hervorragende Generalstabsarbeit die auf den schroffen Waffenstillstandsbedingungen fußenden Weisungen für die reibungs- und verlustlose Rückführung der damals rund 90 Divisionen starken Heeresgruppe. Diese bewundernswerte Arbeitsleistung unter schwierigen militärischen und politischen Verhältnissen, die zweifellos höher zu bewerten ist, als jede noch so sorgsame Mobilisierungsvorarbeit, von der jedoch keine Kriegsgeschichte meldet, meisterte Beck allein.

Aus der damaligen Zeit stammte die dankbare Anhänglichkeit Becks an Graf Schulemburg, die bis zu dessen Tode ungetrübt anhielt. Von ihm hat er manches gelernt und sich angeeignet.

Die jungen Führergehilfen, die nach dem Kriege in Münster das Glück hatten, von Beck in die Grundlagen der Generalstabswissenschaft eingeführt zu werden, rühmten häufig seine hervortretende Lehrbegabung.

Aus der Zeit, als Chef des Stabes der 4. Division in Dresden waren Beck musterhafte Manöveranliegen im Reichsheer weit bekannt.

Als Kommandeur des Artillerieregiments 5 Ende der 20er Jahre machte er im Ludin-Scheringer-Prozeß durch mannhafte Haltung von sich reden. Es war wohl in der Zeit, als er sich vom Nationalsozialismus noch etwas erhoffte.

In den Jahren 1931/32 setzte Beck seine Arbeitskraft in die neue Vorschrift für Truppenführung und bearbeitete sie im wesentlichen allein. Diese moderne Vorschrift bedeutete für das Heer etwas besonderes und fand über den Rahmen desselben hinaus Beachtung.

Zum Erstaunen all derer, die ihn kannten, sollte Beck kurz vorher dem schroffen Versailler Offizierkegel zum Opfer fallen und verabschiedet werden. Jedoch gelang es, ihn dem Heer zu erhalten, da er bei der entscheidenden Führer-Reise in überragender Weise seine Fähigkeiten dokumentierte.

Im Herbst 1933 wurde Beck Chef des Generalstabes (bis 1935 noch mit der Bezeichnung Chef des Truppenamtes) und kam damit in die Stellung für die er sich glänzend eigenete und die ervorbildlich ausfüllte. Nur kurze Zeit dauerte die offizielle Zusammenarbeit mit dem damaligen Chef der Heeresleitung, Frhr. v. Hammerstein, enger Zusammenhalt und gegenseitiger Gedankenaustausch blieb es bis zu des klugen Hammersteins Tod.

Eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben des Chefs des Generalstabes ist die Heranbildung des Generalstabsnachwuchses. Kein besseres Zeugnis gibt es, als die Rede des Chefs des Generalstabes anlässlich der 125-Jahr Feier der wiedererstandenen Kriegsakademie in Herbst 1935. Diese Rede ist ganz Beck. Diese seine persönlichen Worte weisen nicht nur auf seinen eigenen Werdegang, sie verdeutlichen das, was er für die gründliche Ausbildung und Erziehung der Generalstabsoffiziere wünschte.

"...wie sich große militärische Führer zu allen Zeiten entwickelt haben, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß der Weg vom militärischen Lehrling über den Gesellen zum Meister, zumal in der neueren und neuesten Zeit, in fortlaufend sorgfältiger und peinlicher Geistesarbeit zurückzulegen war und sein wird. In diesem Sinne gilt das Wort des Generalfeldmarschalls von Moltke: "Genie ist Arbeit!" "Das ist", wie Schlieffen vor

25 Jahren ausführte, "der Ausspruch eines Mannes, der erst nach 65 Jahren ununterbrochener Arbeit die Abendstunden seines Lebens benutzte, um zwei Großmächte aufs Haupt zu schlagen."

Fest steht, daß seit dem 15. Oktober 1810 der größte Teil der Offiziere, die an verantwortlichen Stellen im Heer gestanden haben, und deren Namen mit der Entwicklung der Ruhmes- und Siegestaten der einstigen preußisch-deutschen Armee für alle Zeiten verbunden sind, oder an ihr gewirkt haben, Feldherren wie Moltke, Hindenburg, Ludendorff, Organisatoren wie Scharnhorst und Roon, Lehrer wie Clausewitz, Verdy, Blume, Golts, Bernardi, Schlieffen, der große Lehrmeister des Generalstabes um die Jahrhundertwende, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen, schließlich der größte Teil der höheren Führer und ihrer Generalstabschefs aus dem Weltkrieg, sie alle entstammen der Kriegsakademie oder haben an ihr gelehrt oder diese an vorgesetzter Stelle ausschlaggebend befruchtet.

So unentbehrlich aber auch für den vorwärtsstrebenden Offizier ein in stiller Friedensarbeit erworbener reicher und gediegener Wissensschatz auf dem großen Gebiet des Kriegswesens ist, so bilden doch solche theoretischen Kenntnisse nur die Vorstufe wirklichen Könnens. Letzteres muß gesondert erworben werden. Diese Erkenntnis beherrschte schon Scharnhorst bei der Schaffung der allgemeinen Kriegsschule. Sie fand später einen besonderen Verfechter in Clausewitz, die Übertragung studentischer Verhältnisse auf die hochstehende militärische Lehranstalt bekämpfte, ohne gegen den damaligen Zeitgeist durchdringen zu können. Erst nach und nach hat sich die praktische Nutzenanwendung jenes Gedankens, der heute selbstverständlich erscheint, durchgesetzt. Aber weil die Anerkennung eines richtigen Gedankens noch nicht immer zugleich seine Befolgung bedeutet, so sei auch am heutigen Erinnerungstage darauf hingewiesen, daß der Übertragung vom Wissen zum Können, zu der auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden freien schöpferischen Tätigkeit des hohen soldatischen Führers als erste Voraussetzung die Erziehung und Schulung des Geistes an Hand der Kriegswissenschaften bedingt. Die Erfassung und Behandlung militärischer Fragen in ihren Zusammenhängen bis zum Urgrund in systematischer Denkerarbeit, die Schritt um Schritt unter gewissenhafter Sicherung des einmal erfaßten das Problem durchdringt, ist eine unerlässliche Forderung. Sie muß heute mehr denn je an jeden gestellt werden, der führen soll. Erst ihre Erfüllung geben der Verantwortungsfreudigkeit, Selbstständigkeit und Selbsttätigkeit der Führer das richtige Fundament.

Wir brauchen Offiziere, die den Weg logischer Schlußfolgerungen in geistiger Selbstsucht systematisch bis zu Ende gehen, deren Charakter und Nerven stark genug sind, das zu tun, was der Verstand diktiert. "Ein starkes Gemüt," sagt Clausewitz, "ist nicht ein solches, das bloß starker Regungen fähig ist, sondern dasjenige, das bei den stärksten Regungen im Gleichgewicht bleibt, so daß trotz den Stürmen in der Brust der Einsicht der Überzeugung wie der Nadel des Kompasses auf sturmbeugtem Schiff das feinste Spiel gestattet ist."

Der früher mit Recht gepriesene Coup d'oeil, das sogenannte "blitzartige Erfassen des Augenblicks", kann sicher in manchen Lagen der Landkriegsführung auch in Zukunft noch von hoher Bedeutung sein, er ist aber allgemein, zum mindesten in höheren Führungsgraden, von geringem Wert als die aus kühler, scharfsinniger, alle Möglichkeiten erschöpfender Gedankenarbeit gereifte Erkenntnis der Erfordernisse der Lage. Solche geistige Selbstdisziplin ist nicht angekränkt von des "Gedankens Blässe", sie gibt vielmehr der "angeborenen Farhed der Entschliebung" erst den nötigen Unterton. Nur so entstehen aus Grund der Vernunft große, kühne, heroische Entschlüsse, nur so wird auch das Unterliegen geadelt durch den "Stolz eines glorreichen Untergangs". Auch steht Systematik des Denkens durchaus nicht im Gegensatz zu geistiger Beweglichkeit. Denn auch die Biegsamkeit im Entschluß zur Ausnutzung von Umständen, die von vornherein nicht beeinflussbar oder nicht sicher vorausszusehen waren, die Anpassungsfähigkeit an eine veränderte Lage, die Geistesgegenwart gegenüber dem Zufall, die Unempfindlichkeit gegen den Rückschlag haben, sofern ihnen Erfolg beschiedensein soll, vorausschauende und vorbereitende Gedankenarbeit zur Voraussetzung.

Das ist es, was wir an großen Moltke bewundern, was ihn zum Vorbild

füß alle Offiziere in besonders verantwortlichen Stellungen macht: das ernste gründliche Wägen vor dem kühnen Wagen, die innere Sicherheit, die dem Gefaßt- und Vorbereitetheitsein auf alles, was kommen mag, entspringt, der feine Takt des Urteils, der im Nebel der Ungewissheit das richtige trifft, weil er die Wirklichkeit ahnt und herausfühlt" - um noch einmal mit Clausewitz zu reden - "desto notwendiger wird es, daß der Kühnheit ein Überlegener Geist zur Seite tritt, daß sie nicht zwecklos, nicht ein linker Stoß der Leidenschaft sei; denn immer weniger betrifft es die eigene Aufopferung, immer mehr knüpft sich die Erhaltung anderer und die Wohlfahrt eines großen Ganzen daran..."

Beck hat die Worte eines der großen Erzieher des preußischen Heeres, des Generalfeldmarschalls Prinz Friedrich Karl von Preußen, an die ihm anvertrauten Generalstabsoffiziere in die Praxis übertragen: "Man mußte ihnen helfen mit einer Wegzehrung vom Geistespit einem Anstoß zur kriegerischen Beschwingtheit, mit Härte, um sie zu stählen, mit Geduld, Ermunterung und Güte!..." Wie Graf Schlieffen den Feldherrn skizzierte, als "den Mann, der in Hitze und Kälte, hungernd und schlaflos, unter der Fucht der auf ihn einstürzenden Ereignisse hin und hergezogen von Übertriebenen und widersprechenden Nachrichten, einen Entschluß fassen soll, von dem Sein oder Nichtsein abhängt, kann ohne Genie nicht auskommen" - so erschien mitunter Beck seinen Schülern.

Der Weg der geistigen Entwicklung von Scharnhorst und Clausewitz über Moltke und Roon, über Schlieffen und Seeckt ist offensichtlich.

Beck war Philosoph. Aber seine Philosophie erschöpfte sich nicht in theoretischen Systemen oder reiner abstrakter Denkarbeit. Seine Philosophie ist lebensnah, sie steht mit dem lebendigen Menschen der Praxis und des schwierigsten sowie verantwortungsvollsten Handwerks, das es in einem Staatswesen gibt, in permanenter Verbindung. Die Philosophie, das Wissen und Können dieser unserer Größten ist geboren in tiefsehndem Denken des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit, sie ist bewandert auf metaphysischen und ethischen Gebiet, beruht auf Erfahrungen bedeutender Menschen, Staatsmänner und Feldherren, ist gewachsen beim grauenvollen Anblick unzähliger Schlachtfelder, ist ererbt aus der Verantwortung/fortwährenden/ für unzählige Menschenleben und Generationen, ist gelutet in glühender Vaterlandsliebe aus Epochen größten nationalen Unglücks und Wiederaufstiegs.

Und soll auch Preußen zerschlagen und Deutschland mitaamt seinem Heer und Generalstab vernichtet sein - wenn die Periode des Hasses in der Welt vorüber ist, wird die Menschheit aus dem militär-philosophischen Schatz des preußisch-deutschen Generalstabs vielleicht noch manches zu lernen haben.

Mag der Gedanke der operativen Herausarbeitung der Kesselschlachten (wie sie u.a. Generalfeldmarschall v. Bock später in Praxis exerzierte und damit den Russen zu deutschem Unheil Beispiel gab) im Grunde auf Becks Amtsvorgänger, Generaloberst Adam, zurückzuführen sein, - die gründliche systematische Schulung im generalstabsmäßigen Denken und Arbeiten verdankt der jüngste deutsche Generalstabsnachwuchs zweifellos dem Vermächtnis Becks. Winterbeschäftigung der Generalstabsoffiziere und Chefaufgaben hat es auch vorher gegeben, auch unter Wetzel und Blomberg - General v. Wietersheim, der mit mancher Aufgabenstellung den Jüngeren Kopfzerbrechen machte, wird davon zu berichten wissen - das Erlebnis aber der großen Generalstabsreisen in ihrer idealen Durcharbeitung unter Beck war denen, die das Glück hatten der Teilnahme haben konnten, unvergesslich. Nicht nur die Beleuchtung operativer, organisatorischer und taktischer Gedankengänge und Möglichkeiten nach allen Richtungen hin, die Beurteilung von Zeit, Raum, des Geländes, der Vegetation, Gesichtspunkte wie Gefechtsarten und aller Waffengattungen, einschließlich Nachschub, Abbruch, Sanitäts-, Veterinär-, Nachrichtenwesen, Eisenbahn, Motor, Grundzüge der Technik, der Chemie und Physik, der Ballistik und Meteorologie, der Elektrizität, gewürzt mit Aperçus (?) aus Politik, Wirtschaftslehre, Psychologie, Kriegs- und allgemeiner Geschichte der Völker und Menschen, Völkerrecht, Sozialangelegenheiten usw.

Nicht selten staunten die Zuhörer, wie Beck die in seinem Wissensschatz gründlich verarbeiteten Dinge jederzeit parat hatte und im Zusammenspiel mühelos meisterte. Zweifellos ein Virtuose auf seinem Gebiet, ohne sich in enge Spezialistentum einzulassen, wozu das neue zeitliche Soldatentum reichlich Gelegenheit bietet.

Am Schlußabend der Reise Wildungen 1937 war es wohl, wo der Alttest

der teilnehmenden Generalstabsoffiziere, der, wie es heißt, war, die Dankesworte sprach, sich eine wohlmeinende Belehrung von Beck gefallen lassen mußte, weil er den jungen Generalstabsoffizieren gewünscht hatte, es möge ihnen gelingen, ihrem Chef nach die Stufen des Olymps sich emporzuarbeiten. - Ein großer Teil des Generalstabes hatte frühzeitig, nicht erst unter der Träne des Abschieds, gelernt, klar zu sehen. -

Führ. v. Fritsch war als Chef der Heeresleitung ab Frühjahr 1934 Nachfolger Hammersteins. Die Zusammenarbeit Beck's mit Fritsch, dieser beiden hervorragenden, verständigen Männer, kann gar nicht hoch genug gewertet werden. Welche ungeheure Arbeits-, Organisations- und Ausbildungsleistung für das Heer, das doch beim Aufbau der deutschen Wehrmacht die Hauptrolle spielte!

Diese Leistung reiht sich wahrhaft würdig an die Heereserschöpfung des Generals v. Seeckt.

Und die Linie Seeckts wurde von Hammerstein über See Fritsch u. Beck folgerichtig fortgesetzt, nicht nur äußerlich. Auch innerlich stimmten diese Männer überein. Aus der gleichen Schule stammend, mit den gleichen Erlebnissen, in der gleichen Beurteilung. Si vis pacem, para bellum. Nur für den äußersten Notfall, wenn kein anderer Ausweg. Die Scheu vor einem Krieg, als nationalem Unglück in moderner Zeit war ihnen gemeinsam, wie schon Moltke sie gezeichnet hatte. Auch Seeckt hat darüber mündlich und schriftlich nie einen Zweifel gelassen. Daß diese Männer traditionsgebunden und national bis auf die Knochen waren, wird niemand bezweifeln, aber sie waren in ihren Gedankengängen von jugendlicher, neuzeitlicher Elastizität, sie waren nicht rückschrittlich eng, sondern fortschrittlich. Wirtschaftlicher, sozialer, politischer Zusammenschluß größerer Staaten-Gebilde und Völker bei aller Wahrung nationaler Eigenarten und Erfordernisse erschienen ihnen geboten, weil nicht zu umgehen (Europa?), damit automatische Einschränkung kriegerischer Auseinandersetzungen zwischen Einzelstaaten

So erwünscht und nötig eine Verbesserung des durch den Versailler Vertrag eingesengten Heeres war - welche Widerstände und Schwierigkeiten und dauernden Reibungen hatten Fritsch und Beck zu überwinden, um dem Heer etwas systematisch Gutes zu geben!

Fritsch als Führer, Beck als Chef, weise Berater und Organisator, sowie verantwortlich für den Generalstab: auf der wunderbaren kurzen Zusammenarbeit dieser beiden Männer und auf ihrer immensen aufopfernden Arbeitsleistung beruhen zweifellos zum großen Teil die erstaunlichen Waffenerfolge des deutschen Heeres aus den Jahren 1939-42.

Hier zeigen die Worte Seeckts ihre Bedeutung, wo er über den Chef des Generalstabes schreibt: "Die Verantwortung vor dem eigenen Gewissen teilt der Chef in vollem Ausmaß mit dem Führer.... Out, wenn gemeinsame Arbeit im Frieden, Bekanntheit oder Freundschaft eine innere Verbundenheit und Vertrauen herstellte... bleibt als Voraussetzung glücklicher Konstellation nur die durch gleiche Ausbildung und Erziehung zu erreichende Übereinstimmung des militärischen Wissens und Denkens übrig." Diese Beiden, Fritsch und Beck, waren in aufrichtiger Freundschaft verbunden, stimmten in ihrer hohen militärischen Auffassung überein, hatten die gleiche Ausbildung und Erziehung, das gleiche Verantwortungsbewußtsein, den gleichen Ernst und Charaktervollen Gehalt - eine überaus glückliche Konstellation, die der Tragik verfiel.

Müßig ist es, sich auszumalen, was das von diesen beiden Männern hergerichtete Instrument des Heeres in der Hand einer weisen Staatführung bedeutet hätte; statt dessen mußte es gerade durch seine Tüchtigkeit mit den überragenden Erfolgen in West und Nord und Ost den Weg des Leidens und den Untergang Deutschlands um so krasser gestalten.

III. Auf tragischer Höhe des Lebens.

Die Ereignisse des Frühjahres 1938 stürzten jäh die weitfristig gedachte Aufbau-Arbeit im Heere. Wie Fritsch und Beck in seltener Übereinstimmung zusammenarbeiteten, vom gegenseitigen Vertrauen und vom Vertrauen des Heeres und Generalstabes getragen - so waren sie sich einig im Widerstand gegen die Gefahren des Nationalsozialismus, einig im Widerstand gegen Hitlers Kriegsabsichten. Sie waren

eben klug und Übersahen, von Hammerstein nach wie vor beraten, die Lage Deutschlands und der Welt, wie wenige Männer des In- und Auslandes.

Hitler war zu raffiniert, um nicht den Ursprung des Widerstandes gegen ihn und seine Pläne zu erkennen. Die teuflischen Gemeinheiten, die er und seine Helfershelfer ins Werk setzten, um dem Heere den guten Epf abzuschlagen, sollten sattem bekannt genug sein, um hier auseinanderzusetzen zu müssen. Unbestritten dürfte sein, daß die skrupellose Verleumdung des Generalobersten Frhr. v. Fritsch, dieses aufrechten, anständigen Mannes und vornehmen Charakters in ihrer Gemeinheit sich mit unter die größten Verbrechen des Nationalsozialismus einreicht. Der Verteidiger Fritsch's, Rechtsanwalt Graf von der Goltz, ist Zeuge. Heute erscheint es als Rätsel, daß das Heer und das Offizierkorps, meist in Unkenntnis über den wahren Sachverhalt und außenpolitisch abgelenkt, oder auch bedenkenvoll, die entwürdigende Behandlung und Beseitigung seines ausgezeichneten Führers ertrugen. Düstere Tage waren es für das Heer, Offizierkorps und Generalstab, wo sie ihre führende Rolle verloren.

Beck setzte sich mannhaft für Fritsch ein, er wich keinen Schritt von der bisher gemeinsam verfolgten Linie. Er mußte deshalb auch schnell verabschiedet werden. Das geschah im Herbst 1938. Der Entschluß dazu stand schon im Frühjahr fest.

Generaloberst Frhr. von Fritsch wurde in den Tod getrieben. -

Ist es ein Wunder, wenn von nun ab dieser ernste, kluge, aufrechte Mann, dieser glühende Patriot, der über ausgezeichnete Informationen des In- und Auslandes verfügte, dem die vielen Verbrechen Hitlers und der Nationalsozialisten bekannt waren, gravvoll darüber grübelte, wie seinem Vaterlande geholfen werden könnte? Beck hatte sich schon frühzeitig die Überzeugung erarbeitet, daß Hitler und seine Helfer trotz mancher Leistungen und Erfolge wegen ihrer Charakterfehler und moralischer Minderwertigkeit unermesslichen Schaden anrichteten. Diese Überzeugung reifte schon zu einer Zeit, wo Hitler im Anstiege zur höchsten Macht durch den Applaus der Masse zum Größenwahn getrieben wurde.

Schwer und einsam reifte der Entschluß zum Widerstand und zur Tat, geboren aus höchstem Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein, wohl um der Ehre des Heeres, des alten Offizierkorps, des Generalstabes, des deutschen Mannes willen.

Rang er nicht innerlich um die Freiheit, wahrhaftig zu bleiben, wollte er nicht sein reines Gewissen behalten, wie es seinem tiefsten Wesen entsprach, lehnte sich sein Inneres nicht auf gegen Zwang, gegen Heuchelei, gegen die erdrückende Macht des Unrechts, gegen den dauernden, sich immer verstärkenden, unerträglichen Druck auf Überzeugung und Gewissen, dem er sich nie in seinem Leben gebeugt hatte, - und wenn auch die Masse ihn viel und oft entthuschend den Weg der verflachenden Moral mitzog und wenn er auch verlassen vom Verstandnis im eigenen Volk, im Heer, im eigenen Stand?

Kaum möglich ist ein Nacherleben all dessen, was diesem prächtigen Menschen, diesem tiefgründigen, gewissenhaften Denker in seinem Gerechtigkeitsgefühl in den Jahren 38-44 an Gedanken, Überlegungen, Zweifeln, Widerstreit der Gefühle, Bedenken, Plänen durch Epf und Herz gegangen ist. Seiner Art nach wurde jede Phase oftmals bis zu Ende durchdacht, gehindert, soweit als möglich unter jenen schwierigen, sich häufig ändernden Voraussetzungen vorbereitet. Da ist nichts impulsives, keine egoistische Regung, keine Ruhmsucht, da ist nur ideales Streben - für Deutschland und die Menschheit.

Und wenn die Männer des 20. Juli schuldig geworden sind aus Mut, wieviel mehr sind wir schuldig geworden, die wir... die Untaten schweigend ertrugen - ihnen war es nicht mehr möglich, die Verantwortung zu tragen, schweigend zuzusehen und alles das über sich ergehen zu lassen... das Böld dieser Männer ist ein großes, zur Wirkung berufenes Vermächtnis... ihre Tat ist geadelt... sie konnten eine höhere Krone nicht erwerben, als sie in ihrem Tode erlitten haben... diese herausragenden Persönlichkeiten, diese lautersten Charakter hatten den ungeheuren Mut, scheinbar sich gegen ihr Vaterland zu stellen, um dieses Vaterlandes und der Welt willen... Ehre denen, die nicht abließen vom Wagnis und nicht zuließen, daß Bande der Liebe zur Fessel wurden..." (Reinhold Schneider)

Diese ehrgebornen, freiwillige Bereitschaft für letzten persönlichen

Einsatz, für Opferung des eigenen Lebens, für selbsterwähltes Martyrium zwingt zu höchster Bewunderung und Ehrfurcht vor menschlicher Größe, vor solch überragendem Mut und todesverachtender Selbstverleugnung.

Beck nahm sich selbst das Leben, als das Schicksal gegen ihn und seinen menschlichen Versuch entschieden hatte, um der Welt das vor-
ausgesagte Schauspiel zu ersparen; auch darin soll Größe gesehen wer-
den. Der Erfolg der Tat ist nicht entscheidend, die Beweggründe sind
ausschlaggebend.

Zum Urteilen ist zur Zeit nur der berechtigt, der als Helfer Beck's
ihm einen besseren Vorschlag machte.

IV. Erbe, Eigentümlichkeiten.

Beck entstammt väterlicherseits einer hessischen Familie, deren
Stammfolge sich bis etwa 1600 nachweist. Zuerst waren 5 Genera-
tionen Forstleute, dann drei Generationen Soldaten in besonderen
Stellungen des hessischen Militärs.

Unverkennbar sind bei Beck starke Züge der Erbschaft. Deshalb muß
das Elternhaus Erwähnung finden, fußend auf seinen eigenen Aufzeich-
nungen.

Beck's Vater, Professor Dr. Dr. Ludwig Beck, Gründer des Eisenw. V. V.
der Rheinlande, Meister in der Geschichtsschreibung des Eisens, war
ein Mann, der neben seinem metallurgischen Fachgebiet ein umfassendes
und gründliches Wissen in der Geistes- und Kulturgeschichte, der Geo-
logie, Geographie, Literatur und Kunst besaß mit entsprechender Nei-
gung zu philosophischer Betrachtung, mit Vorliebe für geschichtliche
Ereignisse und Menschen, mit vollendetem Stil in Wort und Schrift,
eine Verkörperung der humanistischen Bildung.

Fleiß, Pflichttreue, Selbstlosigkeit, Hilfsbereitschaft für jeden,
in seiner Umgebung zeichnete ihn aus.

Besichtlich sind unter den Lebenswahrheiten, die der Vater dem Sohn
gegenüber gesprochen hatte, die beiden: das "Erkenne dich selbst!" und
das "Sei dir selber treu!"

Das glücklich-friedvolle Elternhaus, wo die Mutter mit ihrer Her-
zensbildung und frauenhaften Charme, gebildet, gescheit, musikalisch
die männlichen Eigenschaften des Vaters schön ergänzte, wo Sinn und
Zusammenhang der Familie sich pflegte, beeinflusste die Erziehung
weniger durch Lehrhaftigkeit, als durch vollendetes Beispiel.

Eine religiöse Toleranz bei ernster christlicher Einstellung ist
bei Beck noch in gereiften Jahren spürbar, wo er in Berlin nach tüch-
tigen Pastoren suchte und sich am meisten von Asmusen und Gollwitzer
angezogen fühlte.

So läßt sich in manchen Wesenszügen und Lebensgewohnheiten Beck's
der nachhaltige Einfluß des gut situierten, am Rhein gelegenen Elternhauses erkennen: Liebe zur Natur und Heimat, zu Tie-
ren, sportliche Betätigung, Musik.

Sein sportliches und reiterliches Training der Jugendzeit hielt
lange vor. Er stammte ja noch aus der Zeit, wo in Frieden und Krieg
bei Übungen und Reisen der Offizier tagelang im Sattel saß und die
Nächte hindurch arbeiten mußte. Von Fußwanderungen und seiner Leu-
tatsgarnison hatte er sich eine Vorliebe für die Vogesen bewahrt.
Zeit seines Lebens liebte er es, morgens seinen Spaziergang in Schne-
len Tempo zu machen, wenn er nicht reiten konnte. Reiten und Pferde
waren seine Passion. An seinen Pferden hing er sehr. Seine körperliche
Tätigkeit und Leistungsfähigkeit war erstaunlich. Ein hohes Maß von
Gesundheit gehörte allein dazu, die vielen Jahre lang immer gleichmä-
sig kaum ohne Unterbrechung, mit geringstmöglicher Nahrungsaufnahme
von früh bis spät in die Nacht hinein am Schreibtisch sitzend zu ar-
beiten. Von Urlaub oder dem Begriff der Erholung wollte er nichts
wissen. Anstatt Abwechslung und Zerstreuung übte er philosophische
Konzentration.

Anstelle größerer Geselligkeit ist einfacher, gastlicher Verkehr
in kleinsten Kreisen beliebt. Beck haßte Massenfeste und hielt sich
zurück, wo er nur konnte. Und welch' lebenswürdiger, unterhaltender
Gastgeber und Gesellschafter konnte er sein, mit welch' ritterlicher
Aufmerksamkeit gegenüber dem weiblichen Geschlecht.

Und wie hing er an Elternhaus und seiner Tochter; mit welch' rüh-
render Sorgfalt pflegte er die Möbel seiner so früh verstorbenen
Frau, die später die Tochter haben sollte.

Solch' kleine menschliche Züge sind auch besachtlich.

Die politischen Gedanken Becke weisen starke Züge des Vaters auf. Dieser, schon in seiner Jugend Assistent des Professors John Percy an der Royal school of mines in London, hatte im Ausland seinen Blick geweitet und die Entwicklung aus deutscher Kleinstaaterei erlebt. So ist es erklärlich, daß die konservative und traditionelle Auffassung sich unter Zurückhaltung von Parteipolitik durch die Entwicklung neuzeitlicher sozialpolitischer und wirtschaftlicher Verhältnisse zu einer gesunden modernen Anschauung von Politik und Wirtschaft in größerer Völkerverbindung ausweitete.

Becke wäre kein Mensch, wenn er nicht seine Fehler gehabt hätte. Sicher bedauerte manches Mal der Untergebene, daß er zu viel allein mache, daß er sich nicht genügend helfen lassen wollte, auch daß er in der so umfangreichen Herrichtung des Generalstabes die rein menschliche, charakterliche Erziehung gegenüber der fachlichen Ausbildung zu kurz kam, ein Gesichtspunkt, der später im Verhalten des Offizierskorps zu Kritik Anlaß bot. - Hier handelt es sich aber nicht darum, menschliche Schwächen aufzudecken, um das Gesamtbild erschöpfend darzustellen, hier sollen in möglicher Kürze die positiven Seiten gezeichnet werden, um nach Möglichkeit das historische Bild vor Verzerrung zu bewahren.

Ich gebe zu, ich schrieb diese Zeilen über Becke aus vollem Herzen. Weil ich auch mich mitschuldig fühle. Weil ich ihm viel schuldig bin, - dem treuen Freund, dem Lehrmeister, dem sicheren Berater und Helfer, dem gütigen Vorgesetzten. Die Gedanken schweiften zurück in das Jahr 1917, wo wir in Charleville nebeneinander wohnten, neben einander arbeiteten, an die schweren Eindrücke 1918 in Vilsbiburg und Königswinter, an manchen gegenseitigen Besuch in Fulda, Dresden oder Dahlen; ich denke daran, wie oft ich ihn unter dem Bild des großen Motke in seinem Arbeitszimmer gegenüber saß, ich muß denken an mannigfache Gespräche in Lichterfelde, noch zum Schluß im Frühjahrseende 1944, wo er das letzte Zusammensein mit seiner Tochter bewußt genoß vor dem Abschied für immer.

Aus der Ferne möchte ich seinem gütigen Blick begegnen, seiner durchdringenden Klarheit, den Strahlungen seiner reinen Seele.

Wir müssen unsere Schuld tragen; er kann der Geschichte keine Schuld haben.

Aus Dankbarkeit, zu Ehrlichkeit und dem Andenken an Becke Größe erwächst uns die Verpflichtung, ihn zu ehren.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, Jene zu bekehren, oder Solchen das Handwerk zu legen, die in Wort oder Schrift unsachliches, oberflächliches Urteil fällen, die sich in negativer Kritik an erhabenen Männern heranwagen, die bewußt oder unbewußt der Welt entstellte Wahrheit suggerieren.

Wenn es einer jüngeren Generation gelingen sollte, eigene Persönlichkeiten vom Schicksal Becke heranzuziehen, mit solch' edlem Gehalt, mit solch' geistig-seelischen Fundament und Können - dann braucht das Abendland um den Bestand seiner Kultur und seines Wertes nicht Sorge haben.

Am Geburtstag Becke, dem 29.6.1948

Max von Viebahn.

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

(am v. V. obahn)

Aufflag
über Beck

Handwritten: ~~Generaloberst~~ ~~Beck~~
Handwritten: ~~Handwritten~~

Schrifttum von Generaloberst Ludwig Beck.

- 1.) Betrachtungen über den Krieg. Vortrag vor der Mittwochs-gesellschaft am 24.4.1940.
 - 2.) Die Lehre vom totalen Krieg. Eine kritische Auseinander-setzung.
 - 3.) Strategie.
 - 4.) Der Anführer im Kriege.
 - 5.) Foch, unser grosser französischer Gegner, wie ich ihn sehe. Eine Studie.
 - 6.) Besass Deutschland 1914 einen Kriegsplan?
 - 7.) Der 29. September 1918.
 - 8.) Deutschland in einem kommenden Kriege (Eine Grundsätzliche Betrachtung).
 - 9.) West- oder Ostoffensive 1914? Eine nachträgliche strate-gische Betrachtung.
 - 10.) Einführung in die Truppenführung.
 - 11.) Gedenken an General Graf von der Schulenburg.
 - 12.) Rede zur Feier des 125jährigen Bestehens der Kriegs-akademie am 15.10.1935.
 - 13.) Rede zum 60. Erinnerungstag der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches.
 - 14.) Kriegserfahrungen über Ausbildung von Führern und deren Gehilfen. Unvollständig. Notizen vom 24.3.20.
 - 15.) Notizen vom Verhältnis von Krieg und Politik.
- Handwritten:* ganz General Beck

Donnerstag, 10. Juli 1947

Die Verschwörung des 20. Juli

Drei führende Köpfe

Beck (Soldat) — Goerdeler (Beamter) — Leuschner (Gewerkschaftler)

II.

Ludwig Beck

Kurz vor dem 20. Juli, als die deutsche Widerstandsbewegung an Umfang und Geltung gewonnen hatte und die einzelnen Gruppen — Militärs, Bürger, Sozialisten — langsam zusammengewachsen waren, ragten drei führende Persönlichkeiten besonders hervor. Dies waren der Generaloberst Ludwig Beck, der ehemalige Bürgermeister von Leipzig, Karl Friedrich Goerdeler, und der Sozialist Wilhelm Leuschner.

Die überragendste Figur unter ihnen war zweifellos Generaloberst Beck. Beck verfügte über einen bedeutend weiteren Horizont und eine viel gründlichere Bildung als der durchschnittliche Berufsbeamte oder General. Er stammte aus einer Hugenottenfamilie, sein Vater war Professor im Rheinland, seine Frau die Tochter eines bekannten Juristen. Eine eher intellektuelle als soldatische Natur, zog er den Umgang mit Akade-



mikern und Schriftstellern seinen militärischen Kollegen vor. Er galt als der beste Stratege des deutschen Heeres und machte doch eher den Eindruck eines Philosophen. Er war Mitglied der Mitte des vorigen Jahrhunderts gegründeten sogenannten „Mittwoch-Gesellschaft“, einer Freundesgruppe, die sich traditionell auf 16 Mitglieder aus akademischen und intellektuellen Kreisen beschränkte und allwöchentlich in Berlin zusammenkam. Auch ein anderer Verschwörer, der Botschafter v. Hassell, verkehrte in diesem Klub.

Beck war bis zum Sommer 1933 Chef des deutschen Generalstabes. Aber ein Zusammenarbeiten mit Hitler war einer so einsichtigen und hochgebildeten Natur wie der seinen unmöglich. Seine Gognerschaft gegen das braune System blieb nicht unbekannt. Er wußte von vorn herein, daß Hitlers Aggressionspolitik nur zu einem Kriege führen konnte, den Deutschland nicht überleben würde. Er führte im Hochsommer 1933, kurz vor München, ein Interview mit Hitler herbei, in dem er ihn schonungslos vor dem eingeschlagenen Kurse warnte. Die Folge war seine Entlassung. Von hier an widmete er sich mit wachsendem Eifer der Organisation des Widerstandes.

Die Notwendigkeit einer bräueren politischen Grundlage für die Bewegung und Zusammenarbeit mit andern Parteien war Beck von vornherein klar, insbesondere legte er größten Wert auf die Heranziehung der illegalen Gewerkschaftsgruppen. Im Falle des Gelingens der Revolution war Beck zum zeitweiligen Staatsoberhaupt ausersehen. Er wünschte den Titel eines Reichsverwesers anzunehmen, worin die Stellvertretung für einen Monarchen ausgedrückt werden sollte. Als er die starke Opposition gegen monarchistische Pläne in der Bewegung bemerkte, war er bereit, sich mit dem Titel eines Staatschefs zu begnügen. Wie die Dinge lagen, wäre er wohl schließlich Präsident einer deutschen Republik geworden. Beck war bei seinem Rücktritt erst 52 Jahre alt.

Beck war einer der wenigen hohen Offiziere, die Hitler nicht erst als den Mann der Katastrophe, sondern schon in seinen Erfolgszeiten als den Mann des Verbrechens bekämpften.

Dr. Karl Goerdeler

Dr. Karl Goerdeler war bis etwa 1933 gleichfalls Monarchist, wurde dann aber konservativer Republikaner. Eine Richtung, die er auch in der Widerstandsbewegung vertrat. Goerdeler war wohl der letzte, an den der übliche Antifaschist der dreißiger Jahre als Führer einer Bewegung gegen Hitler gedacht hatte. Fast 60 Jahre alt und aus einer konservativen ostpreussischen Familie stammend, hatte er sich in der Kommunalverwaltung hochgearbeitet und war 1930 Oberbürgermeister von Leipzig geworden. Er hatte stets als Deutschnationaler gegolten. Unter Brüning war er vorübergehend Preiskommissar in der Reichsregierung, hatte wenig Erfolg und kehrte, einen Ministerposten ablehnend, nach Leipzig zurück. Seither interessierte er sich aber auch für Staatspolitik. Persönlich war er von fast puritanischen Anschauungen. Er duldete in seinem Hause kein Mädchen, dessen Verlobung gelöst war, und bezeichnete eine silberne Zigarettendose als „Luxus“. Er hielt nichts von den „jungen Leuten“, zu denen er Männer in

den Vierzigerjahren rechnete, und noch weniger von allen „Ideologien“. Wirtschaftlich war er gegen jeden Sozialismus und für die freieste Unternehmertätigkeit.

Mit Hitler stand Goerdeler anfangs auf gutem Fuß. Der Diktator besuchte ihn wiederholt. Wie so viele andere deutsche Beamte erklärte Goerdeler, man müsse sich in den Naziapparat einschalten, um „Schlimmeres zu verhüten“. Um 1936 jedoch erkannte er das wahre Wesen des Nationalsozialismus und ging in die Opposition. Er lehnte das ihm angebotene goldene Parteiabzeichen ab und benutzte die von den Nationalsozialisten durchgeführte Entfernung des Mendelssohn-Denkmal in Leipzig als Anlaß für seinen Rücktritt. Das waren unter den damaligen Umständen mutige Handlungen. Goerdeler nahm nun Verbindung mit den Oppositionskreisen auf: er nahm eine Stellung bei den Boschwerken, teils um sich ein Einkommen zu verschaffen (er war vermögenslos), teils weil dies ein Deckmantel für seine politischen Auslandsreisen war. Von den Generalen hielt er nicht viel, wie sich zeigen sollte, mit Recht. Er gab der Bewegung eine ausgesprochen zivile Richtung. Die Generale, die sich an der Verschwörung beteiligten, fanden den konservativen Mann durchaus annehmbar, zumal sie sich ihrer politischen Kenntnislosigkeit meist bewußt waren.

Goerdeler war ein Mann von großem persönlichem Mut. Als ihm einmal ein General, den er gegen Hitler zu gewinnen versuchte, entgegenhielt, er brächte andere in Gefahr, hielt er sich aber selber im Hintergrund, schrieb Goerdeler eine ausführliche Anklageschrift gegen den Nazismus nieder, unterzeichnete sie mit seinem Namen und händigte sie jenem General aus.

Nach seiner Leipziger Entlassung unternahm Goerdeler Auslandsreisen und besuchte auch England und Amerika, um vor den Plänen Hitlers zu warnen. Im Ausland schrieb er sein „Testament“, in dem sich der prophetische Satz findet: „Wenn die Nazis an der Macht bleiben wollen, werden sie sich mit Notwendigkeit gegen den christlichen Glauben selbst wenden müssen. Der Kampf gegen die Kirche ist nur Vorbereitung und Tarnung des Eigentlichen. Dies wird der Kampf gegen das Christentum sein.“

Wilhelm Leuschner

Wilhelm Leuschner, seinem ursprünglichen Beruf nach Holzbildhauer und nun schon an die 60 Jahre alt, galt stets als einer der Aktivisten der deutschen Arbeiterbewegung. Auf internationalen Arbeiterkonferenzen war er eine bekannte Figur. Er war modernen, undogmatischen Geistes, etwa dem rechten Flügel der Sozialdemokratie zuzurechnen, aber zuweilen mit stark linksradikalen Einschlägen, einer von denen, auf die das älteste Schema Rechts-Links nicht passen will.

Von 1918 bis 1933 war Leuschner hessischer Innenminister. Früher als die meisten Gewerkschaftler begriff Leuschner die Gefahr des Nazismus. Als Papen 1932 seinen ersten Schlag gegen die Linke führte und die SA aufmarschierte, mobilisierte Leuschner die hessische Polizei und erstickte den drohenden Putsch. Nach der Machtübernahme wurde er entlassen und widmete sich den Gewerkschaften. Als er 1933 an der Tagung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf teilnahm, verlangte Robert Ley von ihm Mitarbeit für die Deutsche Arbeitsfront. Leuschner weigerte sich und wurde beim Grenzübergang in Deutschland sofort verhaftet und in ein KZ gesteckt. 1935 entlassen, eröffnete er in Berlin eine kleine Werkstatt für einen neuen Bierflaschenverschluß, dessen Patent ihm sozialistische Freunde zur Verfügung gestellt hatten. Die Erzeugung diente als Tarnung für einen Sammelplatz der illegalen Arbeiterbewegung, für die Aufrechterhaltung der Verbindung mit den Gruppen im Lande durch „Geschäftsreisen“ und nach einer Version sogar für die Aufnahme der Fühlung mit den militärischen Verschwörern. Leuschner lieferte sein Fabrikat auch an die Wehrmacht und soll durch oppositionell gesinnte Offiziere, mit denen er zu tun hatte, nach gegenseitiger Sondierung an die Mitverschwörer herangebracht worden sein.

Leuschner war mit General von Hammerstein befreundet, und dieser brachte ihn mit Beck zusammen, der ihn mehrmals, mit einer blauen Brille vor den Augen, in seiner kleinen Fabrik besuchte. Weitere Männer der Abwehr gesellten sich dazu, selbst der konservative Admiral Canaris nahm die Verbindung mit ihm auf. Auf diese Weise brachte Leuschner den illegalen Apparat der Arbeiterbewegung in die Widerstandsbewegung hinein und gab ihr eine bedeutend breitere Basis, als die Militärs es vermochten, so daß sich in den drei Führern Beck, Goerdeler und Leuschner zwanglos der Wehrstand, das Bürgertum und die Arbeiterklasse in der Verschwörung verkörperten. Leuschner machte die Verschwörung aus einer Palastrevolution zu einer politischen Bewegung.

Einige Tage vor seiner Hinrichtung, die am 29. September 1944 stattfand, schrieb Leuschner: „Einig bleiben und wiederaufbauen!“ Und als er zum Galgen geführt wurde, sagte er seinen Gefährten in Zeichensprache nur das Wort „Einigkeit!“.

Walter Theimer

(Weitere Artikel folgen)

Generaloberst Beck / Von Paul Fechter

Der ehemalige Chef des Generalstabs, Generaloberst Beck, wurde nach dem Tode Groener an dessen Stelle berufen: am 15. November 1939 nahm er zum erstenmal — es war im Hause Eugen Fischers — an einem Abend der Mittwochsgesellschaft teil, um von da an, wenn sein Gesundheitszustand es irgend erlaubte, zu jeder Sitzung zu erscheinen. 1942, im dritten Kriegsjahr, kam ich zum erstenmal in sein Haus in Lichterfelde-Ost, in der Goethestraße, in der er seit Jahren wohnte. Bei dieser Gelegenheit sprach sich eine an sich belanglose kleine Begegnung ab, die aber für die menschliche Wirkung des Mannes bezeichnend war.

Am Bahnhof Lichterfelde hielt eine elektrische Bahn, auf deren Hinterperron zwei Schaffner standen, ein älterer und ein jüngerer. Ich trat heran und fragte, ob der Wagen nach der Goethestraße führe. Da sie bejahten, stieg ich auf und blieb bei ihnen stehen. Der Ältere sah mich eine Weile prüfend an und sagte dann ruhig: „Sie wollen doch sicher bei'n Generaloberst Beck?“ Als ich erstaunt zurückfragte, woher er das wisse, lächelte er: „Wenn Sie nach der Joethestraße fragen, wollen Sie bestimmt zu'n Generaloberst Beck. Wohin sollten Sie sonst in der Joethestraße?“

Es war kein Wunder, daß er sogar den Straßenbahnern seiner Gegend bekannt war, lebte er doch schon dort, als er noch im Generalstab saß; wahrscheinlich aber wäre er ihnen auch ohne seine lange Nachbarschaft aufgefallen, so unauffällig war sein Wesen wie seine Erscheinung. Der mittelgroße, schlanke Mann mit dem schmalen Kopf war ein Typus des höheren preussischen Offiziers, wie er vollendet nicht gedacht werden konnte. Alles an ihm war geformt und bis ins Letzte beherrscht, so daß es wieder vollkommene Natürlichkeit geworden war, die nur sich unterstand. Sein schmales, völlig ausgearbeitetes, wesentlich auf Profil gestelltes Gesicht war bis in die feinste Regung seinem bewußten Wesen unterstellt; Geist und Willen waren in einer Einheit aufgegangen, die schon den Zügen des Lebenden etwas von einer großartig durchseelten Plastik geben. Das Schönste an diesem Gesicht waren die Augen, kluge, sehr geistige Augen, die zuweilen

mit dem Scharm einer menschlichen Wärme aufleuchten konnten, wie sie im Bereich seines Berufes sonst nicht eben häufig war.

An jenem Junitag des Jahres 1942 sprach Ludwig Beck vor uns über die Lehre vom totalen Krieg; er gab eine kritische Auseinandersetzung mit den Thesen Ludendorffs, die vernichtend war. Er polemisierte nicht, er zeigte nur die Konsequenzen der Idee, etwa die Gefahren, die eine solche Kriegführung schon für die Möglichkeit eines Friedens-



Foto: Archiv

schlusses im Bismarckschen Sinne mit sich bringen mußte, und kam zuletzt von Kant aus zu dem Ergebnis, daß nur auf dem Wege einer sittlich fundierten Politik diese Lehre vom totalen Krieg und seinem Primat gegenüber aller Politik zu überwinden sei. Sie müsse aber überwunden werden, weil nur von einer Politik eines sittlichen Idealismus aus ein neues, dauerhaftes Verhältnis zwischen den Völkern geschaffen werden könne.

Es war ein Genuß seltener Art, ihm zuzuhören und zu folgen. Sein Denken war wie er, klar, bestimmt, streng, unbestechlich und zugleich verbindlich, unauffällig, unbetont, wie alle seine Lebens-

äußerungen. Er sprach ohne jeden Prunk, als ob er voraussetze, daß der Hörer alles selbst ebenfalls wisse: er verbarg sein Wissen mehr, als daß er es demonstrierte.

Es ist schwer, ein Bild der Wirkung zu geben, die von diesem klaren Geist und mehr noch von seinem menschlichen Wesen ausging. Beck war die Diskretion und die Zurückhaltung selbst; man mußte in Gesellschaft immer etwas nach ihm suchen, so diskret und leise waren sein Erscheinen und Auftreten. Wenn aber dieser Mann für einen Augenblick sein unbeschreibliches Lächeln ausstrahlen ließ, für Momente mit diesem Lächeln den Partner den Widerschein einer inneren Welt ahnen ließ, die niemand in ihm vermutet hätte, dann gab es wohl keinen, der sich ihm zu entziehen vermochte, und es war begreiflich, daß noch der Allerbeste junge Menschen zu Verehrung und heller Begeisterung trieb, zu einem Beglücktsein allein durch die Tatsache, daß in der Welt von 1940 ein Mann wie Ludwig Beck noch möglich war.

Ich habe zweimal das Glück gehabt, ihn bei mir zu sehen; beim drittenmal, im Jahre 1943, war er krank; Sauerbruch hatte ihn operiert, und vom Februar 1943 bis zum Jahresende mußte er den Zusammenkünften fernbleiben. Erst im Jahre 1944 tauchte er wieder auf und brachte wieder einen Klang in den Kreis, der gerade um seines kaum vernehmbaren Reizes willen unvergeßbar blieb. Wenn er in Lichterfelde im Garten stand — neben dem es Ulrich Wilcken, damals Direktor des Reichsarchivs —, dann war es bezaubernd zu sehen, mit welcher Höflichkeit des Herzens Beck den alten Mann an seiner Seite vorsichtig ungestört ließ, ehe er ihn in eine jener Unterhaltungen zog, die bei aller Gewichtslosigkeit viel mehr als Unterhaltungen waren. Er verriet es, auf seine frühere Welt einzugehen; ich habe auch kaum jemals Negation oder Kritik der Generalität von ihm gehört. Eher gab er mit ein paar knappen Strichen Wesensbilder von einzelnen, zeichnete einen Umriss von Dietl, von Rommel, aus dem etwas von der wirklichen Persönlichkeit und den Fähigkeiten des Skizzierten sichtbar wurde. Man spürte zuweilen deutlich die bewußte Herrschaft des Schweigens, die er seinem Leben auferlegt hatte, und daß er das Eigentliche bei aller freundschaftlichen Offenheit, mit der er sich gab, den besonderen Stunden und der besonderen Nähe vorbehielt.

Einmal habe ich diese Nähe einer besonderen Stunde mit ihm erleben dürfen. Hans Lietzmann war am 25. Juni 1942 in Locarno gestorben; im Herbst lud die Universität zu einer Trauerfeier in der schönen alten Barockaula des Prinz-Heinrich-Palais. Sie war bis auf den letzten Platz gefüllt; nur neben mir in der Mitte des Saales, dicht am Gang, war durch Zufall ein Stuhl freigebblieben. Kurz vor Beginn der Feier tauchte Ludwig Beck auf, schmal, dunkel, sah mich, kam herüber und ließ sich nieder. Die Feier war schön, des Toten und seiner Leistung würdig; sie schloß mit Bachs letzter Komposition, jenem Choral aus der Kunst der Fuge, aus dessen von allem Irdischen entleerten Klängen schon der Tod fahl und einsam herübergrüßte. Als alles vorüber war, gingen wir langsam, schweigend die steinernen Treppen hinab, auf denen die Schritte noch ebenso hart und unwirklich hallten wie einst vor Jahren, da wir als Studenten sie täglich auf- und abliefen, und traten ins Freie.

Wir wanderten langsam die grauen Linden entlang, auf der Mittelpromenade. Beck hatte vorgeschlagen, bis zum Potsdamer Bahnhof zu Fuß zu gehen und erst dort die S-Bahn zu nehmen. Wir sprachen wenig. Auf einmal blieb er stehen und fragte: „Kannten Sie das Stück, das zuletzt gespielt wurde?“ Ich bejahte und gab Auskunft. Er sah mich eine Weile nachdenklich an: „Das war das Jenseitigste, das ich je gehört habe“, sagte er dann halb für sich, „Sehr merkwürdig.“

Wir gingen weiter; ich fühlte, wie ihn etwas beschäftigte, und schwieg. Und auf einmal fuhr er fort, halb für sich, halb zu mir: „Das sollte man sich merken — für alle Fälle, Meinen Sie nicht?“

Als die ersten Schilderungen des 20. Juli erschienen, war das Grauenhafteste die Vorstellung, was diesem Mann geschehen war. Man sah wieder das Gesicht des Lebenden, in das man nie ohne ein Gefühl bester Verehrung geblickt hatte, und lehnte sich auf gegen den Widersinn eines Schicksals, das den Sieg den Minderwertigen gegeben hatte. Die späteren Schilderungen seines angeblichen Verhaltens, die dann in der Gerichtsverhandlung gegeben wurden, konnten in ihrer Verlogenheit nicht einmal von weitem an das Bild rühren, das die Begegnung mit ihm unverlierbar in der Seele hinterlassen hat.

Aus dem demnächst im Verlag G. Bertelsmann, Gütersloh, erscheinenden Buche „Menschen und Zeiten. Begegnungen aus fünf Jahrzehnten“ von Paul Fechter.

Sonderdruck**UNIVERSITAS**

Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur

INHALTSVERZEICHNIS:

<i>Prof. Dr. Theodor Heuss, Bonn:</i> Die Stadt der Zukunft	113
<i>Prof. Dr. Otto Forst de Battaglia, Wien:</i> Die neue Weltliteratur - Dichtung unserer Zeit	123
<i>Prof. Dr. phil. et theol. Hermann Voth, Münster:</i> Schöpfungsglaube und Entwicklung	135
<i>Prof. Dr. Géza Révész, Amsterdam:</i> Psychologie des Händedrucks und der Weltsprache der Hände	143
<i>Prof. Dr. Dr. Hans Harmsen, Hamburg:</i> Gesundheit als Objekt der Profitgier	149
<i>Prof. Dr. Werner Rauh, Heidelberg:</i> Peru und die Kordillere - Reiseindrücke	159
<i>Dr. Hans Oesch, Basel:</i> Einführung in die elektronische Musik	167
<i>Prof. Dr. Herbert Schönfeld, Berlin:</i> Über den Wissenschaftsanspruch der Astrologie	177
Zur geistigen Situation der Zeit	
<i>Prof. Dr. Eduard Spranger, Tübingen:</i> Generaloberst Beck in der Mittwochsgesellschaft - Zu dem Buch: Ludwig Beck „Studien“	183
Neue Literatur	
u. a. Biographien / Psychologie / Rechts- und Staatswissen- schaften / Dichtung / Kunstwissenschaft / Kulturgeschichte / Medizin und Naturwissenschaften / Bibliographische Auslese	195
Von den Hochschulen und Akademien	
u. a. Internationaler Kongreß für Verwendung der Sonnen- energie	207
Friedensarbeit der Kirche	
u. a. Fernschübertragungen von Gottesdiensten?	213
Internationaler Kulturspiegel	
u. a. Ernst Kreneks Freiheitssoper „Pallas Athene weint“ - Hamburger Uraufführung	217

Unter Mitarbeit von:

Prof. Dr. Paul Althaus, Erlangen; Dozent Dr. A. Angyal, Debreven; Prof. Dr. med. W. Bargmann, Kiel; Prof. Dr. Werner Bock, Buenos Aires; Dr. med. Theo Bovet, Lausanne; Prof. Dr. Donald Brinkmann, Zürich; Dozent Dr. Hellmut u. Dr. Emma Brunner; Prof. Dr. A. Butenandt; Dr. phil. Anni Carlsson, Göttingen; Dr. med. H. Degen, St. Ingbert; Prof. Dr. Andre Eckardt, München; Prof. Dr. Otto Forst de Battaglia, Wien; Dr. phil. Eva Friedrich, Paris; Karl Fürstenberg, Mainz; Prof. Dr. Josef Ganner, Basel; Prof. Dr. phil. Helmuth von Glasenapp; Dr.-Ing. Hellmut Gnam, Stuttgart; Prof. Dr. Wilibald Gurlitt, Freiburg; Bibliotheksrat Dozent Dr. Axel von Harnack; Prof. Dr. sc. nat. Gerhard Haberer, Göttingen; Dozent Dr. G. Hennemann, Werdohl i. Westf.; Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. A. Hilckman, Mainz; Dr. Hans Egon Holtmann, München; Prof. Dr. Pascual Jordan, Hamburg; Prof. Dr. Dr. Adolf Keller, Zürich; Prof. Dr. theol. Adolf Köberle; Prof. Dr. med. August Mayer, Tübingen; Prof. Dr. jur. A. J. Merkl, Wien; Dr. Richard Mönnig, Bonn; Prof. Dr. phil. Wilhelm Mommson, Marburg; K. O. Paezel, New York; Dr. Max Picard, Costano; Prof. Dr. Emil Preetorius, München; Prof. Dr. med. Carl Ribbeling, Hamburg; Jean Rubin, Caracas; Prof. Dr. Wilhelm Röpke, Genu; Dr. Horst Rüdiger, Mailand; Prof. Dr. Erich Ruprecht, Freiburg; Prof. Dr. phil. Karl Schejold, Basel; Prof. Dr. H. Schoeck, Emory, Ga/USA; Dr. Dr. Theodorus Spoorri, Bern; Prof. Dr. Eduard Spranger; Prof. Dr. theol. Th. Steinbüchel; Prof. Dr. phil. Karl Strubecker, Karlsruhe; Prof. Dr. Dr. phil. Helmut Thielicke, Hamburg; Prof. Dr. jur. Giorgio del Verchiaio, Rom; Dr. Antonio Villani, Neapel; Prof. Dr. phil. Kurt Wais; Dozent Dr. phil. Hermann Weinert; Prof. Dr. phil. Georg Weiss, Tübingen; Senator Prof. Dr. Hans Wenke, Hamburg; Helmut Werner, Münster/Westf.; Prof. Gustav Widmann; Prof. Dr. Julius Wilhelm; Dr. Norbert Witsch, Salzburg; Dr. phil. H. Wöcker, Bad Oeynhausen; Dr. P. Wohlfahrt, Bingley York/England; Dr. Gerhard P. Zacharias, Zürich.

Begründet 1946 von Dr. S. Maiwald und Dr. Eberhard Orthbandt

Herausgeber 1947—1952: Dr. Serge Maiwald †

Herausgeber und Schriftleiter: Dr. H. Walter Bähr

Die Zeitschrift „Universitas“ erscheint monatlich. Sie kann durch jede Buchhandlung oder vom Verlag Stuttgart-N., Birkenwaldstraße 41, bezogen werden. Bezugspreis vierteljährlich 6,- DM zuzüglich Bestellgebühr, Einzelheft 2,20 DM, für Studenten bei Vorlage einer Bescheinigung der zuständigen Fachschaft vierteljährlich 4,80 DM. Abbestellungen sind nur zum Quartalsende möglich und müssen, um für das kommende Vierteljahr berücksichtigt werden zu können, 14 Tage vor Beginn des neuen Quartals beim Verlag vorliegen.

Beiträge und Besprechungsstücke sind an die Schriftleitung der „Universitas“, Stuttgart-N., Birkenwaldstr. 41, Postfach 40, zu richten (Fernsprech-Sammelnummer 925 59). Wir bitten, Besprechungsstücke nur auf Grund besonderer Aufforderung oder Vereinbarung einzusenden. Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Besprechungsstücke wird keine Gewähr übernommen. — Unverlangt eingegangene Manuskripte werden grundsätzlich nur dann zurückgesandt, wenn Rückporto beigelegt. — Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe (durch Photokopie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) und der Übersetzung, vorbehalten. Auf Wunsch erhalten die Verfasser von Originalarbeiten 50 Sonderdrucke. — Zuschriften über Versand, Anzeigen usw. nur an die Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft m. b. H., Stuttgart-N., Birkenwaldstraße 41, Postfach 40, Fernsprech-Sammelnummer 925 59, Postscheckkonto 27380, Erfüllungs- und Gerichtsstand Stuttgart. — Druck: Buchdruckerei Eugen Gobel, Tübingen.

WISSENSCHAFTLICHE VERLAGSGESELLSCHAFT M.B.H.
STUTTGART / POSTFACH 40

ZUR GEISTIGEN SITUATION DER ZEIT

PROF. DR. EDUARD SPRANGER, TUBINGEN

Generaloberst Beck in der Mittwochsgesellschaft

Zu dem Buch: Ludwig Beck „Studien“

Die Gestalt des Generalobersten Beck, deren geschichtliche Bedeutung man erst später ganz begreifen wird, ist unserem Volke noch viel zu wenig bekannt. Wolfgang Förster, Hans Rothfels, Eberhard Zeller und Theodor Heuss haben ihm ehrenvolle Denkmäler gesetzt. Aber was weiß man in weiteren Kreisen von seiner Persönlichkeit, abgesehen von seinem blitzartigen Hervortreten und ebenso schnellen tragischen Versinken am 20. Juli 1944? Wer war es eigentlich, der es wagen wollte, dem damals Allgewaltigen die Zügel aus der Hand zu nehmen? Welche Sinnesart ist dabei maßgebend gewesen?

I.

Angesichts der Spärlichkeit aller Quellen aus einer Zeit, in der der staatliche Sicherheitsdienst die Lebensführung eines jeden zur Heimlichkeit zwang, ist es aufs freudigste zu begrüßen, daß Generalleutnant Hans Speidel endlich einige Schriftstücke aus der Hand des Generalstabschefs in die Öffentlichkeit bringt, die ihm die Tochter des Verewigten anvertraut hat¹. Der Titel „Studien“ ist gut gewählt, weil er das Selbstgesprächartige dieser Blätter kennzeichnet, an deren Drucklegung der Verfasser im Dritten Reich kaum hat denken können. Andererseits ist es doch ein Verlegenheitstitel. Er soll militärisch-fachliche Betrachtungen, Denkschriften und Manuskripte für Vorträge, die in einer kleinen Abendgesellschaft gehalten worden sind, gleichmäßig decken. Die letzteren bilden sogar den Hauptbestand. Es handelt sich um die im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 viel erwähnte Berliner Mittwochsgesellschaft (gogr. 1863), in die Beck bald nach seinem Abschied hineingewählt worden war². In diesem Kreise hat er fünfmal gesprochen. Die Unterlagen dazu erscheinen in den „Studien“, die nach der Ent-

¹ *Ludwig Beck, Studien*. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Speidel, K. F. Köehler Verlag, Stuttgart 1955. 1 Bild, 302 S., DM 20.—.

² Näheres über die Mittwochsgesellschaft bei *Paul Fichter, Menschen und Zeiten*, Gütersloh 1948. S. 365 ff. — Die wenigen internen Drucksachen der Gesellschaft habe ich dem Bundesarchiv in Koblenz übergeben.

stehungszeit geordnet sind, als Nr. 4, 5, 7, 8 und 9. Die Darstellungsform der Vorträge ist durch die Zusammensetzung der Hörerschaft bedingt; sie bestand überwiegend aus Professoren und hohen Beamten; ein militärischer Fachmann war nicht darunter. Der Mangel, daß in solchen Reden Becks eigentliche Gedankenwelt nur peripherisch zum Ausdruck kommt, wird dadurch ausgeglichen, daß sein Ethos sich hier um so rückhaltloser aussprechen konnte. Und dafür vor allem brauchen wir Zeugnisse. Eines der wichtigsten ist in der Auseinandersetzung mit Ludendorff enthalten, die in den „Studien“ als Nr. 8 unter dem Titel „Die Lehre vom totalen Kriege“ auftritt. Für das historische Bild von Beck und für sein Eingreifen in den Gang der Dinge ist aber noch viel belangvoller eine an den Generalfeldmarschall v. Brauchitsch gerichtete — sei es spontane, sei es angeforderte — Denkschrift von Ende 1938: „Deutschland in einem kommenden Kriege“ (Nr. 2). Dieses Dokument sollte unter dem Namen „Die große Warnung“ in die künftige Geschichtsschreibung eingehen.

Im übrigen ist es verständlich, daß eine Sammlung von Gelegenheitsäußerungen einige Gedanken wiederholt anklingen läßt. Insbesondere die zweite Studie übernimmt manches aus der ersten. Die fünfte: „Betrachtungen über den Krieg“ — zeitlich der erste in der Mittwochsgesellschaft gehaltene Vortrag — hat die „große Warnung“ zum Hintergrunde.

Es ist nicht die Aufgabe einer Buchbesprechung, aus den verschiedenen Beiträgen eine Systematik von Becks Gedanken über Politik, Heerführung und Krieg herauszuholen — wofür später hoffentlich noch reicheres Material zutage kommen wird. Im folgenden seien nur wenige Streiflichter auf Einzelheiten geworfen. Zu diesem Zweck gruppieren ich die Texte etwas anders, nämlich in geschichtliche und militärwissenschaftlich-prinzipielle, wozu sich ein drittes, für den Zeitpunkt von 1938 höchst „aktuelles“ Dokument gesellt.

(1) Die kriegsgeschichtlichen Beiträge beziehen sich sämtlich auf Ereignisse oder Gestalten des ersten Weltkrieges: „Besatz Deutschland 1914 einen Kriegsplan?“; „West- oder Ostoffensive 1914“; „Der 29. September 1918“; „Foch, unser großer französischer Gegner“. Bei dem ersten Thema ist es ohne weiteres klar, daß hier die Geschichte zur Lehrmeisterin der Gegenwart werden sollte (März 1939!). In den anderen finden sich ebenfalls stille Bezüge auf die Zeittage. Rein historisch ist wohl am ertragreichsten die Studie über den Nervenzusammenbruch Ludendorffs im September 1918.

Ich erinnere mich, daß sich daran — entgegen den Gewohnheiten der Mittwochsgesellschaft — eine lebhafte Debatte anknüpfte. Sauerbruch vertrat nämlich die Ansicht, daß bei Ludendorff eine basedowide Anlage zum Durchbruch gekommen sei, als 1914 der Sturm auf die Festung Lüttich nicht glatt zu gehen schien (Stegemann, Geschichte des Krieges, Bd. I, 108). In dem ganzen Feldzuge habe er dann die außergewöhnliche Erregbarkeit und schwankende Gemütsverfassung gezeigt, die für die Basedowkranken charakteristisch ist. Beck behandelt Ludendorff immer achtungsvoll. Aber man kann nicht verkennen, daß er dem „großen Gegner“ Foch beinahe mehr menschliche Sympathie entgegenbringt. Verwandtes Meistertum erkennt sich auch in der kriegerischen Begegnung gegenseitig an.

Bei den kriegsgeschichtlichen Stücken ist zu erwähnen, daß der Herausgeber den Bericht von Beck über seine Reise nach Paris im Juni 1937 hinzugefügt hat, der für das Gespräch mit General Gamelin quellenmäßige Bedeutung hat.

(2) Vor mehr als 20 Jahren habe ich dem General v. Haeflén nach einer Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften die Frage gestellt, ob man heute angesichts der ungeheuren technischen Wandlungen überhaupt noch aus der Kriegsgeschichte etwas lernen könne. Er bejahte es entschieden, mit eindrucksvollen Begründungen. Der Laie, der die militärwissenschaftlich-systematischen Studien von Ludwig Beck liest, wird darüber hinaus erstaunt sein, daß es in diesem Fache noch so etwas wie eine unerschütterte Klassizität gibt. Immer wieder beruft er sich auf Clausewitz, und zwar nicht nur hinsichtlich der *Philosophie* des Krieges, die natürlich überzeitliche Gesichtspunkte enthält, sondern auch in Dingen der fachlichen Begriffsbildung. Hierhin gehört der Aufsatz über „Strategie“ (im Verhältnis zu Operation und Taktik) und über den „Anführer im Kriege“. Beim letztgenannten braucht man nach dem zeitgenössischen Anstoß nicht lange zu suchen. Aber der ganze Problemkomplex erscheint doch immer in dem höheren Licht der Prinzipienfrage: Welche Instanz soll den Primat haben: sagen wir „das Politische“ oder „das Militärische“? Hier entscheidet sich Beck — ungeachtet der Eigentümlichkeit des damaligen Staatschefs — eindeutig für den Vorrang der Politik, freilich einer verantwortlichen, besonnenen und weit vorausblickenden Politik. Den Fehler der Lehre Ludendorffs vom totalen Krieg³ erblickt er gerade darin, daß dieser — mindestens im Kriege — den obersten Heerführer

³ Ludendorffs Buch „Der totale Krieg“ war 1935 erschienen.

mit absoluter Gewalt ausstatten wollte; daraus ergäben sich alle unheilvollen Übertreibungen. Wenn sich Beck trotzdem selbst wiederholt der Bezeichnung „totaler Krieg“ bedient, so liegt darin nur die Anerkennung eines Faktums: es ist so weit gekommen, daß der totale Krieg mit allen seinen Konsequenzen schon die Regel ist. Aber dieses Faktum bleibt für Beck eine Erscheinung, *die nicht sein soll*. Sie beruht auf einer Mißbildung in dem Strukturverhältnis zwischen Staatsführung und Wehrmacht bzw. Kriegsführung. Man sollte diesen Vortrag mit besonderer Aufmerksamkeit lesen. Denn hier enthüllt sich die tiefste Wurzel von Becks ethisch-politischer Einstellung. Der Aufmerksame wird sich dann darüber klar werden, daß die als normal anzuschenden Maßstäbe gar keine volle Bedeutung mehr für das spätere Handeln von Beck haben konnten, weil die Verhältnisse bei den obersten Instanzen in jener Zeit bereits einer pathologischen Entartung verfallen waren. — Übrigens hatte Beck kurze Zeit vor dem in der Mittwochsgesellschaft gehaltenen Vortrag einen öffentlichen philosophischen Vortrag mit dem gleichen Thema besucht. Er hat sich mir gegenüber am Schluß scharf ablehnend geäußert. Seine eigenen Ausführungen lehren, daß er natürlich keiner einseitigen Abhängigkeit der Heeresleitung von jeder beliebigen Politik das Wort reden wollte. Er forderte, daß der Chef des Heeres dauernd seinen Platz im Kabinett haben sollte. Die Unklarheit in der Verteilung der obersten Zuständigkeiten — das ist der immer wiederkehrende Unterton — war 1939 noch viel größer als 1911.

Beck hat das ganze Thema nicht als ein philosophisches Problem behandelt, obwohl er genötigt war, dabei einige kleine Schriften von Kant zu lesen und zu zitieren. Ich kann dem Urteil von Speidel, daß Beck eine philosophische Geistesrichtung besessen habe, nicht zustimmen. Hätte er sich früher mit philosophischen Dingen beschäftigt, so hätte in seiner späteren Zeit das Buch von Hans Jürgen Baden nicht einen so ungewöhnlich starken Eindruck auf ihn gemacht. Der Generaloberst lebte in der Vorstellung von sachgemäßen Ordnungen, die sich nicht umkehren ließen. Das ist die Wurzel seines militärischen Ethos: Es wäre sinnwidrig, die Kriegsführung der politischen Führung vorzuordnen. Woran aber die Politik sich ihrerseits zu orientieren habe, diese Frage beantwortet er (S. 248) mit dem Zitat aus Kant: „Die wahre Politik kann ... keinen Schritt tun, ohne zuvor der Moral geschuldt zu haben. ... Das Recht der Menschen muß heilig gehalten werden, der herrschenden Gewalt mag es auch noch so große Aufopferung kosten.“

Die dann folgenden Sätze von Beck ermöglichen den klarsten Blick in seine sittliche Grundgesinnung. Daß diese zuletzt in religiöse Tiefen hinabreichte, tritt auf den gedruckten Blättern nicht hervor, ist aber durch persönliche Gespräche sicher bezeugt.

(3) Die Denkschrift „Deutschland in einem kommenden Kriege“ trägt den Untertitel: „Eine grundsätzliche Betrachtung.“ Soll dadurch die unmittelbar offensive Spitze gegen das Hitlerregiment gemildert werden? Sie ist in den hier mitgeteilten Schriften von 1937 bis 1944 die *aktuellste* Stellungnahme überhaupt. Und doch wird sie mit Recht auch „grundsätzlich“ genannt. Denn sie betrifft in zeitentbundener Sicht die ungeheure Verantwortung, die der Führer des Staates trägt.

„Die tiefsten Ursachen, welche das wirkliche Leben der großen Staaten in ihrem Verhältnis zu einander beeinflussen, sind herrschende Tendenzen auf dem Gebiete der Ideenwelt. Ihr Widerstreit kann zu kriegerischen Konflikten führen.“ Das ist gewiß ein „grundsätzliches“ Bekenntnis! Trotzdem muß man jeden weiteren Satz unter die Lupe nehmen, nicht nur auf das hin, was er direkt sagt, sondern ebenso sehr auf das, was er hindurchschimmern läßt. Denn diese Schrift ist an den höchsten Mann im militärischen Dienst gerichtet. Deutlich genug wird vor den — nunmehr typisch gewordenen — deutschen Pyrrhussiegen gewarnt. „Nicht umsonst weiß die Geschichte von Kriegen zu berichten, die gewonnen oder verloren waren, ehe sie begonnen hatten. Die Ursache war fast allemal Verdienst oder Schuld der Politik.“ Deshalb „gehören heute Staatsmann und Feldherr enger zusammen als je“ (60). Es genügt, hier nur noch den einen Satz hinzuzufügen: „Ein Krieg, den Deutschland beginnt, wird sofort weitere Staaten als den angegriffenen auf den Plan rufen. Bei einem Krieg gegen eine Weltkoalition wird Deutschland unterliegen und dieser schließlich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein.“ Mit welchen Gefühlen lesen wir im Jahre 1955 diese große Warnung von Ende 1938!

II.

Es ist von besonderer Bedeutung, daß es gerade der Generalleutnant Dr. Speidel ist, der dieses Vermächtnis von Ludwig Beck herausgibt. Man möchte darin die Gewähr einer ethischen Kontinuität erblicken, wenn auch die faktisch-politischen Umstände sich seitdem aufs stärkste verwandelt haben. Gegenüber der sachlichen Leistung und ihrem hohen symbolischen Wert ist es von geringerem Belang, wenn namens der Mikrologie der historischen For-

schung einige Kleinigkeiten editionstechnischer Art berührt werden. Die Gestalt, in der Lebensdokumente zuerst erscheinen, ist nämlich maßgebend für alle künftige Weiterarbeit, die vielleicht an die Quellen selbst nicht mehr herankann. Man hätte gewünscht, daß die Beschaffenheit der Manuskripte etwas genauer beschrieben worden wäre. (Schreibmaschine? Verbesserungen? Anhaltspunkte für die Datierung im Text und außerhalb des Textes? usw.). Bei der Aufzählung der Mitglieder der Mittwochsgesellschaft wäre der immer wechselnde Personalbestand zu berücksichtigen. Diels und Diels sind eine Person: der Botaniker Ludwig Diels. Baethgen und Planck sind niemals Mitglieder des Kreises gewesen.

Generalleutnant Dr. Speidel hat mir die Ehre erwiesen, aus einigen Seiten der Erinnerung an Beck, die ich auf seinen Wunsch, wohl Ende 1947, aufgeschrieben habe, einen Satz zu zitieren. Bei der Spärlichkeit der Überlieferung aus Becks letzten Lebensjahren wage ich es, den vollständigen Text hier folgen zu lassen, in dem einige kleine menschliche Züge festgehalten sind. In ihn ist neu eingefügt, was sich erst aus der Kenntnis der „Studien“ und anderer Veröffentlichungen ergeben konnte.

*

Ich bin mir bewußt, daß der Boden, auf dem es mir vergönnt war, dem Generalobersten Beck zu begegnen, gar nicht die Möglichkeit bot, ein angemessenes Bild von ihm zu gewinnen, sei es von dem Meister der Heerführung, sei es von dem Menschen in seinem vertrauten Kreise. Die Mittwochsgesellschaft war ein Ort, an dem man sich entspannte und die Bindungen des Berufes zurücktreten ließ. Die Perspektive, aus der man sich gegenseitig sah, war sehr zufällig und begrenzt. Was ich im folgenden — nicht ohne Zögern — zu berichten wage, kann nur unter Beachtung dieser einschränkenden Vorbemerkung bewertet werden.

Der verabschiedete Generalstabschef wurde 1939 zum Mitgliede der Mittwochsgesellschaft gewählt und hat am 15. November 1939 zum ersten Mal an einer Sitzung teilgenommen. Er wurde in diesem Kreise der Nachfolger für den General und Reichswehrminister a. D. Wilhelm Groener († 1939). Zur Zeit seines Eintritts gehörten der Gesellschaft an: Ludwig Diels, Paul Fechter, Eugen Fischer, Jens Jessen, Hans Lietzmann, Hermann Oncken, Albrecht Penck (Kanzler), Julius Petersen, Wilhelm Pinder, Johannes Popitz, Ferdinand Sauerbruch, Johannes Stroux, Ulrich Wilcken und der Verfasser dieser Zeilen. Später kamen als Nachfolger für inzwischen verstorbene Mitglieder noch Ulrich von Hassell, Werner Heisenberg, Hans-

Heinrich Schaeder und Wolfgang Schadewaldt hinzu. Am 19. Juni 1940 feierte die 1863 gegründete Gesellschaft ihre 1000. Sitzung auf Schloß Brüningslinden an der Havel, an der Beck teilgenommen hat.

Die Mittwochsgesellschaft war ihrer Bestimmung nach eine rein gesellige, unpolitische Vereinigung. Sie nannte sich „Gesellschaft für wissenschaftliche Unterhaltung“. Alle 14 Tage kam man zusammen, abwechselnd in den Häusern der Mitglieder. Der Hausherr hielt einen Vortrag, über den keine offizielle Diskussion stattfand. Es folgte ein einfaches Essen, an dem auch die Hausfrau teilnahm. Wie stets, so vereinigte auch um 1939 die Mittwochsgesellschaft Männer von sehr verschiedener politischer Richtung. In der Zeit des Nationalsozialismus gehörten ihr auch solche an, die Hitler bewunderten, mindestens sein System und seinen Kurs für richtig hielten. (Vgl. Ulrich v. Hassell, Vom anderen Deutschland, S. 150.) Es ist aber kein Fall von Indiskretion bekannt geworden. Da meine Begegnungen mit Beck, abgesehen von einer Stunde tiefster persönlicher Aussprache in seinem Hause und vom Treffen bei öffentlichen Veranstaltungen, ausschließlich in der Mittwochsgesellschaft stattgefunden haben, stammen meine Erinnerungen nur aus diesem Kreise.

Der Generaloberst, dessen freiwilliger Abschied aus dem Heere seinen Motiven nach in den Umrissen bekannt war, der für die Beurteilung der Kriegseignisse Fachmann ersten Ranges und auch politisch immer noch hervorragend unterrichtet war, wurde in jenen aufgeregten Zeiten natürlich Mittelpunkt unseres Interesses. Aber niemals hat er seinerseits mit dem leisesten Zuge spüren lassen, daß er Mittelpunkt sein wollte. Vielmehr nahm er an den oft sehr speziellen Fragen, die der jeweilige Vortrag behandelte (vgl. U. v. Hassell, a. a. O., S. 245) aufgeschlossensten Anteil und folgte heiter auch dem leichtesten Gespräch, — im Stehen meistens mit der für ihn charakteristischen Bewegung des Ineinanderreibens der Hände. (Er erzählte übrigens selbst, daß er ungewöhnlich empfindlich gegen Kälte wäre und daß ihm der Kronprinz deshalb im ersten Weltkrieg einmal einen Pelz verehrt hätte). Er verkörperte überhaupt in seiner äußeren Haltung nicht den Typus des Militärs, sondern eher den eines Denkers, den sein Berufsweg auf den besonderen Zweig strategischen Denkens geführt hatte. Er verband damit die weit umfassende Bildung, die die deutsche Generalität alter Schule fast durchweg auszeichnete. Besonders gern sprach er von seiner Elsässer Zeit, und es wirft vielleicht einen Strahl in sein intimeres Seelenleben, daß er sich für sein Alter ein Häuschen im Elsaß gewünscht hatte.

Beck selbst hat in seinem Hause, in seinem bei Tage immer etwas düster wirkenden Arbeitszimmer mit Ausnahme von Nr. 5 folgende Vorträge gehalten, deren Inhalt in den von Speidel herausgegebenen „Studien“ nach dem Manuskript veröffentlicht ist:

1. Betrachtungen über den Krieg (24. 4. 1940); 2. Besaß Deutschland 1914 einen Kriegsplan? (28. 11. 1940); 3. Der 29. September 1918 (1941); 4. Die Lehre vom totalen Kriege (Juni 1942); 5. Foch, unser großer französischer Gegner, wie ich ihn sehe (31. Mai 1944, laut Fechter S. 408).

Die Lücke im Jahre 1943 erklärt sich daraus, daß Beck unseren Zusammenkünften sehr lange fernbleiben mußte. Wegen eines böartigen Darmleidens unterzog er sich bei Sauerbruch einer Operation, der die in solchen Fällen notwendigen Nachoperationen folgten. Diejenigen unter uns, die insgeheim den kommenden Mann in ihm erblickt hatten, fanden dadurch ihre Hoffnungen schmerzlich in Frage gestellt. Denn selbst bei einer völligen Genesung war kaum zu erwarten, daß ihm die Durchführung einer entscheidenden Aktion noch möglich sein würde. Als ich den Rekonvaleszenten einmal in der Charité besuchte, hatte er einen erheblichen Apparat von Büchern um sich, der den Schluß nahelegte, daß er mit einer größeren Arbeit beschäftigt wäre. Nicht viel später zeigte sich, wie gut die Heilung gelungen war. Denn als wir beide nach einer Sitzung allzu lange im lebhaften Gespräch an der Haltestelle hin- und hergegangen waren, sah ich ihn dem fahrenden Omnibus nacheilen und behende auf ihn aufspringen.

Über Hitler und seine Politik hat sich der Generaloberst einmal vertraulich zu mir geäußert. Dies muß auch heute vertraulich bleiben. Was er im allgemeinen Gespräch sagte, war situationsbedingt und ist aus dem Gedächtnis nicht leicht zu rekonstruieren. Er urteilte immer durchaus zuversichtlich über Aussicht auf Befreiung von der Gewalt Herrschaft. Nachträglich erscheint es mir als ein Ablenkungsmanöver, wenn er voraussagte, daß „der Führer“ im Frühjahr 1944 durch seine Mißerfolge gemäß seinem Naturell krank werden würde und daß Deutschland dann zum Frieden genötigt sein würde. Er pflegte von ihm unter der Bezeichnung „der Narr“ zu reden. (Der Name Goerdeler ist in meiner Gegenwart nie gefallen.)

In der Zeit, als sich die Hauptereignisse näherten, gab sich der Generaloberst bei den Mittwochszusammenkünften den Anschein, als ob ihn nur zwei Angelegenheiten lebhaft interessierten: die

Pflege seines nutzbringenden Gartens und die abendlichen Luftschutzmaßnahmen in und an seinem Hause. Er rühmte die Vorzüge des Bunkers, den er mit seinem Neffen herstellte, und eilte meist früh fort.

In der gleichen Zeit sprach er mit sichtlich starker Anteilnahme von zwei Neuerscheinungen, die er gelesen hatte. Von Wilhelm Stapels Buch: „Die drei Stände: Versuch einer Morphologie des deutschen Volkes“, Hamburg 1941, sagte er, eine solche Betrachtungsweise sei für ihn ganz neu und sehr fesselnd. Viel nachhaltiger aber war der Eindruck von der Schrift Hans Jürgen Badens: „Der Mensch und das Schicksal“. Er lieh sie mir und wünschte meine Ansicht darüber zu erfahren. In diesem Werk trat eine tief religiöse Ansicht zutage, geistvoll und selbständig durchgeführt. Obwohl der Standpunkt kaum eine dogmatische Gebundenheit verriet, war er doch der dialektischen Theologie nahe verwandt. Es lag also der Ton sehr stark auf der Nichtigkeit und Ohnmacht des Menschen. Wie man auch sonst zu dem Gehalt des belangvollen Werkes stehe: ein Buch, das zu einer entscheidenden Aktion in irdischen Zusammenhängen hätte anfeuern können, war es nicht. Im Gegenteil: es sprach von der Brüchigkeit alles menschlichen Tuns.

Daß man von einer religiösen Haltung aus die Akzente auch anders setzen könnte, war der Sinn längerer schriftlicher Ausführungen, die ich für Beck verfaßte. Als ich sie ihm mit dem geliehenen Buch ins Haus bringen wollte, begegnete ich ihm schon auf der Straße, unterwegs zu dem General Olbricht, „seinem alten Freunde“. Dieses außerhäusliche Treffen war ihm sichtlich angenehm, da er wußte, daß die Goethestraße 9 in Lichterfelde ständig beobachtet wurde. Ob der Generaloberst meine Stellungnahme gelesen hat, ist mir nicht bekannt geworden, aber sehr zweifelhaft. Die Blätter scheinen unter seinen Papieren vom Sicherheitsdienst nicht gefunden zu sein⁴.

Womit damals die Gedanken des Verewigten im stillen beschäftigt waren, erschloß sich mir in einem längeren Gespräch, das ich nach einer der letzten Zusammenkünfte beim Heimwege von Ludwig Diels oder Popitz auf der Straße hin- und hergehend mit ihm führte. Er fragte mich, ob ich ihm eine neuere gute Wallensteinbiographie nennen könnte; ferner, ob ich einen jüngeren Historiker

⁴ Außer Zusammenhang mit dieser belanglosen Einzelheit erwähne ich: Merkwürdigerweise hat mir Sauerbruch später erzählt, er sei nach dem 20. Juli noch einmal in Becks Wohnung gegangen, habe alles offen gefunden und manches Wichtige in Sicherheit gebracht.

wüßte, der mit der Geschichte der einzelnen deutschen Landesteile so gut vertraut wäre, daß er bei Friedensverhandlungen sofort über territoriale Verhältnisse und Ansprüche Auskunft geben könnte, man also nicht auf lange Untersuchungen angewiesen, sondern gerüstet wäre.²

Meine allerletzte Unterredung mit Beck hatte ich nahe beim Harnackhause in Dahlem, am 12. Juli 1944, nachdem Heisenberg dort die Mittwochsgesellschaft empfangen hatte. Sie bezog sich auf das Schlachtfeld von Großbeeren. Es fiel mir auf, wie eilig er davonschreite. Dies war acht Tage vor dem 20. Juli 1944. —

Falls man im Zweifel sein sollte, wo die in der Bendlerstraße ums Leben gekommenen Persönlichkeiten beigezeichnet worden sind, glaube ich auf Grund von Privatnachrichten sagen zu können, daß es auf dem alten Matthäifriedhof am Bahnhof Großgörschenstraße geschehen ist. —

Kein Bericht über einzelne Ereignisse kann einen Hauch von dem vermitteln, was sich in Gegenwart des lebenden Menschen, beim Hören seiner Rede, beim Blick in seine Augen ohne weiteres als Totaleindruck aufdrängt. Es lag eine weise Ruhe über Ludwig Beck, in den Jahren, in denen ich ihn gekannt habe. Man war gewiß, daß er weder im Militärischen noch im Politischen tollkühner Unternehmungen fähig gewesen wäre. Selbst sein Zorn äußerte sich nur gemäßigt, wenn sein Gerechtigkeitssinn aufbelebte oder militärische Fehler seine Kritik allzu sehr herausforderten. Daß er streng sein konnte, war zu spüren. Aber nichts lag ihm ferner als irgend eine Art von Fanatismus. Ebenso wenig habe ich in ihm, dem geborenen Rheinländer, den Typ von altpreußisch gebundenem Ethos entdecken können, der in vielen Generälen, die ich kannte, nicht das schlechteste Erbeil war; sie standen in der Sicherung des Systems. Man revoltiert nicht gegen das System, in dem man erzogen ist und von dem man sich im Wesentlichsten getragen weiß. Ludwig Beck, so scheint mir, ist zu seiner Tat durch ein sehr schlichtes menschliches Ethos gekommen: der Staat darf nicht verantwortungslosen Händen überlassen bleiben und die Ehre des deutschen Namens darf nicht berauschenden Scheinerfolgen geopfert werden. Hinzu kam die begreifliche Empörung eines Meisters, der auf seinem eigenen Gebiet schlechte Arbeit geleistet sieht. Aber er — mit wenigen anderen — ist schließlich deshalb über den General hinaus-

² Im Anschluß an die Trauerfeier für Julius Petersen in der Schmargendorfer Dorfkirche am 5. XI. 1941 hatte ich Beck mit Friedrich Meinecke bekannt machen können.

gewachsen, weil eine echte Religiosität ihm befahl, einen Weg zu gehen, der für jeden anderen leichter gewesen wäre als für einen General. Die Parallele mit Wallenstein paßte doch nur in Äußerlichkeiten. Nichts von Ehrgeiz, nichts von Untreue, nichts von Verblendung! Stattdessen die Übernahme eines täglich dringender fordernden „Schicksals“ — aus ernstester Einsicht in seine Unentrinnbarkeit, die zur „Schickung“ wurde. Ein leichterer Sinn wirft die Würfel — und es glückt! Ludwig Beck war kein Würfelspieler. Er war aus dem Holze derer, die das Glück auf den Strand schleudert und die im Spiel mit Glücksrittern immer unterliegen, weil sie zu gut dazu sind, um nur Glück zu haben. Wäre sein Schritt „geglückt“, — so weiß doch niemand, wie es weitergegangen wäre. Ihm war Tieferes bestimmt: sich zu opfern als Symbol der Art von deutscher Gesinnung, die nur im Untergang leuchtet. Vielleicht wird die Nachwelt ihn verkennen oder von ihm schweigen. Gleichviel! Die Weltgeschichte — von Menschen gesehen — ist nicht das Weltgericht. Ein Höherer allein ist zuständig über die Themen: „Der Mensch und das Schicksal“ und „ein Volk und sein Schicksal“. —

Andere haben Ludwig Beck tiefer gekannt als ich. Ich habe hier nur ausgesprochen, wie ich ihn „ahnen“ konnte. —

Wenige Tage nach dem 20. Juli 1944 hat noch eine Sitzung der Mittwochsgesellschaft bei Paul Fechter in Lichtenrade stattgefunden⁶. Sie stand im Zeichen des Schweigens. Ulrich v. Hassell war dabei. Ich ging mit ihm zum Bahnhof zurück. Die Worte zwischen uns fielen schwer wie Zentnerlasten. Am Bahnhof verloren wir uns. Er nahm die „Heimkehr“, die für ihn ehrenvoll war.

Erst am 8. September 1944, als 4 Mitglieder der Mittwochsgesellschaft der Tragödie vom 20. Juli entweder schon zum Opfer gefallen waren oder dem sicheren Tode entgegensahen, bin ich von der Geheimen Staatspolizei verhaftet worden. Belastungsmomente für mich lagen nicht nur in meiner Zugehörigkeit zur Mittwochsgesellschaft. Im ersten Verhör, auf das ich vier Wochen warten mußte, wurde mir die Frage vorgelegt: „Wie erklären Sie es, daß der Generaloberst Beck behauptet hat, Sie stimmten mit ihm in der Beurteilung der gegenwärtigen Regierung überein?“ Im zweiten Verhör wurde ich fast ausschließlich über meine Auffassung von der Persönlichkeit Becks befragt. Die Mittwochsgesellschaft wurde als ein Nest staatsfeindlicher Bestrebungen bezeichnet. — Das Weitere gehört nicht mehr hierher.

⁶ Vgl. P. Fechter, aaO., S. 406.

Was wir besiegen, ist das Kleine,
und der Erfolg selbst macht uns klein.
Das Ewige und Ungemeine
will nicht von uns gebogen sein.
Das ist der Engel, der den Ringern
des Alten Testaments erschien:
wenn seiner Widersacher Sehnen
im Kampfe sich metallisch dehnen,
fühlt er sie unter seinen Fingern
wie Saiten tiefer Melodien.

Wen dieser Engel überwand,
welcher so oft auf Kampf verzichtet,
der geht gerecht und aufgerichtet
und groß aus jener harten Hand,
die sich, wie formend, an ihn schmiegte.
Die Siege laden ihn nicht ein.
Sein Wachstum ist: Der Tiefbesiegte
von immer Größerem zu sein.

RAINER MARIA RILKE

Buchanzeiger

Kulturgegeschichte

Friedrich Muthmann: *J. v. Humboldt als Künstler* (Erasmus-Bibliothek). 154 Seiten, mit 25 Abbildungen, DM 14.80. Artemis Verlags AG, Zürich

Kunstwissenschaft

Alfred Stange - Albert Fries: *Idee und Gestalt des Nürnberger Fischhofes*. 112 Seiten, 4 Abbildungen und 8 Kunstdrucktafeln, kart., Schutzumschlag DM 9.—, Paulinus-Verlag Trier

Jean Leymarie: *L'Impressionisme*, vol. 1: *L'Impressionisme avant 1873*, 120 Seiten; vol. 2: *L'Impressionisme après 1873*, 140 Seiten, sfr. 23.40, Skira, Genf

Pädagogik

Ernst Hoffmann: *Pädagogischer Humanismus* (Erasmus-Bibliothek). 354 Seiten, DM 14.80. Artemis Verlags AG, Zürich

Philologie

Richard Newald - Brigitte Ristow: *Sozialistisches Buch zur deutschen Philologie*. 118 Seiten, kartoniert DM 4.80. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Moritz Schniewitz Verlag, Lahr/Baden

Philosophie

Friedrich Frank: *Wissen, Wollen, Glauben (Knowledge, Will and Belief)* (Erasmus-Bibliothek). 366 Seiten, DM 14.80. Artemis Verlags AG, Zürich

Psychologie

Prof. Dr. Horst Geyer: *Über die Dämlichkeit, Erleben und Wirkungen der intellektuellen Minderleistungen des Menschen*. Ein Essay, 1.—5., erweiterte Auflage, 20. Tausend, 412 Seiten, Leinen, DM 16.80. Musterschmidt-Verlag, Göttingen

Prof. Dr. Horst Geyer: *Dichter des Wahnsinns. Eine Untersuchung über die dichterische Darstellbarkeit seelischer Ausnahmestände*, 322 Seiten, Leinen, DM 15.80

Musterschmidt-Verlag, Göttingen

Rechtswissenschaft

Hugo Zweitsch: *Friedrich Spee und die Hexenprozesse*. Die Stellung und Bedeutung der Gattio Criminalis, 345 Seiten, 8 Abbildungen auf Kunstdruckpapier, kart., Schutzumschlag DM 19.—, Paulinus-Verlag Trier

Theologie

Franz Manner: *Christus, das All und die Kirche. Studien zur Theologie des Ekklesiabegriffes*. XV und 175 Seiten, kartoniert, DM 17.80. Paulinus-Verlag Trier

OTTO SCHUMANN-INGOLSTADT

Morphium

*Lebensroman des Entdeckers
des Morphiums*

Friedr. Wlth. Sertürner

260 Seiten, Ganzleinen DM 10.80

Der Roman schildert das Leben des Entdeckers, der als junger Apothekergehilfe das „Principium somniferum“, die schlafmachende Wirkung im Opium, den Bestandteil, den wir heute Morphium nennen, entdeckte. Die Großtat der Morphiumentdeckung, zugleich mit dem Hintergrund harter Kämpfe, schmerzlicher Enttäuschungen und schweren persönlichen Leiden des Entdeckers, in Übereinstimmung mit den historischen Quellen hat Otto Schumann dies ergreifend dargestellt.

Deutscher Apotheker-Verlag
Stuttgart

Kontakt gesucht

mit klugen und weitsichtigen Menschen zwecks Gründung einer paritätischen Organisation, der, kraft einer vollkommen neuen Grundlage, ein rascher und sicherer Aufstieg gewährleistet ist. **Phil. Institut, Überlingen/See**, Postfach, Rückporto erwünscht aber nicht Bedingung.

Ausbildung von: taatl. gepr.

chemisch-techn. Assistenten/innen

bzw. Chemotechniker/innen,

physikalisch-techn. Assistenten/innen

an der **CHEMIESCHULE DR. GRÜBLER**
ISNY/ALLGÄU

Lehrgänge: April und September 1966
Sonderpraktika: Mikroskopie, Glasblasen,
Feinmechanik

Durch Wohnheim, Mensa und Pensionen
preisgünstige Unterkunft und Verpflegung

BORKUM JUIST NORDERNEY BALTRUM LANGEBOG SPIEKROOG WANGEROOG

„Schöne Nordsee-Ferienzeile“ v. LVV. Ostfriesland, Emden P 223 U

Wichtige Neuerscheinungen 1955

KARL HEIM

Die christliche Ethik

Tübinger Vorlesungen

Nachgeschrieben und ausgearbeitet von Pfarrer Walter Kreuzberg

292 Seiten • Leinen DM 15.80

Professor Karl Heim kann seine langerwartete Ethik nicht mehr selber herausgeben. Diese ausgezeichnete und verglichene Nachschrift aber ist von ihm autorisiert. Heims Ethik richtet sich, wie die meisten seiner Bücher, nicht nur an die zünftigen Theologen, sondern an alle wahrheitsuchenden Menschen und denkenden Christen. Hinter dem Buch steht Heims missionarisches Anliegen. — Eine wahre Volksethik!

THEODOR BOVET

Weg und Sinn

Führung durch die Lebensalter

180 Seiten • Leinen DM 9.80

Seit der „Lebenskunde“ und „Lebensführung“ von F. W. Foerster (1935 und 1938) ist keine moderne Abhandlung über dies Thema erschienen. Dr. med. Bovet schreibt nicht nur für junge Menschen, sondern führt durch das ganze Leben hindurch.

Das Kind • Der Jugendliche und die Freiheit • Mann und Frau • Ehe-
losigkeit • Homosexualität • Der Nächste • Die Mannschaft • Altern und
Reifen • Anfertigung, Änderung, Erlösung • Das Reich der Freiheit.

Das sind seine Themen. Unser Leben ist Sein zum ewigen Leben.

HERMANN RAUSCHNING

Ruf über die Schwelle

Betrachtungen

220 Seiten • Leinen DM 12.80

Die Schwelle der Tragik • Unmöglicher Glaube • Anruf und Frage • Die
Wirklichkeit Gottes • Das Wagnis der Wandlung • Gottes Feuer in der
Welt • Der Ruf Israels • Von der christlichen Revolution.

Diese Aufsätze des bekannten früheren Danziger Senatspräsidenten sind das
Suchen eines Weges zum christlichen Glauben aus der verlorenen Not und
geistigen Lage unserer Zeit im Durchgang durch den Nihilismus. Sie sind
das Bekenntnis einer selbst erfahrenen Klärung, in der nicht bloß eine Reihe
intellektueller Hindernisse des Glaubens aus dem Weg geräumt werden, son-
dern vor allem die ganze Schwere und der volle Ernst des Glaubens als Tun,
als Wesenswandlung lebendig werden soll.

KATZMANN VERLAG T Ü B I N G E N

Berlin, den 20. Dezember 1944.
Stempel: Geheime Reichssache I

Anklageschrift

gegen

- 1.) den Chefsyndikus Dr. Klaus Bonhoeffer aus Berlin-Grünwald, geb. 5.1.1901 in Breslau, verheiratet,
- 2.) den ehemaligen Ministerialrat und Honorarprofessor Dr. Ruediger Schleicher aus Berlin-Charlottenburg, geb. am 14.1.1895 in Stuttgart, verh.,
- 3.) den ehemaligen wissenschaftlichen Hilfsarbeiter Dr. Hans John aus Berlin-Dahlem, geb. am 31.8.1911 in Treysa b. Kassel, ledig,
- 4.) den Assessor Friedrich, Justus Perels aus Berlin-Lichterfelde, geb. am 13.11.1910 in Berlin, jued. Mischling, verheiratet,
- 5.) den kaufmännischen Angestellten Dr. Hans Kloss aus Berlin, geb. am 28.11.1905 in Wien, jued. Mischling, verheiratet.

Gegen die Angeschuldigten erhebe ich die Anklage wegen folgender Taten:

Die Angeschuldigten Dr. Bonhoeffer und Dr. Schleicher haben sich im Inlande in den Jahren 1943/44 an dem von dem ehemaligen Oberbürgermeister Dr. Goerdeler zusammen mit mutlos gewordenen Offizieren und anderen Staatsfeinden betriebenen Unternehmen, unter Beseitigung des Führers durch feigen Mord oder eine andere, die Möglichkeit seiner Tötung einschliessende Gewalttat das nationalsozialistische Regime zu stürzen und den Krieg durch wuerdeloses Paktieren mit den Feinden zu beenden, beteiligt und ihre Mitarbeit zugesagt.

Die Angeschuldigten Dr. John, Perels und Dr. Kloss haben von den hoch- und landesverräterischen Plänen der Verschwörerclique glaubhafte Kenntnis erlangt und gleichwohl die ihnen obliegende Anzeige dieses Vorhabens bei der zuständigen Behörde unterlassen.

Die Angeschuldigten Dr. Bonhoeffer und Dr. Schleicher haben sich dem als Hoch- und Landesverräter, die Angeschuldigten Dr. John, Perels und Dr. Kloss durch pflichtwidrige Unterlassung der Anzeige in diesem besonders schweren Falle ausserhalb der deutschen Volksgemeinschaft gestellt.

Sie sind somit der Verbrechen gegen Par. 5 Nr. 1 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze von Volk und Staat vom 28. Februar 1933, Par. 80 Abs. 2, 81, 91 b, 86, 93, 139, 73, 47 StGB. hinreichend verdächtig.

Wesentliche Ergebnisse der Ermittlungen.

1.

Die Angeschuldigten.

Der Angeschuldigte Dr. Bonhoeffer schloss seine Ausbildung als Rechtswahrer im Jahre 1928 mit der Ablegung der grossen juristischen Staatsprüfung ab. Er hielt sich anschliessend etwa ein Jahr lang in Genf auf, wo er wissenschaftlich auf dem Gebiete des Völkerrechts arbeitete. Dr. B. war später kurze Zeit beim Reichsausschuss in Berlin und sodann in Amsterdam als Volontär bei einer Bank beschäftigt. Im Jahre 1930 erhielt er seine Zulassung als Rechtsanwalt in Berlin und trat 1935 als Chefsyndikus in die Dienste der Deutschen Lufthansa AG. Er bekannte sich vor der Machtergreifung zu den politischen Zielen der damaligen Deutschen Volkspartei.

Der Angeschuldigte Dr. Schleicher, der sich während seiner Schulzeit mehrfach zu Sprachstudien im Ausland aufgehalten hatte, schloss seine Ausbildung als Rechtswahrer im Jahre 1921 mit der Ablegung der grossen juristischen Staatsprüfung ab. Er war sodann

mehrere Jahre lang als Assessor in verschiedenen Verwaltungen beschäftigt und wurde im Jahre 1927 zum Regierungsrat im Reichsverkehrsministerium ernannt, wo er in der damaligen Luftfahrtabteilung Verwendung fand. Im Jahre 1933 wurde Dr. Schl. in das neu gegründete Reichsluftfahrtministerium übernommen, in dem er zuletzt als Ministerialrat Referent fuer Luftverkehrsrecht war. Er war gleichzeitig Honorarprofessor fuer Luftrecht an der Universität u. der technischen Hochschule in Berlin und Direktor des Instituts fuer Luftrecht.

Dr. Schleicher nahm am ersten Weltkriege als Frontsoldat teil, wobei er schwer verwundet wurde. Er wurde im Jahre 1917 als Leutnant d. R. aus dem Heeresdienst entlassen. - Dr. Schl. gehoerte in den Jahren 1919 bis 1923 der damaligen Demokratischen Partei an und bekannte sich auch weiter bis zur Machtuebernahme zu deren politischen Zielen. Nach der Machtuebernahme trat er, obwohl er den Nationalsozialismus ablehnte, "aus Zweckmaessigkeitsgrunden" der NSDAP bei. Dr. Schl. ist wegen des ihm zur Last gelegten Sachverhalts aus der Luftwaffe ausgestossen worden. Sein Auftrag als Hochschullehrer ist erloschen.

Der Angeschuldigte Dr. John beendete seine Ausbildung als Rechtswahrer im Jahre 1938 mit der Ablegung der grossen juristischen Staatspruefung und war nach voruebergewendeter Beschaeftigung im Justizdienst seit dem 1. August 1939 als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an dem Institut fuer Luftrecht an der Universität in Berlin taetig.

In den Jahren 1940 bis 1943 nahm er, zuletzt als Unteroffizier, an gegenwaertigen Kriege teil, wobei er verwundet wurde. Vor der Machtuebernahme sympathisierte Dr. John mit kommunistischen und sozialdemokratischen Gedankengaengen, interessierte sich voruebergewendend fuer den Anarcho-Syndikalismus und war Anhaenger der damaligen Sozialistischen Arbeiterpartei. Nach der Machtuebernahme will er sich von jeder politischen Betaetigung zurueckgezogen haben.

Der Angeschuldigte Perels, der jued. Mischling 2. Grades ist, beendete seine Ausbildung als Rechtswahrer im Jahre 1936 mit der Ablegung der grossen juristischen Staatspruefung. Er war sodann mehrere Jahre lang als Rechtsberater der Bekennenden Kirche in der evangelischen Kirche und seit dem Jahre 1940 als Assessor in einer Rechtsanwaltskanzlei in Berlin taetig. Vor der Machtuebernahme will Perels sich zu den politischen Auffassungen damaliger liberaler Parteien bekannt haben.

Der Angeschuldigte Dr. Kloss, der jued. Mischling 1. Grades ist, studierte in Wien Rechts- und Staatswissenschaften und erwarb in den Jahren 1926 und 1934 die Doktorgrade beider Wissenschaften. Nach kurzer Taetigkeit bei der damaligen Oesterreichischen Luftverkehrs-AG. wurde er im Jahre 1933 als kaufmaennischer Mitarbeiter bei der Deutschen Lufthansa-AG. eingestellt. Dr. Kloss bekannte sich bis zum Jahre 1938 als Mitglied der damaligen Vaterlaendischen Front in Wien zu den Auffassungen der damaligen Christlich-Sozialen Partei im ehemaligen Oesterreich.

2.

Die Tatbeteiligung der Angeschuldigten.

A. Dr. Bonhoeffer.

Der Angeschuldigte Dr. Bonhoeffer, der den nationalsozialistischen Staat ablehnt und die politische und militaerische Lage des Reiches seit laengerer Zeit als hoffnungslos glaubte betrachten zu muessen, lernte vor mehreren Jahren durch den bei der Deutschen Lufthansa-AG. taetigen und fuer die deutsche Abwehr im Auslande arbeitenden Dr. Otto John den ehemaligen Hauptmann Gehre kennen und kam dadurch im Laufe der Zeit mit anderen staatsfeindlich eingestellten Per-

sonen in Beruehrung.

Otto John, der wegen seiner Beteiligung an der Verschwörung vom 20. Juli 1944 nach Spanien geflüchtet ist, erzählte im Sommer 1944 Dr. Bonhoeffer, dass der damalige Oberst Graf von Stauffenberg ein "aktivistischer, mit den heutigen Verhältnissen unzufriedener Offizier" sei, der sich mit der Vorbereitung eines Putsches abgebe. Bei diesen Mitteilungen fiel auch der Name von Tresckow, der ebenfalls als ein Teilnehmer an diesen Bestrebungen bezeichnet wurde. Dr. Bonhoeffer, dem die Umsturzpläne zunächst phantastisch erschienen, fragte Otto John, ob er den Grafen von Stauffenberg überhaupt kenne und ob es sich bei ihm und anderen daran beteiligten Offizieren nicht etwa um Abenteurer handle. Otto John erwiderte, darauf, er kenne zwar Graf von Stauffenberg nicht, die Sache sei jedoch in den Händen von ernst zu nehmenden Leuten. Gleichwohl hatte Dr. Bonhoeffer zunächst die "Befürchtung", dass es sich nur um Gerede und nicht um ernsthafte Pläne handle. Auch Gehre, mit dem er sich darüber unterhielt, äusserte diese Auffassung. In weiteren Unterhaltungen mit Otto John erfuhr Dr. Bonhoeffer dann nach und nach, dass der damalige General Olbricht, der damalige Oberst Mertz von Quirnheim, der damalige Major von Oertzen, der damalige Hauptmann Graf Schwerin von Schwanenfeld und der damalige Oberleutnant von Schlabrendorff an dem Unternehmen beteiligt seien. Er erfuhr schliesslich weiter, dass sich auch ein Kreis von Zivilpersonen zu der Verschwörerclique gefunden hatte, wobei ihm die Namen Dr. Goerdeler, Leuschner, Dr. Leber, Wirmer, Graf von der Schulenburg, von Hassell, Kaiser, Dr. Popitz, Habermann, von Trott zu Solz und andere genannt wurden. Offenbar wurde ihm auch bekannt, dass der ehemalige Generaloberst Beck eine führende Rolle dabei spielte. Im Herbst 1943 unterhielt sich Dr. Bonhoeffer gelegentlich mit dem ihm bekannten Industriellen Dr. Bauer über die gegenwärtige Lage, wobei beide in ihrer Beurteilung darin übereinstimmten, dass sie hoffnungslos sei und nur ein Putsch Erloesung bringen könne. Beide glaubten jedoch wegen der "Entschlisslosigkeit der Generäle" daran zweifeln zu sollen, dass es hierzu kommen könne. Etwa um dieselbe Zeit unterhielt sich Dr. Bonhoeffer gelegentlich auch mit dem ihm bekannten Angeschuldigten Perels, dem er in Andeutungen davon Kenntnis gab, dass in nächster Zeit "etwas passieren" würde. Perels verstand die Äusserungen dahin, dass mit einer Beseitigung des nationalistischen Regimes zu rechnen sei. Ende 1943 lernte Dr. Bonhoeffer in der gemeinschaftlichen Wohnung des Angeschuldigten Dr. Hans John und seines Bruders Otto John in deren und des Gehre Anwesenheit Goerdeler kennen. Dieser machte in der Unterhaltung Ausführungen über die gegenwärtige Lage, die er als hoffnungslos bezeichnete. Aus den Darlegungen konnte Dr. Bonhoeffer einwandfrei erkennen, dass Goerdeler sich mit dem Plan trug, die inneren Verhältnisse des Reiches auf dem Wege über einen Putsch zu ändern, wobei er für sich selbst die Stellung eines Reichskanzlers anstrebte. Zur Frage der Durchsetzung des Putsches äusserte er, dass es darauf ankommen würde, bei Offizieren in einflussreichen Dienststellungen Stimmung hierfür zu machen. Ende 1943 lernte Dr. Bonhoeffer auch den ehemaligen Botschafter von Hassell kennen. Bei einer Unterhaltung in seiner Wohnung mit von Hassell, dem ihm seit mehreren Jahren bekannten Wirmer und mit Kaiser ergab sich, dass von Hassell Aussenminister in einer neuen Regierung werden sollte. Die Beteiligten besprachen hierbei besonders die mutmassliche Haltung der deutschen Arbeiter zu den Plänen der Verschwörer. Etwa im Mai 1944 suchte Dr. Bonhoeffer den Wirmer in seiner Wohnung auf, um von ihm Näheres über den geplanten Putsch zu erfahren. Dieser hielt sich jedoch bei der Unterhaltung sehr zurück. Etwa um dieselbe Zeit erfuhr Dr. Bonhoeffer von Otto John, der aus Spanien für kurze Zeit nach Berlin gekommen war, dass demnächst mit einer Invasion der westlichen Kriegsgegner auf dem europäischen Festlande und mit einer Besetzung des deutschen Reichsgebietes zu rechnen sei. In dieser Unterhaltung, die in Gegenwart des Perels stattfand, wurde davon gesprochen, ob man in einem solchen Falle den Briten und Amerikanern "Personen aus dem oppositionellen Lager"

in Deutschland fuer eine Zusammenarbeit vorschlagen koenne.

Am 11. Juli 1944 traf der Bevollmaechtigte der deutschen Lufthansa-AG in Madrid, Lindenberg, in Berlin ein und teilte Dr. Bonhoeffer mit, dass Otto John in Madrid auf Befehle warte; eine von ihm erwartete Persoenlichkeit sei nicht eingetroffen. Lindenberg trachtete darnach mit dem ehemaligen Oberst Hansen, der ebenfalls zur Verschworerclique gehoerte, zusammenzukommen, was Dr. Bonhoeffer auch veranlasst. Nach seiner Unterhaltung mit Hansen aeusserte Lindenberg zu Dr. Bonhoeffer, er habe diesem im Auftrage von Otto John berichtet, dass eine Verhandlungsmoeglichkeit mit den Feindmaechten nicht bestehe, diese vielmehr eine bedingungslose Kapitulation des Reiches fordern wuerden.

Am 17. Juli 1944 traf sich Dr. Bonhoeffer in der Wohnung des Dr. Hans John mit dem ihm seit laengerer Zeit bekannten damaligen Oberleutnant von Haeften. Ihm war bekannt, dass dieser Ordonnanzoffizier bei Graf von Stauffenberg war. In der Besprechung erklarte von Haeften, dass in der naechsten Zeit "etwas passieren" wuerde. Aus seinen Ausfuehrungen, bei denen er sehr geheimnisvoll tat, ergab sich fuer Dr. Bonhoeffer klar, dass der Putsch durch ein Attentat auf den Fuehrer zur Ausloesung kommen sollte.

In der Unterhaltung fragte Dr. Bonhoeffer, ob den Verschworern fuer den Putsch ein ausreichender Flugzeugpark zur Verfuegung stehe und ob man die Luftwaffe oder die zivile Luftfahrt in Anspruch nehmen wolle. Von Haeften erwiderte, es wuerde "fabelhaft" sein, wenn Dr. Bonhoeffer veranlassen koenne, dass die zivile Luftfahrt zur Verfuegung stehen koenne. Dr. Bonhoeffer meinte darauf, man koenne nicht ohne weiteres auf den Flugzeugpark der zivilen Luftfahrt rechnen. Von Haeften aeusserte dann, dass die Besetzung des Flughafens in Tempelhof mit militaerischen Kraeften geplant sei, aber erst 24 Stunden nach dem Anlaufen des Putsches durchgefuehrt werden solle. Beide vereinbarten, dass Dr. Bonhoeffer sich 24 Stunden nach dem Beginn des Putsches wegen der Uebernahme der zivilen Luftfahrt bei von Oertzen in dem Dienstgebäude in der Bendlerstr. melden solle. Auf eine Frage von Haeften erklarte sich Dr. Bonhoeffer bereit, die Leitung der zivilen Luftfahrt nach dem Putsch zu uebernehmen. Abschliessend teilte von Haeften mit, dass alles fuer den Putsch und das Attentat vorbereitet sei, er jedoch noch nicht daran glauben moechte. Dr. Bonhoeffer war darauf "enttaeuscht, dass nur geredet wuerde und anscheinend immer noch nichts geschehen sollte."

In den folgenden Tagen hatte Dr. Bonhoeffer, der anscheinend schon seit Ende 1943 damit rechnete, dass er im Falle einer Umwaeltung in irgendeiner Form als Minister, Staatssekretaer oder Reichskommissar Chef einer obersten Behoerde fuer die zivile Luftfahrt werden sollte, verschiedene diesem Ziele dienende Besprechungen.

In einer Unterhaltung fuehlte er bei dem Abteilungsleiter der Deutschen Lufthansa-AG, Franke vor, wie dieser sich im Falle eines militaerischen Putsches einstellen wuerde. Franke erwiderte, dass er einen Putsch nicht befuerchte.

Dr. Bonhoeffer sprach weiter mit dem niederlaendischen Staatsangehoerigen Laponder, einem Angestellten einer fruerehen hollaendischen Flugverkehrsgesellschaft, und fragte ihn, ob er im Falle eines Verbots der deutschen zivilen Luftfahrt durch die Feinde bereit sein wuerde, fuer die deutschen Interessen als Strohmann aufzutreten. Laponder erklarte, dass man ueber diesen Vorschlag reden koenne. Weiter unterhielt sich Dr. Bonhoeffer mit dem Angeschuldigten Dr. Kloss ueber den bevorstehenden Umsturz und fragte ihn, ob er in diesem Falle bereit sei, die kaufmaennische Leitung der Deutschen Lufthansa-AG. zu uebernehmen. Dr. Kloss nahm diese Mitteilungen zur Kenntnis.

Weiter unterhielt sich Dr. Bonhoeffer mit seinem seit laengerer Zeit ueber die Umsturzplaene unterrichteten Schwager, dem Angeschuldigten Dr. Schleicher, dem er davon Kenntnis gab, dass mit dem Putsch nunmehr in naechster Zeit zu rechnen sei und er dann die Leitung der zivilen Luftfahrt uebernehmen werde. Er bat Dr. Schleicher, sich Fragen der Zustaendigungsabgrenzungen und Aufgabenverteilung zwischen dem Reichsluftfahrtministerium und der neu zu schaffenden obersten Behoerde fuer die zivile Luftfahrt zu ueberlegen und eine

entsprechende Verordnung vorzubereiten. Dr. Schleicher sagte zu, sich diese Dinge durch den Kopf gehen zu lassen. Schliesslich gab Dr. Bonhoeffer auch dem Angeschuldigten Perels davon Kenntnis, dass die Durchfuehrung des Putsches in den naechsten Tagen zu erwarten sei. Am 18. oder 19. Juli 1944 traf Otto John aus Madrid in Berlin ein. In einer Besprechung mit Dr. Bonhoeffer, der ihm von seiner Unterhaltung mit von Haeften Kenntnis gab, fuehrte er aus, dass die Fei-
 seite nach seiner Kenntnis auf einer bedingungslosen Kapitulation des Reiches bestehen bleiben werde, gleichgueltig was fuer eine Regierung in Deutschland das Heft in Haenden haben werde. Am 20. Juli 1944 befand sich Dr. Bonhoeffer tagsueber in seinem Buer-
 wo sich auch Otto John in Erwartung der bevorstehenden Ereignisse aufhielt. Dieser begab sich am Nachmittage des Tages in das Dienst-
 gebaeude in der Bendlerstrasse, um von Haeften aufzusuchen. Dr. Bonhoeffer ging nach dem Abendessen in die Wohnung des Angeschuldigten Dr. Hans John, nachdem er vorher von der amtlichen Verlautbarung ue-
 das missglueckte Attentat auf den Fuehrer Kenntnis erhalten hatte. Etwa gegen 22 Uhr 30 begaben sich Dr. Bonhoeffer und Dr. Hans John nach der Bendlerstrasse, weil Dr. Bonhoeffer sich bei von Haeften ueber die augenblickliche Lage unterrichten lassen wollte. Da ihm diese nicht klar erschien, verzichtete er jedoch darauf, das Dienst-
 gebaeude in der Bendlerstrasse zu betreten, und begab sich mit Dr. Hans John in dessen Wohnung zurueck. Dort trafen sie Otto John und eine mit diesem befreundete Frau an. Otto John erzaehtete, dass die Sache ins Rollen gekommen sei und sprach die Hoffnung aus, dass ein Buergerkrieg sich vermeiden lassen werde. Die Anwesenden waren der Ueberzeugung, dass trotz der amtlichen Rundfunkmeldung das Attentat auf den Fuehrer geglueckt sei und "feierten" dies mit Spirituosen und Sekt bis in die fruehen Morgenstunden des naechsten Tages. Als sie nach Mitternacht am Rundfunk die Rede des Fuehrers hoerten, gaben sie der Auffassung Ausdruck, dass der Fuehrer nicht selbst gesprochen habe, sondern eine andere Person, die seinen Tonfall gut nachahmen koenne. Auch am Vormittag des 21. Juli 1944 w-
 Dr. Bonhoeffer noch der Meinung, dass der geplante Putsch geglueckt sei und planmaessig seinen Gang nehme. Am Nachmittage des Tages war ihm dann klar, dass das Attentat und der Staatsstreichversuch fehl-
 geschlagen waren. Er kam in Besprechungen mit Otto und Hans John dann ueberein, wie sie sich im Falle von Vernehmungen verhalten wollten. Er liess sich in den folgenden Tagen auch in dem Buer-
 des Dr. Hans John eine unterschriebene und gestempelte Blanko-Weise bescheinigung fuer die Eisenbahn ga en, um gegebenenfalls fluechte zu koennen.-

B. Dr. S C H L E I C H E R .

Der Angeschuldigte Dr. Schleicher, der ein Feind des nationalsozialistischen Staates ist und die militaerische und politische Lage des Reiches seit laengerer Zeit als hoffnungslos glaubte beurteilen zu muessen, war der Meinung, dass zur Herbeifuehrung eines Aus-
 gleichs mit unseren westlichen Kriegsgegnern der Fuehrer und die u-
 die nationalsozialistische Regierung abtreten muesse. In Unterhaltungen hierueber mit Otto und Hans John, Dr. Bonhoeffer und andere ebenso eingestellten Personen wurde ihm erstmalig im September 1944 bekannt, dass eine Gruppe von Generaelen sich mit der Absicht trag-
 einen Putsch zu unternehmen. Er will naechere Einzelheiten zwar nicht erfahren haben, sich aber darueber klar gewesen sein, dass Maenner in entsprechenden Schluesselstellungen gewillt waren gewaltsam gegen die nationalsozialistische Staatsfuehrung vorzugehen. Er war sich weiter dessen bewusst, dass zur Durchsetzung dieser Plaene eine gewaltsame Beseitigung des Fuehrers selbst notwendig sei. In weiteren Gespraechen, insbesondere mit Dr. Bonhoeffer, erfuhr Dr. Schleicher, dass Goerdeler, von Hassell, Dr. Popitz und andere Maenner sich an den Bestrebungen der Generaele beteiligten. Dabei wurde ihm bekannt, dass Goerdeler Reichskanzler der neuen Reichs-
 regierung und von Hassell Aussenminister werden sollten. In einer Unterhaltung mit Dr. Bonhoeffer ueber Generaele, die zur Mitarbeit

hierfür in Frage kommen könnten, nannte Dr. Schleicher den ehemaligen Generaloberst Beck. Aus dem Verhalten, dass Dr. Bonhoeffer darauf an den Tag legte, schloss er, dass Beck bei diesen Plänen offenbar eine führende Rolle hatte.

Dr. Bonhoeffer strebte, wie Dr. Schleicher erkannte, danach, Leiter einer obersten staatlichen Behörde für die gesamte deutsche zivile Luftfahrt zu werden. Beide unterhielten sich wiederholt über Fragen der Zuständigkeitsabgrenzungen und der Aufgabenverteilungen dieser zu schaffenden Behörde und des Reichsluftfahrtministeriums. In der bereits oben erwähnten Unterhaltung im Juli 1944 erklärte Dr. Schleicher, er wolle sich diese Dinge durch den Kopf gehen lassen und eine entsprechende Verordnung vorbereiten. Dr. Schleicher nahm für sich selbst in Aussicht, nach dem Putsch in seiner engeren Heimat das Amt eines Bürgermeisters einer grösseren Stadt zu übernehmen.

Wenige Tage vor dem 20. Juli 1944 teilte Dr. Bonhoeffer dem Dr. Schleicher mit, dass "dicke Luft" sei und in der nächsten Zeit "etwas passieren" würde. Dr. Schleicher war über diese Mitteilung zufrieden, da er daraus ersah, dass "endlich eine Kraft zum Handeln" da war und die seit langer Zeit geplante "Aktion" nunmehr "anlaufen" würde.

C. Dr. J O H N .

Der Angeschuldigte Dr. Hans John erfuhr vom Herbst 1943 ab durch seinen Bruder Otto, der offenbar seit längerer Zeit an den Mächenschaften der Verschwörerclique beteiligt war, dass es in militärischen Kreisen "stark oppositionell eingestellte Offiziere" gäbe, die sich mit dem Gedanken trügen, eine Militärdiktatur zu errichten. In weiteren Unterhaltungen mit seinem Bruder und dem mit diesen befreundeten ehemaligen Hauptmann Gehre konnte er feststellen, dass die Bestrebungen zur Änderung der inneren Verhältnisse des Reiches mit der Zeit offenbar greifbare Formen annahmen. Gehre äusserte sich wiederholt dahin, die Führung müsse beseitigt werden; dies müsse von der militärischen Seite erfolgen; es seien auch Leute da, die hierzu bereit seien, sich aber noch nicht dazu entschliessen könnten. In den wiederholten Unterhaltungen kam immer wieder eindeutig zum Ausdruck, dass sich unter den höheren Offizieren Männer ernsthaft damit beschäftigten, die Führung mit Gewalt zu beseitigen. Otto John brachte wiederholt zum Ausdruck, dass er sich zur Verfügung stellen werde und erzählte seinem Bruder auch gelegentlich, dass er zwecks Verhandlungen mit Grossbritannien bereits die besten Beziehungen in Spanien angeknüpft habe und man im Falle eines gelungenen Putsches nur zugreifen brauche, um diese Möglichkeiten auszunutzen. In einer Unterhaltung der Brüder John mit Gehre wurde auch erwähnt, dass Generaloberst Zeitzler angeblich die militärische Lage als völlig hoffnungslos ansehe und sich daher das Leben nehmen wolle. Dazu äusserte sich Gehre oder Otto John, dass Zeitzler, wenn er das schon tun wolle, sich dazu hergeben könne, eine Beseitigung der höchsten Personen in der Führung herbeizuführen. In einer anderen Unterhaltung sprach Gehre davon, dass man das Führerhauptquartier einfach verhaften lassen müsse. Ähnliche Unterhaltungen hatte Dr. Hans John mit weiteren Bekannten seines Bruders, die ebenso wie dieser staatsfeindlich eingestellt waren und solche Bestrebungen begrüßten. Aus Gesprächen des Otto John, Gehre und Dr. Bonhoeffer erfuhr Dr. Hans John nach und nach auch Namen von Personen, die an diesen Mächenschaften beteiligt waren. Unter anderen wurden die Namen Leuschner, Graf Schwerin von Schwanefeld, Graf von Blumenthal, von Schlabrendorff und Dr. Popitz genannt.

Ende 1943 hatten Dr. Bonhoeffer, Gehre und Otto John die bereits oben geschilderte Unterhaltung mit Goerdeler, wobei Dr. Hans John zeitweise zugegen war und ersehen konnte, dass Goerdeler und seine Anhänger bestrebt waren, die inneren Verhältnisse des Reiches mit Gewalt zu ändern.

Am 17. Juli 1944 war Dr. Hans John Zeuge der Unterhaltung zwischen Dr. Bonhoeffer und von Haften in seiner Wohnung. Er entnahm daraus, dass der Umsturz bevorstand und ersah, dass Dr. Bonhoeffer die Lei-

tung der zivilen deutschen Luftfahrt uebernehmen sollte und von Haeften, der ihm als Adjutant des Grafen von Stauffenberg bezeichnet worden war, offenbar ebenfalls eine nicht unmassgebliche Aufgabe bei den bevorstehenden Ereignissen hatte.

Am 19. Juli 1944 erschien Otto John aus Madrid in Berlin und suchte die Wohnung, die er gemeinsam mit seinem Bruder Dr. Hans John bewohnte, auf. Er erzählte ohne Angabe naehrer Einzelheiten, dass er nach Berlin bestellt worden sei. Am 20. Juli 1944 rief Otto John bei seinem Bruder gegen 18 Uhr an und teilte ihm mit, dass er erst spaeter nach Hause kommen werde. Dr. Hans John, der inzwischen von einem Attentatsversuch auf den Fuehrer durch den Rundfunk erfahren hatte, bekam bei dieser Mitteilung einen Schrecken, weil er daraus ersah, dass sein Bruder an dem Anschlag offenbar als Mittaeter beteiligt war. Gegen Abend erschien Dr. Bonhoeffer in der Wohnung des Dr. Hans John und forderte diesen auf, mit ihm zur Bendlerstrasse zu gehen. Er meinte, das Attentat muesse geglueckt sein, er wolle von Haeften aufsuchen und sich den Putschisten zur Verfuegung stellen. Dr. Hans John, der misstrauisch war, redete ihm unterwegs sein Vorhaben aus, sodass Dr. Bonhoeffer darauf verzichtete, von Haeften aufzusuchen. Nachdem sich beide in die Wohnung der Bruder John zurueckbegeben hatten, trafen sie dort Otto John mit einer diesem bekannten Frau an. Sie unterhielten sich ueber das Attentat und den Putsch, wobei Otto John ueber Einzelheiten, die er am Nachmittag des Tages waehrend seines Aufenthalts in dem Dienstgebaeude in der Bendlerstrasse beobachtet hatte, erzählte, und waren der Meinung, dass der Anschlag auf den Fuehrer geglueckt sein muesse. Dr. Hans John beteiligte sich dabei an der Zecherei zur "Feier" dieses Ereignisses.

In den naechsten Tagen war er bei verschiedenen Besprechungen der Beteiligten zugegen, in denen das weitere Verhalten abgesprachen wurde. Bei einer dieser Unterhaltungen, die in seinem Buero stattfand, ueberliess er Dr. Bonhoeffer und dem dabei anwesenden Angeschuldigten Perels Zulassungsbescheinigungen fuer eine Eisenbahnfahrt, um ihnen gegebenenfalls Gelegenheit zur Flucht zu geben. -

D. PERELS.

Der Angeschuldigte Perels erfuhr zum ersten Male um die Jahreswende 1941/42 von dem ihm bekannten Pfarrer Dietrich Bonhoeffer, einem Bruder des Angeschuldigten Dr. Bonhoeffer, dass in militaerischen Kreisen der Plan erwogen wuerde, die bestehenden politischen Verhaeltnisse gewaltsam zu aendern. In den folgenden Monaten machte Dietrich Bonhoeffer wiederholt weitere Andeutungen in dieser Richtung. Dabei erzählte er, dass Goerdeler hiezu beteiligt sei und das Ziel dahin ginge, den Fuehrer seiner Machtbefugnisse gewaltsam zu berauben. Der Plan Goerdelers, so erzählte Bonhoeffer, ginge dahin, dass Offiziere vom Fuehrer den Ruecktritt fordern sollten, um sodann die Fuehrung des Reiches zu uebernehmen. Bonhoeffer gab Perels auch davon Kenntnis, dass er den Eindruck habe, Goerdeler werbe fuer dieses Unternehmen Leute, mit denen er zusammen mit den Offizieren gemeinsame Sache machen wolle. In den mehrfachen Unterhaltungen des Dietrich Bonhoeffer erfuhr Perels die Namen weiterer Beteiligte an diesem Vorhaben; insbesondere wurde ihm bekannt, dass der ehemalige Generaloberst Beck und der ehemalige Generalfeldmarschall von Witzleben, Dr. Popitz und von Hassell massgeblich beteiligt waren. Perels hatte auch einige Unterhaltungen mit Dr. Popitz selbst ueber kirchliche Angelegenheiten, wobei dieser seine Ablehnung gegen Goerdeler persoenlich zu erkennen gab.

Etwa im Herbst 1942 weihte Perels den bereits oben erwahnten, ihm bekannten Dr. Bauer in diese Plaeue ein und erzählte ihm, dass eine politische Aktivitaet bei gewissen militaerischen Kreisen vorhanden sei. Bei einer spaeteren Unterhaltung erzählte er ihm auch, dass der damalige General Olbricht in den militaerischen Kreisen eine besondere Rolle spiele.

Ende 1942 und Anfang 1943 nahm Perels mehrfach an Besprechungen in Berlin und Freiburg i.B. mit Hochschulprofessoren und evangelischen Theologen teil, bei denen auch einmal Goerdeler zugegen war und die vielleicht dem Zwecke dienten, religiös-Philosophische Grundlagen fuer den Aufbau eines nicht-nationalsozialistischen Staatswesens auszuarbeiten.

In der 2. Haelfte des Jahres 1943 bekam Perels in Unterhaltungen mit dem Angeschuldigten Dr. Bonhoeffer davon Kenntnis, dass in der naechsten Zeit "etwas passieren" und Graf von Stauffenberg hierbei eine besonders aktive Rolle spielen wuerde. Aehnliche Eindruecke gewann Perels in Unterhaltungen mit dem ihm seit mehreren Jahren bekannten von Haeften.

Ende 1943 fragte Dr. Bonhoeffer gelegentlich Perels, ob nach seiner Meinung der Ministerialdirektor Brandenburg im Falle eines Umschwunges fuer das Verkehrsministerium oder als Leiter der zivilen Luftfahrt in Frage kommen koennte. Beide Fragen will Perels vernein haben.

In Unterhaltungen mit Dr. Bauer gab Perels diesem von seinen weiteren Eindruecken dahin Kenntnis, dass unter den Generaelen eine staerkere Aktivitaet zur Herbeifuehrung von Aenderungen in der Fuehrung zu beobachten sei. Hierbei nannte Perels moeglicherweise den Namen Beck mit dem Hinzufuegen, dass dieser zu den Leuten gehoere, die eine Aenderung herbeifuehren wollten.

Im April oder Mai 1944 unterhielt sich Perels mit von Haeften ueber diese Angelegenheiten, wobei dieser bemerkte, es muessten sich eben ein paar beherrzte Maenner finden. Perels verstand diese Aeußerung dahin, dass diese Maenner eine gewaltsame Veraenderung der bestehenden politischen Verhaeltnisse herbeifuehren sollten. Von dieser Zeit ab erklaerte Dr. Bonhoeffer auch wiederholt zu Perels, dass "etwas passieren" wuerde.

Auch der Perels bekannte Otto John aeusserte einmal, man mache den Versuch, an Generaloberst Zeitzler heranzukommen, um ihn fuer die Plaene der Putschisten zu gewinnen. Anfang Juli 1944 erzaehte Dr. Bonhoeffer in Gegenwart des Perels zu Dr. Hans John, dass Otto John zur dringenden Berichterstattung nach Berlin zurueckgerufen worden sei; Oberst Hansen sei zusammen mit Lindenberg bei ihm gewesen und habe woertlich geseussert, "jetzt werde etwas passieren". Kurz bevor Perels Mitte Juli 1944 eine Urlaubsreise antrat, teilte ihm Dr. Bonhoeffer mit, dass in den naechsten Tagen von militaerischer Seite der Putsch durchgefuehrt werden wuerde.

Nach seiner Rueckkehr von der Reise hatte Perels etwa Ende Juli 1944 mit Dr. Bonhoeffer eine Unterredung, im Buero des Dr. Hans John, wobei er aeusserte, das Attentat sei zwar misslungen, werde aber doch seine Auswirkungen im Sinne der "Opposition" haben. Bei dieser Gelegenheit nahm er sich vom Schreibtische des Dr. Hans John eine Blanko-Reisebescheinigung fuer die Reichsbahn, um diese gegebenenfalls bei einer Flucht zu verwenden.

E. Dr. K L O S S .

Im Fruhjahr 1944 erzaehte Dr. Bonhoeffer dem Angeschuldigten Dr. Kloss, der sein Mitarbeiter war und dessen staatsfeindliche Einstellung ihm bekannt war, dass er den Krieg fuer Deutschland fuer verloren ansehe und Generaale die Macht uebernehmen wollten, um eine Aenderung der Verhaeltnisse herbeizufuehren. Dr. Kloss, der sich darueber klar war, dass dies nur unter gewaltsamer Ausschaltung des Fuehrers moeglich sein wuerde, will diese ersten Aeussuerungen des Dr. Bonhoeffer zunaechst als Wunschtraum angesehen haben, wenngleich er selbst eine solche Aenderung begruesst haben wuerde. Einige Zeit danach trat Dr. Bonhoeffer an Dr. Kloss mit dem Plan heran, die Aktien der Deutschen Lufthansa-AG. in das neutrale Ausland zu uebertragen, und aeusserte, dass er die Verhandlungen ueber einen niederlaendischen Staatsangehoerigen, Plessmann, fuehren lassen koenne.

Dr. Bonhoeffer fragte Dr. Kloss bei dieser Gelegenheit, ob dieser im Falle einer solchen Regelung den Posten eines Wirtschaftsleiters

bei der Lufthansa-AG. uebernehmen wuerde. Dr.Kloss erklarte hierzu seine Zustimmung. Er war der Meinung, dass dies im Falle eines Zusammenbruchs des Reiches, den er ebenfalls fuer bevorstehend ansah, eine gangbare Loesung sein wuerde. In spaeteren Unterhaltungen im Fruhsommer 1944 waren sich Dr. Bonhoeffer und Dr.Kloss in ihrer Auffassung ueber einen bevorstehenden Zusammenbruch des Reiches einig. Dabei aeusserte Dr.Bonhoeffer wiederholt, es werde alles zusammenbrechen, wenn sich die Generale nicht unverzueglich entschliessen wollten, die Macht an sich zu reiessen. Er fuehrte dann, ohne Namen zu nennen, aus, dass es genug Kraefte in der Wehrmacht gaebe, die nicht mehr recht mitmachen wollten und sich mit dem Gedanken einer gewaltsamen Aenderung der Verhaeltnisse truegen. Auf Grund dieser Gespraechе war Dr.Kloss sich darueber klar, dass etwas in der Luft lag, sodass er von den Ereignissen am 20.Juli 1944 nicht mehr ueberrascht war. Er war sich auch darueber klar, dass Dr.Bonhoeffer mit diesen hochverraeterischen Bestrebungen zu tun hatte. Dieser vertrat ihn gegenueber auch noch in einer Unterhaltung am Vormittag des 21.Juli 1944 die Auffassung, dass der Putsch noch nicht niedergeschlagen sei und sich weiter entwickele. -

III. Die Einlassungen der Angeschuldigten und die Wuerdigung des Sachverhalts.

Die Angeschuldigten haben den vorstehend geschilderten Sachverhalt in vollem Umfang eingeraeumt. Ueber den hoch- und landesverraeterischen Charakter der staatsfeindlichen Machenschaften der Verschworerclique sind sie sich im klaren gewesen und haben dieses Unternehmen aus ihrer eigenen staatsfeindlichen Einstellung heraus gutgeheissen.

Die Angeschuldigten Dr.Bonhoeffer und Dr.Schleicher haben sich durch ihre Teilnahme an vorbereiteten Besprechungen und die Bereitwilligkeit zur Uebernahme eines Amtes oder zur sonstigen Mitarbeit der Teilnahme an dem Hochverrat der Verschworerclique und der gleichzeitig damit begangenen Beguenstigung der Kriegsfeinde des Reiches schuldig gemacht. Dr.Schleicher hat seine Teilnahme an der Tat schon dadurch bekundet, dass er als Wehrmachtsoffizier im Offiziersrang entgegen seinem Fahneneide die ihm bekannten Plaene hat zur Tat reifen lassen. Beide haben sich durch ihr Tun auch an dem Mordanschlag auf den Fuehrer beteiligt.

Die Angeschuldigten Dr.John, Perels und Dr.Kloss haben von den hoch- und landesverraeterischen Machenschaften in mehr oder weniger grossem Umfange Kenntnis gehabt, die ihnen pflichtgemaess obliegende Anzeige bei der zustaeendigen Behoerde jedoch unterlassen.

Beweismittel.

Die Einlassungen der Angeschuldigten:

1. Dr.Bonhoeffer: Bd. 1,
2. Dr.Schleicher: Bd. 2,
3. Dr.John Bd. 3,
4. Perels: Bd. 4,
5. Dr.Kloss: Bd. 5

Ich beantrage, gegen die Angeschuldigten die Hauptverhandlung vor dem Volksgerichtshof anzuordnen.

Lautz

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Wenn es zutrifft, dass über die Männer des "20. Juli" ein Werk herauskommen soll, so möchte ich gerne über einen der Vielen etwas aussagen. Denn sein Bild ist in der Öffentlichkeit, soviel ich sehe, arg verzerrt worden. Ich meine den Admiral Canaris.

Ich fühle die Berechtigung, etwas über Wilhelm Canaris mitzuteilen, denn er war zu mir sehr offen, je länger je mehr. Wir kannten uns flüchtig von gemeinsamer Marinedienstzeit. Etwa 1934 besuchte er mich in Bern, wo ich Gesandter war, und von da an riss unsere Verbindung nicht mehr ab. Zum letzten Mal habe ich ihn im Januar 1944 in Rom gesehen. Dazwischen liegen zahllose Gespräche, aus denen ich Folgendes hervorhebe:

Canaris war von vornherein ein erbitterter Gegner des Hitler-Regimes; dessen amoralische Sinnesrichtung hatte Canaris früh erkannt, darum hasste er es. In seiner beruflichen Stellung lag es, dass er viele Auslandsverbindungen hatte. Diese nützte er nach Kräften aus, um verfolgten Juden und anderen über die Grenze zu helfen; wo er Bedrängnis sah, griff er ein, unbekümmert darum, dass ihm selbst, wenn diese seine Handlungswiese ans Tageslicht kam, die schlimmste Verfolgung drohte. Ich glaube, dass Hunderte Canaris ihr Leben verdanken.

Von dieser mehr humanitären Tätigkeit wechselte Canaris nun auch auf das politische Gebiet hinüber, als 1938 deutlich wurde, dass Hitler auf Krieg hinarbeitete, zum mindesten einen Kurs steuerte, der nach menschlichem Ermessen früher oder später im Krieg enden würde. Canaris war ein geschworener Feind des Krieges. Er hat sich nicht damit begnügt, durch objektive Darstellung der deutschen militärischen und wirtschaftlichen Unterlegenheit das Unsinnige eines Krieges bei Hitler zu unterstreichen. Vielmehr trat er mit gewissen Offizieren des Heeres - so General Halder vom Generalstab - in eine verschwörerische Verbindung mit dem Ziel, militärischerseits dem Hitler-Regime ein Ende zu bereiten. Aussagen des Generals Halder zu diesem Thema sind bekannt. Canaris war in dieser Hinsicht unermüdlich tätig. Aber auch im Ausland,

besonders in Italien und Ungarn, wo er gute Freunde und Kollegen hatte, sorgte er für Verbreitung der Tendenz zur friedlichen Lösung der Sudeten-Sommer-Krise. Canaris war glücklich, als es gelang, den Kriegstreibern in Partei und Politik entgegen, durch die Dazwischenkunft Mussolinis den Frieden noch einmal zu retten. Dass dieser Erfolg der Friedensfreunde aber nur ein provisorischer war, hat Canaris im Spätherbst 1938 bereits gesehen und gesagt. Er blieb deshalb am Werk mit Worten und Warnen. Alle ihm wichtigen Generale klärte er über die Gefahren auf und suchte von Neuem eine Gruppe zu bilden, die Hitler lahmlegen sollte, sei es durch Festnahme oder Beseitigung. In diesen Zeitabschnitt fallen besonders viele Aussprachen, in denen ich die rastlosen Mühen von Canaris um den Frieden genau feststellen konnte. Das Fiasko seiner Wünsche am 1. September 1939 drückte ihn fast zu Boden.

Aber Canaris gab nicht auf. Was er jetzt suchte, war die Rückgewinnung des verlorenen Friedens, wiederum durch Entfernung Hitlers, ohne welche der Friede nicht zu haben war. Ausserdem gehörte dazu die Lokalisierung des Kriegstheaters. Hierfür hat er wiederum in Italien gewirkt, freilich ohne dauernden Erfolg, ferner in Ungarn und sehr entschieden in Spanien. Canaris war in Spanien sehr gut eingeführt, Hitler wünschte wegen einer Eroberung Gibraltars Spanien einzubeziehen und entsandte Canaris wiederholt dorthin. Hier hat Canaris entgegen seinem Auftrag gehandelt. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, dass er sich um die Neutralität dieses Landes ein bleibendes Verdienst erworben hat. Zu den Kriegs-Aufgaben von Canaris hätte es in seiner Stellung noch gehört, die Sabotage in fremden Ländern zu fördern. Er sabotierte sie aber, wo immer sie mit den Regeln des Völkerrechts und der Menschlichkeit ihm unvereinbar erschienen. Besonders verhasst war Canaris die Neigung des Hitler-Regimes zur Unwahrhaftigkeit, sei es in Heeresberichten oder auch im internen Dienst. Er beschwerte sich bei mir bitter über die bewussten Täuschungen über die Erfolge des U-Bootkriegs und über andere plumpe Fälschungen in der Presse. Seinen Vorgesetzten sagte er die Wahrheit ins Gesicht. Seine

Untergebenen schwärmten für seinen lauterem Charakter. Selbstverständlich musste sein Wesen den Admiral bald in Differenzen mit der Partei der Nationalsozialisten und in Besonderen mit der Geheimen Staatspolizei bringen. Canaris erzählte mir, wie er durch Pöhlungen mit den Spitzen der Polizei diesen auf der Spur blieb und ihnen manches unschuldige Opfer abgejagt habe. Diese Erfolge wurden mir von Mitarbeitern von Canaris, besonders von meinem regelmäßigen Besucher Hans v. Dohnanyi bestätigt. Nun ist es verständlich, dass Fernerstehende sich aus solchen Verbindungen Canaris' und aus seiner amtlichen Tätigkeit als Leiter der Spionage-Abwehr kein anderes Bild als das eines tiefgründigen Intriganten und Spitzels machen konnten. Darum haben manche Journalisten Canaris als einen abgefeilten, charakterlosen Menschen hingestellt, obschon er den Klauen der Geheimen Staatspolizei verfiel und unter schrecklichen Qualen für seine hohen Ideale büßen und sein Leben lassen musste.

Es ist wahr, dass Wilhelm Canaris mit seinen freundlichen, wasserblauen Augen und seinem eher in den friedlichen Bürgerrock als in die militärische Uniform passenden Wesen nicht ohne Weiteres zu erkennen war. Er hatte die Gabe, sich im Gespräch nicht leicht zu entblößen, wohl aber seinen Partner zum Sprechen zu bringen. Er durchschaute diesen mit sicherem Gefühl und Instinkt, gab sich jedoch selbst nicht zu erkennen, wenn er nicht wollte. Seine Stimme war leise; ohne Gesten und mit unveränderlichem Gesicht verlief sein Gespräch. Auch ohne nur aufzublicken, machte er die wichtigsten Mitteilungen, um die Aufmerksamkeit des Hörers zu prüfen.

Dass ein solches Verhalten und solche Gaben sich mit einer glockenklaren Seele und einem tiefreligiösen Gemüt in ein und demselben Menschen vereinigt finden, mag eine Seltenheit sein. Darum wohl ist Canaris oft verkannt und beargwöhnt worden. Diese seltene Vereinigung war aber gerade ein Element seiner Persönlichkeit und ihr Charme. Ich habe Wilhelm Canaris zu gut gekannt, um mich in ihm zu täuschen. Möge dieses sein wahres Bild die irrthümlichen Überdecken und fortleben, so wie der Verewigte es verdient und wie es um der geschichtlichen Echtheit willen nötig ist. Für sich wollte Canaris nichts. Er war einer der selbstlosesten Menschen, die mir begegnet sind.

gez. Ernst Weizsäcker
Lindau i.B./Neutin
Mozackerweg 77

13. November 1944.

Erich Rordt

Wittmann 20. Juli 1944
 Nürnberg-Hardenberg
 Vorbericht

In den Verhandlungen des internationalen Militargerichts in Nürnberg verging selten ein Tag, an dem nicht der Name des Admiral Wilhelm Canaris in dem einen oder anderen Zusammenhang auftauchte. In Dokumenten und Zeugenaussagen wurde auf ihn Bezug genommen und die ersten Würdenträger des Nazi-Regimes schienen diesen Mann leidenschaftlicher als selbst ihre lebenden Gegner zu hassen.

Das war in der Tat nicht verwunderlich, denn das Leben und Wirken dieses Mannes, der selbst nicht mehr sprechen konnte, stellte eine einzige Anklage gegen ihre Vermessenheit, ihre Ungerechtigkeit und ihre verbrecherische Arroganz dar.

Proteste gegen brutale Verwaltungsmassnahmen in den besetzten Gebieten trugen seine Unterschrift. In klassisch formulierten völkerrechtlichen Ausführungen trat er für eine anständige Behandlung der Kriegsgefangenen, für eine ritterliche Kriegsführung ein und führte die Behauptung ad absurdum, die russischen Gefangenen seien anders zu behandeln, weil die Sowjetunion die Genfer Konvention über die Kriegsgefangenen nicht unterzeichnet habe. Den Rücksichtlosen rief er ins Gedächtnis, dass ihre Methoden unwürdig und zugleich dumm seien. Hitler wünschte Material darüber zu bekommen, dass die Sowjetunion gegen Deutschland aufmarschiert sei und eilfertige Liebediener "bestellten" entsprechende Unterlagen, bei denen es wohl nicht so sehr auf Genauigkeit ankam, bei Canaris. Aber sie mussten leer ausgehen, denn das geforderte Material wurde einfach nicht geliefert. Als Hitlers Adjutant polnische Uniformen bei Canaris bestellte, um den Angriff einer polnischen regulären Truppe auf den Sender Gleichwitz vorzutäuschen, da konnte der sonst so Erfindungsreiche plötzlich keine einzige derartige Uniform auftreiben. Es war Canaris wiederum, den man dafür verantwortlich machte, dass der aus der Gefangenschaft entflohenen französische General Giraud nicht wieder gefasst und der gefährliche Weygang nicht unschädlich gemacht werden konnte.

Schliesslich war gegen Canaris das Misstrauen wach geworden, aber es dauerte lange, bis man sich der Tatsache bewusst wurde, dass bei Admiral Canaris alle Fäden der ersten und einzigen Verschwörung, die dem Hitlerregime gefährlich werden konnte, zusammen liefen.

Wer war dieser Mann, der, wie man hörte, zehn Jahre lang Chef der militärischen Nachrichtenabteilung, der sog. Abwehr, war und der sich viel mehr um alle möglichen Angelegenheiten als um den eigentlichen Nachrichtendienst zu kümmern schien, obgleich er auch darin Hervorragendes leistete?

Die Angeklagten in Nürnberg, deren Hass gegen ihn so offensichtlich zu Tage trat, wussten wenig Bedeutsames über ihn zu sagen. Dönitz, sein jüngerer Kollege von der Marine, sagte misbilligend, er sei eben ganz anders als die übrigen Marineoffiziere gewesen und er habe wenig Vertrauen zu ihm gehabt. Jodl beschwerte sich in einem scharfen Kreuzverhör darüber, Canaris habe Hitler und auch ihm nie offen seine Meinung über die von dem Regime begangenen Gewalttätigkeiten gesagt - als ob er damit dem Täter selbst etwas Neues gesagt hätte! Canaris habe mit

Himmler und Heydrich auf guten Fuss gestanden. Aber dann fügte Jodl bitter und bedauernd hinzu, es sei ja klar, er habe auf sein "Verschwörernest" keinen Verdacht lenken wollen!

Diese Urteile besagen nicht viel. Sie stehen in einem zu eklatanten Gegensatz zu dem, was der Prozess sonst hervorgebracht hat, als dass sie ernst genommen werden könnten.

Aber wie war es tatsächlich möglich, dass ein Mann, der seine Opposition gegen Hitler und seine Helfer in allen Denkschriften und Handlungen so klar zum Ausdruck brachte, nicht schon früher Verdacht erregt hatte? Das alles scheint so viele Auslegungen und Deutungen zuzulassen, dass es nicht Wunder nimmt, wenn der Admiral in der Öffentlichkeit bald als ein vom Ehrgeiz zerfressener Machtstreber, bald als diabolisch schlauer Intrigant, bald als eine Art Scarlet Pimpernel erschien.

Der "alte Weisshaarige", wie ihn seine Mitarbeiter und Freunde nannten, würde ob dieser lauten Beschäftigung mit seiner Person bedenklich den Kopf geschüttelt haben. Wahrscheinlich würde er dann die Urheber der freundlichen Versionen und die Verbreiter der Anekdoten, in denen er im günstigen und schmeichelhaften Lichte erscheint, missbilligend angesehen haben, so, als wolle er sagen: Ihr wisst doch, dass man mich aus dem Spiele und in Ruhe lassen soll.- Die andern aber, die kein gutes Haar an ihm liessen, würde er nur traurig angesehen und sich dann waggewandt haben.- Nur mit denen, die in ihm einen ehrgeizigen, machtlüsternen Streber sahen, würde er sich wohl in ein ernsthaftes Gespräch eingelassen haben, jedenfalls wäre es ihnen so erschienen. Er hätte wohl auch gewagte Formulierungen gebraucht und sich recht Macchiavellistisch gegeben, und bis zum Schluss hätten sie nicht einmal gemerkt, wie sehr er sie zum Narren hielt. Schliesslich wären dann wohl seine Vertrauten, denen er damit wieder einmal ein Schauspiel gab, laut vor Lachen herausgeplatzt.

Es mag zynisch erscheinen, wenn ich bei einem von vornherein zu Unvollkommenheit Verurteilten Versuch, diesen komplexen Mann, dessen furchtbarer Tod mit dem Ende eines ganzen Zeitalters zusammenfiel, zu charakterisieren, mit seinem Humor beginne.

Es hat wohl keinen Augenblick seines Lebens gegeben, keine noch so angespannte Lage, in der sein Kopf blitzschnell kombinieren und Deutungen erfinden musste, in der er nicht zugleich etwas Komisches entdeckte. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er in einem unbewachten Augenblick selbst bei den Vernehmungen vor der Gestapo, als es um Tod und Leben ging, seine Vertrauten durch ein unmerkliches Augenblinzeln noch schnell auf eine der Inkongruenzen zwischen Vorstellung und Anschauung, in denen das Komische wohnt, aufmerksam gemacht.

Für diesen Mann, der unter jeder Ungerechtigkeit physisch litt, der keinen Bittsteller, auch wenn seine Anträge noch so absurd und unmöglich zu erfüllen waren, abweisen mochte, war dieser göttliche Funke Humor wahrscheinlich ein Lebenselixir, ein grosser Kraftspender, der ihm die Fortführung eines so ungleichen und so hoffnungslos erscheinenden Kampfes ermöglichte. Denn diesen Kampf gegen das Schlechte als solches konnte er nicht aufgeben, wenn er auch sah, dass er daran zerbrechen musste. Er war ein Getriebener, getrieben von seinem Dämonion, der ihn nicht ruhen liess und sein Dasein in den letzten 10 Jahren zu einer ständigen Wanderschaft machte.

Die Nachrichtenchefs der ganzen Welt sind, wie man wohl annehmen muss, rührige Leute, und Stillsitzen mag manchem schwer fallen. Aber seine Unruhe war eine andere. Sie entsprang einem mystischen Trieb und einem ebenso mystischen Pflichtgefühl. Aber Pflichtgefühl gegen was und gegen wen?

Admiral Canaris liebte sein Land, obwohl er darüber sicher zu niemandem sprach. Er kannte die Fehler und Vorzüge seiner Bewohner, der Deutschen, und war darum skeptisch gegenüber dem "Deutschen Wesen, an dem die Welt genesen müsse", wie gegenüber der "Italianita", dem "Britannia rules the waves", "ex oriente lux" oder "gods own country". Deutschland hat er sicher am meisten geliebt, als es ihm schlecht ging, und dieses Gefühl wäre gerade jetzt am stärksten. Denn er glaubte daran, dass Gott Leid schickt zur Läuterung, und dass es nach Gottes Willen dem Menschen nicht anstehe und zukomme, Leid zu schaffen, sondern nur zu lindern.

[Als ich den Admiral das letzte Mal sah, war der Russlandfeldzug von dem vermessenen Despoten Deutschlands beschlossen, aber noch nicht ins Werk gesetzt. Wir trafen uns in seinem Hause, in der Betazeile 17, die früher einmal passender Dianastrasse geheissen hatte, bis sie zu Ehren irgend einer zeitbedingten Grösse (Ottmar Beta) umbenannt worden war. Ausser meinem Bruder waren noch der Generaloberst Beck und Oberst Oster anwesend. Das Gespräch drehte sich um die Möglichkeiten, ob und wie man das Schicksal zu einem Zeitpunkt, da Hitlers Prestige am höchsten stand, doch noch wenden könne. Ich hatte gerade einen etwas geäussert, als er mich plötzlich mit seinen blauen Augen müde und gequält ansah und so, als ob er das vorgehende Gespräch garnicht gehört hätte, sagte er traurig vor sich hin: Unser Volk und wir alle haben eine schreckliche Schuld auf uns geladen. Gott wird uns furchtbar prüfen, bevor er sich uns wieder zuwendet. - Er sagte das ganz ohne Pose ruhig vor sich hin, so als ob er von etwas gerade Gesehenem berichte. - Ich war zunächst ganz verduzt und fuhr ihm etwas zu laut in seine Gedanken: Was soll das heissen, das wäre ja ein unseliger Fatalismus, wir müssen versuchen, weiteres Unheil zu verhindern. Er nickte mir traurig zu und beteiligte sich wieder an dem Gespräch, schien aber mit seinen Gedanken nicht bei der Sache zu sein. Ich war schliesslich fast etwas ungehalten, als er zu meinem Wunsch, möglichst bald aus dem Ausland wieder zurückgerufen zu werden, dem Beck und Oster zustimmten, wiederum nur unverbindlich nickte. Es kam mir so vor, als habe er im Augenblick etwas gesehen, wovon er uns keine Mitteilung machen wollte.

Seine Liebe zu Deutschland war keine Affenliebe, wie sie die Engstirnigen haben. Darin hatte Dönitz ganz recht, er war anders als sie und auch darin, dass dieser sensible, zum Übersinnlichen neigende Mann Verbohrten und Simpletons kein besonderes Vertrauen einflössen konnte. Er musste ihnen unheimlich erscheinen. Wie konnte ihnen, die auf den terrible simplificateur schworen, ein Pflichtgefühl verständlich sein, dem fremdes Menschenleben selbst im Kriege ebenso wertvoll erschien wie ein deutsches. Wenn er in seinem Rahmen unermüdlich, mit tausend Listen und auf verschlungenen Pfaden sich bemühte, das Gute zu verwirklichen, selbst wenn es dem deutschen Volke nicht so nutzte wie es nationalistische Fanatiker wollten, so galt diesem das nur als abgefeimte Schurkerei.

Sein Rahmen war weit gesteckt und umschloss einen guten Teil der Welt. Zuständigkeiten interessierten ihn nicht, denn sein sitt-

liches Pflichtgefühl zwang ihn, sich immer für zuständig zu halten, wenn dem Teufel ein Schnippen geschlagen werden konnte.

Er war nicht einfach zu befriedigen, der alte Weisshaarige. Seine Mitarbeiter haben oft unter ihm gestöhnt, denn seine sabblichen und menschlichen Anforderungen waren oft kaum zu erfüllen. Er verlangte gute und genaue Arbeit und eine Liebe zum Detail, die dem oberflächlichen Beobachter oft als Kleinigkeitskrämerei erscheinen mochte. Aber er wusste, dass, wenn irgendwo, bei seinem Geschäft nach einem Richelieuschen Wort an der "conception du grand" "le culte du détail" hinzukommen musste. Wie hätte der Alte seine selbstgestellte Aufgabe in Angriff nehmen können, wenn er sich nicht um soviel Kleinigkeiten gekümmert hätte. Es waren so oft Nachlässigkeiten im Kleinen, die den Gegner des Regimes der Gestapo auslieferten.

Die Erkenntnis, dass der Hitlerismus nur Unheil für Deutschland und die Menschheit bedeuten konnte, war dem Admiral so früh wie irgendjemand gekommen. Ich weiss nicht, ob er schon an seinen Sturz dachte, als er seinen Posten als Leiter der militärischen Nachrichtenabteilung antrat. Ich halte es für möglich, dass ihm solche Gedanken bestimmten einen Posten anzunehmen, der ihm ausserordentliche Chancen gab. Diktaturen, jedenfalls solche wie sie Hitler, Napoleon und Oromwell begründeten, können nicht durch Volksbewegungen gestürzt werden. Sie stürzen durch einen Anschlag oder durch eine äussere Katastrophe. Dem Abwehrchef standen aber mehr Möglichkeiten innerhalb der Festung, einen Putsch zu organisieren, als irgend einem anderen zur Verfügung. Er konnte seine Handlungen durch die oft verschlungenen Methoden und Wege, die dieses Geschäft nun einmal in der ganzen Welt erfordert, motivieren. Verdächtigtes wurde lobenswert, wenn es aus Tarnungsgründen erforderlich war. Der Abwehrchef konnte sich nicht durch Regeln binden lassen; er musste auch die Möglichkeit haben, unorthodoxe Wege zu beschreiten. Die Wahl seiner Mittel musste man ihm überlassen, und er brauchte sie vor keinem Gestapohauptling zu rechtfertigen. Ihm standen unkontrollierte Kuriers und Chiffren zur Verfügung. Die Hauptsache war nur, dass er über die allgemeine militärische Lage gut unterrichtet war. Es war kein Zweifel, dass er bessere Ergebnisse lieferte als seine Vorgänger. Also liess man ihn gewähren und nahm seine "atavistische Humanitätsduselei" in Kauf.

Im Jahre 1936 traf ich zum ersten Mal mit Admiral Canaris zusammen. Er ist eine der faszinierendsten Persönlichkeiten, die mir begegnet sind. Canaris war von kleiner Statur. Zu seinem weissen Haar standen frische Gesichtsfarben in einem markanten Gegensatz. Man sah ihm an, dass er viel erlebt und viel durchgemacht hatte, obwohl er manchmal erstaunlich jung aussehen konnte. Meist wirkte er etwas nervös und oft fast geistesabwesend. Niemand konnte mit einer grösseren Selbstverständlichkeit die gleiche Geschichte zweimal anhören. Wer Canaris nicht kannte, musste annehmen, dass ihm etwas Neues und Interessantes mitgeteilt werde. Es war aber schwierig, ihm etwas Neues zu berichten. Er war meistens bereits im Bilde. Wahrscheinlich ist dies die Haltung, die alle Nachrichtenchefs auf der ganzen Welt an den Tag legen. Ich glaube aber, dass es keiner mit grösserer Natürlichkeit durchführte.

Vom ersten Augenblick glaubte ich jemanden gefunden zu haben, der über das Regime wie ich dachte. Wir befanden uns im Hause eines gemeinsamen Freundes. Er schien über mich bereits im Bilde zu sein, denn ohne Umschweife kam er auf die bevorstehende Besetzung des Rheinlandes zu sprechen, die damals nur im engsten Kreise der Naziführung und bei wenigen Mitgliedern der Beamtenschaft und des Militärs bekannt war. "Glauben Sie, dass Frankreich mobilisieren wird?" fragte er, ohne die Besetzung selbst zu erwähnen. Ich erwiderte, Hitler beabsichtige den Wiedereintritt Deutschlands in den Völkerbund anzubieten. Ich sei mir nicht darüber im Klaren, ob sich die anderen Mächte durch diese Geste des Wohlverhaltens "täuschen liessen". "Ich glaube es fast", sagte Canaris halb vor sich hin. Es schien mir, dass er seine Missbilligung über einen so offenkundigen Fehler ausdrücken wollte. "Es sind nur 18 Bataillone beteiligt, und die Öffentlichkeit wird kaum etwas erfahren, bevor die Aktion anläuft. Aber vielleicht, wenn die andere Seite doch reagiert..." Er brach ab, aber ich fühlte nun, dass hier jemand an einer Beseitigung des Regimes arbeitete. Ich beschloss, ihm alle Unterstützung zu geben, die ich zu geben vermochte.

Ich traf danach Canaris häufiger bei Besprechungen und Veranstaltungen. Er behielt denselben Gesprächsstil bei, den er bei unserer ersten Zusammenkunft angewandt hatte. Manchmal stand er in einem grösseren Kreise neben mir. Er reichte mir fast zufällig die Hand, während er bereits in eine andere Richtung blickte und sprach halblaut "eklyptisch" zu mir. Der Stil muss etwas auf mich abgefärbt haben, denn ein Bekannter, der nichts von meinen Beziehungen zu Canaris wusste, sagte mir eines Tages, ich erinnere ihn in meiner Redeweise an Canaris.

Natürlich interessierte ich mich nun für diesen Mann, da über den schon eine Reihe von Anekdoten im Umlauf waren. Aber es war ziemlich schwer, von ihm etwas über sich selbst zu hören. Im allgemeinen wich er diesbezüglichen Fragen aus oder vertröstete vage auf später, während er das Gespräch geschickt auf ein anderes Thema lenkte. Ich kam später dahinter, dass dieser Mann im Grunde etwas schüchtern war und dass ihm ein feines Schamgefühl der Seele jedes Herauskehren seiner Person zuwider machte.

Einige Daten aus seinem Leben habe ich aber doch in Erfahrung gebracht, und ich möchte sie kurz erwähnen, da sich die Legende seiner so sehr angenommen und Wahres und Falsches durcheinander gemengt hat.

Canaris stammt weder aus einer alten Militär- oder Marinefamilie, noch ist der gleichnamige Seeheld aus dem griechischen Unabhängigkeitskrieg sein Grossvater oder sein Urgrossonkel. Die Familie Canaris stammt vielmehr aus Sala bei Como und ist dort seit 1371 nachweisbar. Ende des 17. Jahrhunderts wanderten die Canaris, die mit den Paravicinis und anderen Tessiner Familien verwandt waren, nach Deutschland aus. Sein Vater war Rüttendirektor in Dortmund, und dort wurde Wilhelm Canaris, sein jüngster Sohn, am 1. Januar 1887 geboren. Während sein älterer Bruder ebenfalls in die Industrie eintrat, zog es den jungen Wilhelm in die Welt. Sein Wunsch, bei der Marine einzutreten, scheiterte aber zunächst am elterlichen Veto. Als aber der Vater starb, setzte er es doch durch, im Jahre 1905 bei der kaiserlichen Marine einzutreten. Nach verschiedenen Kommandos in der Ostsee, im Mittelmeer und in Mexiko kam er auf den kleinen Kreuzer "Dresden", der bei Kriegsausbruch dem Geschwader des Grafen Spee zugeteilt wurde.

Auf der "Dresden" machte Canaris die Seeschlachten bei den Coroneel und Falklandinseln mit. Die "Dresden" war das einzige Schiff, das beim Untergang des Auslandsgeschwaders entkam. Wochenlang verstand es der Kreuzer, sich in den Fjorden und Buchten der Magellanstrasse den Verfolgungen der britischen Kriegsschiffe zu entziehen, aber schliesslich, als er zur Ergänzung seiner Vorräte einen chilenischen Hafen anlaufen musste, kamen überlegene Streitkräfte des Feindes wieder auf seine Spur. Diese stellten das Schiff schliesslich innerhalb chilenischer Hoheitsgewässer. Canaris als Parlamentär machten den Feind auf die Lage des Schiffes aufmerksam, aber der britische Kommandant antwortete, er habe Weisung, die "Dresden" anzugreifen, wo immer er sie antreffe. Also begann der ungleiche Kampf, der mit der Vernichtung der "Dresden" endete. Von Juan Fernandez, wo Canaris zunächst interniert war, kam er nach einiger Zeit nach Quiriquina, von wo aus er an das Festland ruderte, und nach einer sportlich-abenteuerlichen Flucht über die Anden kam er nach Buenos Aires. Als chilenischer Witwer Reed-Rosas, der in einer Erbschaftsangelegenheit nach Holland reise, kam er auf einem niederländischen Schiff durch alle Kontrollen nach Deutschland. Er scheint seine Rolle gut gespielt zu haben, denn die britischen Kontrollbeamten baten ihn, ihnen behilflich zu sein um festzustellen, ob ein angeblicher Einwohner aus Valparaiso auch wirklich den dortigen spanischen Dialekt beherrsche.

Diese gelungene Flucht und Reise um die halbe Welt unter angenommenem Namen trugen ihm die Abkommandierung zum Geheimdienst ein. Er wurde zunächst nach Spanien geschickt, wo sich die Nachrichtendienste aller Kriegführenden bemühten, sich gegenseitig den Rang abzulaufen. Canaris scheint sich dort nicht sehr wohl gefühlt zu haben. Er gewann aber doch das Vertrauen vieler Spanier, unter anderem des spanischen Ministerpräsidenten Graf Romanones, der nicht im Verdacht irgendwelcher Deutschfreundlichkeit stand. Dies sollte ihm bald darauf das Leben retten. Denn als er in Begleitung eines carlistischen Priesters durch Frankreich und Italien fuhr, wurde er in Domodossola verhaftet und wegen Spionage unter Anklage gestellt. Durch Intervention des Grafen Romanones wurde jedoch seine Rückbeförderung nach Spanien durchgesetzt. Der Kapitän des spanischen Dampfers, auf dem die Rückreise vor sich gehen sollte, hatte Weisung, Marseille anzulaufen, wo die Agenten der Entente bereits zu seiner neuerlichen Verhaftung bereit standen. Aber der Spanier hatte Sinn für Abenteuer und Sportgeist, und er liess daher Marseille liegen und fuhr direkt nach Cartagena. Von hier versuchte nun Canaris wiederum seine Heimreise anzutreten. Agenten des Feindes waren ständig hinter ihm her, und der Hafen wurde von feindlichen Kriegsschiffen genau bewacht. Mehrere Versuche schlugen fehl, aber eines Nachts gelang es Canaris doch, aufs Meer hinauszurudern, und am vorher verabredeten Ort wurde er von dem U-Boot des Kapitänleutnants Arnoulds de la Ferriere aufgenommen. Sie wurden zwar entdeckt und beschossen, kamen aber schliesslich doch zu dem österreichischen Hafen Pola.

Vom Juni bis September 1917 liess sich Canaris in Deutschland als U-Bootkommandant umschulen und war dann bis Kriegsende mit seinem Boot im Mittelmeer tätig. Dort befand er sich gegen Ende des Krieges. Die U-Bootflotille beschloss den Durchbruch nach Deutschland zu versuchen, und von 13 Booten erreichten 11 tatsächlich die Heimat. Vor der norwegischen Küste erhielten sie Nachricht vom Ende des Krieges.

1920 finden wir Canaris wieder als Adjutanten des Wehrministers des Sozialisten Noske. Dort machte er sein Debut in der Innen-

politik. Aber die nächsten Jahre finden ihn wieder auf ausgesprochenen seemannischen Posten. Nach einer kurzen Kommandierung als Admiralstabsoffizier war er von 1922-24 als 1. Offizier auf dem Kreuzer "Berlin", sodann auf Schulfahrt im fernen Osten. Im Jahre 1924 wurde er jedoch wieder in die Marineleitung berufen, wo man sich seiner Geschicklichkeit im Umgang mit Menschen aller Nationalitäten gern bediente. Anschliessend 1928 kam er als erster Offizier auf das Linienschiff "Schlesien", wurde danach Chef des Stabes bei der Nordseestation und schliesslich Kommandant der "Schlesien". Seine Ernennung zum Festungskommandanten von Swinemünde, die am 1. Oktober 1934 erfolgte, wurde bald wieder rückgängig gemacht, da man einen neuen Mann als Leiter des militärischen Nachrichtendienstes benötigte.

Er trat eine schwere Erbschaft an, denn sein Vorgänger hatte wenig politisches Verständnis gehabt, und es war weder ihm noch seinen Chefs, vor allem dem Wehrminister von Blomberg aufgefallen, dass Hitler mit der freundlichen Rückendeckung der Reichswehr sich aller seiner Gegner entledigt hatte, und dass diese auch nur den Vorteil habe werde, als letzte verspeist zu werden, wenn ihre Stunde dem Despoten gekommen zu sein schien. Canaris erkannte auch klar, wohin der aussenpolitische Kurs führen werde, und so bemühte er sich, das Gewissen und der Warner der Armee zu werden.

Fast 10 Jahre hat er sein schweres Amt, mit wenig freier Unterstützung für seine Ziele, innegehabt. Oft wird er wie Cassandra empfunden haben: Warum gabst Du mir zu sehen, was ich doch nicht wenden kann.-

Vom ersten Tage seines Amtsantritts wurde er der Gegenspieler Himmlers und Heydrichs, die wenige Monate vorher die politische Polizei in Preussen unter ihre Kontrolle gebracht hatten. Dieser Kampf spielte sich äusserlich in ruhigen und zivilen Formen ab. War es Zufall oder Absicht, zwei Mal mietete sich Heydrich als direkter Nachbar von Canaris in Südende und später in Nikolassee ein. Himmler und Heydrich konnte nicht lange verborgen bleiben, dass, wo immer sie auf Widerstand stiessen, Canaris in irgendeinem Zusammenhang damit stand. Dies hätte auch dann geschehen müssen, wenn er sich nicht dauernd für Verfolgte eingesetzt hätte, ob sie nun Pfarrer, Juden oder andere Schutzlose waren, sondern sich nur auf die politische Gegenarbeit im Grosseen beschränkt hätte. Aber eine solche Beschränkung war ihm garnicht möglich. Die Zahl derer, die Canaris unter dem einen oder anderen Vorwand den Klauen der Gestapo entzog, ist nicht bekannt, sicher ist aber, dass ihm hunderte, wenn nicht tausende, von In- und Ausländern ihr Leben verdanken.

Häufig werden Himmler und Heydrich hinter einer freundlichen Maske ihre Wut und ihren Hass verborgen haben. Denn Canaris war nicht zu fassen. Dieser Odysseus war ihnen geistig überlegen, und ihre Tricks verfangen bei ihm nicht. Solange die Armee in Deutschland noch Prestige hatte, wagten sie sich nicht ohne ganz einwandfreies Material an ihn heran. Aber wie war das zu beschaffen? Die Männer seiner Abteilung liebten den verschruilt erscheinenden Alten, dessen warmes Herz sie kannten, und viele von ihnen hätten sich für ihn in Stücke reissen lassen. Es gelang nicht, einen Verräter in seine Umgebung hineinzuschmuggeln.

Es wäre auch sehr zweifelhaft gewesen, ob ihn nicht Canaris mit seiner feinen, fast weiblichen Intuition herausgespürt hätte. Bei Instinkt bezog sich auf alles Kreatürliche. Es war seltsam zu

sehen, wie zutraulich Tiere zu ihm waren. Seine Hunde, vor allem ein seidenhaariger brauner Dackel mit Namen Sabinchen, begleitete ihn - sehr zum Leidwesen seiner Adjutanten - auch auf Reisen. Es gehört zu seinen Absonderlichkeiten, dass ein Fremder eigentlich erst akzeptiert war, wenn er auch von seinen Hunden "gebilligt" wurde. Wer ihn bei der Arbeit mit seiner Araber Schimmelstute bei der Hohen Schule und schwierigen Gängen beobachtete, konnte erkennen, dass Canaris ein fantastisches Einfühlungsvermögen besass.

Ich habe mich häufig gefragt, ob Canaris dieses Spiel gegen die Ausgeburten der Hölle, deren Brutalitäten und Gemeinheiten er seinen überlegenen Intellekt und seine Listen entgegensetzte, liebte. Das faszinierende Spiel, das er wie ein Künstler betrieb und das sowohl eine Probe seines Charakters wie seiner Nerven darstellte, mag ihm zur zweiten Natur geworden sein. Aber wie häufig mag er innerlich völlig ratlos gewesen sein, wenn er von seinen Gegnern durch ihre Brutalitäten übertrumpft wurde und alle Anstrengungen nichts fruchteten. Denn gegenüber der Grösse des Verbrechens versagten die Mittel, die er anwenden konnte. Der Admiral hatte etwas von einem missionarischen Eifer in der Verfechtung seiner humanitären Überzeugung, und er fühlte sich persönlich dafür verantwortlich, dass er Hitlers Ungerechtigkeiten und Verbrechen nicht verhindern konnte. Was ihm fehlte, war schliesslich der persönliche Ehrgeiz, der Wille, sich selbst an die Spitze eines Putsches zu stellen. So sehr seine Mitarbeiter an ihm hingen, und so gross das Vertrauen war, das ihm seine Freunde entgegenbrachten, es blieben kleine Kreise, die auf die Unterstützung eines Armeeführers angewiesen waren, der über Truppen gebot oder dessen persönliches Prestige anfeuernd eingesetzt werden konnte. Diese Persönlichkeiten konnte Canaris nicht ersetzen, und als sie sich versagten, scheiterte er, trotz seiner unermüdlichen Anstrengungen. Es war von vornherein wohl der Fehler der Putschversuche, wie auch des Unternehmens vom 20. Juli, dass die Führer von unten gestossen und getrieben werden mussten, während von ihnen die Initiative und Inspiration hätte ausgehen sollen.

1944 hatte Canaris Stunde geschlagen. Er wusste es wohl. Bereits 1942 war es zu offenen Konflikten mit Heydrich gekommen, die er nur mühsam überstanden hatte. Er wusste, dass er nur schwer zu fassen sein werde. Darum brachte man zunächst über kleine Fehler seine engsten Mitarbeiter zu Fall. v. Dohnany, sein Rechtsberater, und General Oster, sein Vertreter, der Leiter der Zentralabteilung, wurden bereits Ende 1943 abgesetzt. Dohnany wurde bald darauf verhaftet und Oster zunächst nur unter Beobachtung gestellt. Da Himmler gesehen hatte, dass das Prestige der Armee zerstört war, dass man deren Führer, wie den Oberbefehlshaber von Brauchitsch, den Generalstabschef Halder, den Kommandeur des Südschnitts der Ostfront, von Rundstedt, wie Dienstboten behandelte und ablöste, ging er bald einen Schritt weiter. Die SS forderte die Übernahme der Abwehr. Kaltenbrunner machte sich seit Anfang 1943 dafür stark, bessere Resultate zu liefern, wenn man ihn nur machen lasse. Man ging aber noch behutsam vor. Zunächst wurde die Abwehr noch unter einem eigenen Chef, dem später ermordeten Oberst Hansen, dem Sicherheitshauptamt unterstellt. Es war klar, dass Canaris jetzt nicht bleiben konnte. Canaris wurde

beurlaubt, aber bald danach wurde ihm ein neues "Kommando" übertragen, und zwar als Admiral z.b.V. Chef des Sonderstabes für Handels- und Kriegswirtschaft. Dass hinter diesem tönenden Titel nichts stand, war klar. Am 23. Juli wurde er unter dem Verdacht der Beteiligung an dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 verhaftet. In der Tat scheint er in dem letzten Monat absichtlich von den Verschwörern, die natürlich von seiner genauen Überwachung und jederzeit möglichen Verhaftung gewusst haben, nicht mit Einzelheiten des letzten Planes befasst worden zu sein. Wahrscheinlich konnte man nicht anders handeln, wenn man nicht die Gefahr einer vorzeitigen Entdeckung laufen wollte. Immer bleibt es aber eine besondere Tragödie, dass Canaris, der Einfallreiche, ihnen fehlte, als das Attentat missglückte und ein anderer Plan hätte improvisiert werden müssen. Wer kann bezweifeln, dass ihm nicht gleich ein völlig neues Prozedere eingefallen wäre, als die Verschwörer nach dem Fehlschlag des Attentats bei ihrem Plan blieben, der jetzt auf einer offenkundigen Unwahrheit, der Behauptung Hitler sei tot, aufgebaut war und daher schon an dieser Unwahrhaftigkeit scheitern musste.

Es ist müßig zu spekulieren, was geschehen wäre, wenn Canaris seinen Rat noch zur Verfügung hätte stellen können.

Über seine Gefangenschaft ist nicht viel an die Öffentlichkeit gedrungen. Man hielt ihn länger gefangen als alle anderen, und man geht wohl nicht fehl in der Annahme, dass man aus ihm und seinem Vertreter Oster, der sein schweres Schicksal teilte, noch Aussagen gegen unbekannte und unentdeckte Verschwörer herausbekommen wollte. Sicher ist, dass die untersuchenden Gestapobeamten ihm ebensowenig gewachsen waren wie ihre Chefs in den vielen Jahren des Kampfes. Die Tatsache, dass einige seiner nahen Mitarbeiter aus der Abwehr, die er als sein Verhängnis kommen sah, wegversetzt liess, nicht mit ihm ermordet wurden, ist ein Beweis dafür, dass er auch bis zur letzten Stunde für andere sich aufzuopfern bereit war. Man hat ihm sicher erheblich zugesetzt. Bekannt geworden ist, dass er während seiner 8 1/2 monatigen Gefangenschaft meist an Händen und Füßen gefesselt war. Bis zum 7. Februar war er im Gestapogefängnis in der Prinz Albrechtstrasse dann wurde er nach Plössenbüsch geschafft, während andere noch Überlebende nach Buchenwald transportiert wurden. Am 9. April 1945 traf der Befehl zu seiner und Osters Hinrichtung ein. Wieder war er besser als alle anderen informiert. In der Neben- zelle war der Chef der dänischen Abwehrabteilung Oberst Lunding untergebracht. Mit ihm stand Canaris durch Klopfzeichen in Verbindung. Am Abend vor seiner Hinrichtung teilte ihm Canaris mit, dass er voraussichtlich am nächsten Tage abgeholt werden würde ohne zurückzukehren. Er nehme Abschied von ihm, und seiner Gattin liess er mitteilen, er sterbe ruhig in dem Gefühl, die Prüfungen bestanden zu haben. Er starb in der Frühe des 9. April 1945 einen schweren Tod.

Aufstieg und Untergang des Admirals Canaris

Hinter den Kulissen des deutschen Geheimdienstes von 1914 bis 1945

Canaris ist der Name eines Mannes, der in Deutschland bis zum Jahre 1945 lebte. Sein Geist wird oft im Nürnberger Gerichtssaal beschworen, denn er war vor und während des Dritten Reiches Chef der deutschen Spionage und des Gegenspionage.

Seine Großeltern stammen aus der Levante, sein Vater war griechischer Admiral. Und er selbst war vor dem Jahre 1914 kaiserlich deutscher Offizier in der deutschen Kriegsmarine. Im ersten Weltkrieg wurde er in Spanien an eine Mauer gestellt, um nach dem Urteil eines spanischen Gerichtes, erschossen zu werden. Im allerletzten Augenblick rettete ihn das Schicksal, denn es hatte ihm bestimmt, in einem deutschen Konzentrationslager im Frühjahr des Jahres 1945 erhängt zu werden.

Er war klein von Gestalt, mit einem Gesicht von gelblicher Bräune, voll südlicher Lebhaftigkeit, und verband das Wissen eines wirklich Gebildeten mit den Manieren eines Mannes der großen Welt. Er war beherrscht von dem einzigen Gedanken, wie er sein trübsames Leben zu der denkbar größten Wirkung bringen könne. Dieser seltsame Mann mit dem Namen Canaris schlief des Nachts vor Herrschsucht nicht, beging keine Handlung, auch nicht die allergeringste private, die ihn nicht seinem Ziel, mächtig und mächtiger zu werden, näherbringen könne.

Bei Ausbruch des Krieges 1914 war Canaris Leutnant zur See. Bei seiner Charakterveranlagung war es selbstverständlich, daß er sich nicht damit begnügte, Wachoffizier auf einem Torpedoboot zu bleiben. Er ging in die deutsche Spionage, die damals von dem Obersten Nikolai geleitet wurde.

Aus der Marine stammend und auch in seiner Stellung bei der Spionage von der Marine reklamiert, wurde er mit der wichtigsten Aufgabe betraut, die es auf dem Marinegebiet im ersten Weltkrieg gab: mit der Schaffung heimlicher Unterseebootstützpunkte im Atlantik.

Das Mittelmeer wurde bald Schauplatz deutscher Unterseebootaktionen, der östliche Atlantik gleichfalls, aber geradezu entscheidend war die Frage, ob es gelingen würde, Operationen von U-Booten vor der Meerenge von Gibraltar sicherzustellen. Durch die Straße von Gibraltar schaffte das britische Empire seine Rohstoffe aus dem Fernen Osten zu. Canaris trägt, in seinen Grenzen. Ein Landsitz des spanischen Großindustriellen Echevarrieta nimmt ihn auf. Und dort bleibt er lange Wochen.

Der erste Auftrag

Die Familie Canaris hatte Beziehungen zu allen wichtigen Ländern Europas, so natürlich auch zu Spanien. Und so sieht dieses Land jetzt sehr bald einen jungen Herrn, der nicht mehr den Namen Canaris trägt, in seinen Grenzen. Ein Landsitz des spanischen Großindustriellen Echevarrieta nimmt ihn auf. Und dort bleibt er lange Wochen.

Der spanische Großindustrielle besitzt kleine Werften, nicht nur an der spanischen Küste, sondern auch an den Kanarischen Inseln. Um die Mitte des

Jahres 1915 hält er sich vornehmlich in den Büros seiner Firma in Barcelona auf, und dort erscheint ein bis dahin dem Personal unbekannter junger Herr aus Südamerika, dessen Ankunft schon Telegramme aus Buenos Aires gemeldet haben. Am Abend des Ankunftsabends haben alle Angestellten erfahren, daß eine südamerikanische Firma die günstige Konjunktur ausnutzen will, um Schiffe zu bauen. Die wenigen südamerikanischen Werften sind nämlich überbelegt, und so hat man sich entschlossen, den Bau nach Spanien zu verlegen. Man will mit dem Bau kleinerer Schiffe beginnen. Infolgedessen sollen sich auch die Werften des Herrn Echevarrieta zunächst nur darauf einrichten, kleine Schiffe herzustellen.

Die Firma des Spaniers vergrößerte ihre Werften und begann merkwürdige Bauten, mit ganz unspanischer Hast. Hätte ein Fachmann diese Schiffe betrachtet, die da entstanden, so wäre er unter den obwaltenden Kriegsumständen leicht dahintergekommen, daß es Hilfs- und Versorgungsschiffe für Kriegsfahrzeuge sein mußten, die da improvisiert wurden.

Mitte 1916 liefen die Fahrzeuge aus. Sie hatten Auswelschmotoren, Brennstoff, Proviant, Medikamente an Bord und verkörperten den idealen schwimmenden Stützpunkt für deutsche Unterseebootoperationen. Sie entfernten sich nie weit von ihren Häfen auf den Kanarischen Inseln, fuhren natürlich unter spanischer Flagge; aber wer sie in Wirklichkeit dirigierte, das war der kaiserlich deutsche Leutnant Canaris, der noch immer in Spanien mit südamerikanischen Papieren weilte und noch immer die Rolle eines Abgesandten der südamerikanischen Firma spielte.

1917 aber ging das Spiel zu Ende. 1917 stand Canaris an der Wand, um erschossen zu werden. Er war wegen Spionage zum Tode verurteilt worden. Im letzten Augenblick aber wurde er begnadigt. Nach dem deutschen Zusammenbruch wurde er in Freiheit gesetzt.

Kampf um die Macht

Canaris eilte nach Deutschland, denn er wollte unter allen Umständen dabei sein, wenn in diesem Lande der Kampf um die Positionen beginnen würde, von denen man später zu dem Ziele gelangen könnte, das ihn allein reizte: zur persönlichen Macht. Und es ist ihm tatsächlich gelungen, sofort und auf der Stelle Adjutant des ersten deutschen Reichswehrministers Noske zu werden. Er stieß schon zu ihm, als dieser Mann noch gar nicht Minister war, sondern noch in kommissarischer Eigenschaft die sogenannten „Regierungstruppen“ gegen kommunistische und unabhängig-sozialdemokratische Formationen kommandierte.

Die Freikorps der damaligen Zeit, die gefährliche „Garde-Kavallerie-Schützendivision“, wurden so lange von Canaris aus stillen Hinterzimmern des Berliner Tiergartenviertels gelenkt und geleitet, bis ihm die Erkenntnis kam, daß er auf falschem Wege war. Mit diesen Truppen ließ sich wohl ein Handstreich machen, der einen ehrgeizigen Mann an die Türe hätte bringen können. Aber die Bevölkerung der Jahre 1919 und 1920 hätte ihn dann wieder davongejagt, und so verließ Canaris Noske und seine Position.

Immerhin hatte Canaris erreicht, daß er mit allen damals in Wirklichkeit Herrschenden bekannt geworden war — nämlich mit den deutschen Großindustriellen. Sie setzten auf Canaris ihre Hoffnungen. Denn sie wollten nicht, daß die Republik in eine wirkliche Republik ausarte.

Canaris hatte ihnen Gefahren an die Wand gemalt, die sie sehr erschreckten. Deutschland sei

von einem Schwarm feindlicher Agenten überschwemmt, die der Großindustrie das Letzte stehlen wollten, was sie noch besaß: ihre geheimgehaltenen Erfindungen. Thyssen erschrak am meisten, und so brachte er mit den anderen die Fonds auf, aus denen Canaris einen privaten Spionage-Abwehrdienst für die deutsche Industrie aufzog.

Aber es zeigte sich, daß auch diese Position kein Sprungbrett zur Macht war, und als sich die Verhältnisse mit dem Ende der Inflation in Deutschland so stabilisierten, daß einem einsichtigen Manne der Bestand der Republik gesichert erscheinen mußte, da ließ sich Canaris wieder reaktivieren, und sein erstes, ganz unauffälliges Amt war das eines ersten Offiziers auf dem deutschen Kreuzer „Berlin“, der in Kiel beheimatet war. In Wirklichkeit jedoch war er schon damals Chef der deutschen Spionage und Gegenspionage.

Er verhielt sich still. Er wußte, daß alles gäbe. Er vergrub sich hinter seinen geliebten Büchern. Mit Mißtrauen verfolgte er den Aufstieg Hugenburgs und des Stahlhelms. Das waren seine Leute nicht. Er dachte nicht an die Restauration, er wollte etwas Plötzliches, Unerwartetes, das ihm einen blitzschnellen Aufstieg bringen sollte. Nichts durfte im Tageslicht geschehen. Nacht mußte es sein, wenn seine Sterne strahlen sollten.

Anfang des Jahres 1923 wurde Canaris durch den ihm sehr ergebenen früheren Kapitän Ehrhardt, den Gründer der O. C., einer ultranationalistischen Geheimorganisation, davon informiert, daß in München, wo Ehrhardt lebte, ein seltsames Nachwies aufgetaucht sei, das von Tag zu Tag mehr Anhänger gewönne. Es schlief am Tage, rede und konspirierte in der Nacht und heiße Adolf Hitler. Und dieses Wesen werde bald mit dem General Ludendorff zusammen putschen und versuchen, zunächst in Bayern die Macht an sich zu reißen.

Canaris war sofort entschlossen, sich mit den Gedanken und Überlegungen dieses Herrn Hitler zu befassen. Er kam in aller Heimlichkeit mit ihm zusammen. Er suchte auch Ludendorff auf. Und er fand bei beiden einen so dunkel verworrenen Geist, bei Hitler obendrein noch einen Impuls von so abgründiger, ja fast okulter Wirkungsmöglichkeit, daß er hingerissen war. Canaris hatte immer gewußt, daß in Deutschland Geist und Verstand dem Gefühl unterlegen sind, und er ist einer der ersten in Deutschland gewesen, die begriffen, daß es eines Tages in diesem unglücklichen Reiche zu einer Manifestation des Irrationalen kommen mußte. Er sehnte sie herbei. Er wollte diese Nachtgespenster wirken lassen, um sie dann in der Nacht, die seine Stunde war, zu vernichten und am hellen Tage selbst als Herrscher zu erscheinen.

Er tat alles, um Hitler zum Losschlagen zu bewegen. Er versprach ihm eine Parallelaktion in Schleswig-Holstein. Schon lange hörten die sogenannten „vaterländischen Verbände“ in dieser Provinz nur auf ihn und nicht mehr auf ihre Berliner Zentralen. Waffen für die zahlreichen Anhänger dieser Verbände hatte er in Fülle. Seine Rechnung

war dabei à deux cotes ausgestellt. Hatte Hitler Erfolg, so würde er ihn danach kaltstellen, denn die legale Macht, die Reichswehr, würde ihm folgen. Dessen war er ganz sicher. Verlor Hitler aber, dann rechnete Canaris mit einer so großen Wirrnis in ganz Deutschland, daß er mit „vaterländischen Verbänden“ und Reichswehr auftreten und sich als dem Retter aus Wirrnis und Gefahr die Macht aneignen könnte.

Eine Gefahr für Canaris war allerdings am Horizont aufgetaucht. Die preußische Regierung war auf sein Treiben aufmerksam geworden. Und so schaltete sich das Reichsgericht in Leipzig ein. Aber dieses Gericht verhandelte hinter streng verschlossenen Türen, so daß die Öffentlichkeit in Deutschland nichts erfuhr und daß es niemals zu einem ordentlichen Verfahren kam. Es ist ebenso wenig bekannt geworden, welche Persönlichkeiten Canaris ins Vertrauen zog. Sicher ist nur, daß die Großindustrie damals den Vorgesetzten des Korvettenkapitäns Canaris sagen ließen: Bei allen kommenden Dingen sei Canaris ihr Mann. Und gerade die Großindustrie herrschte damals uneingeschränkt über Marine und Heer. Denn Marine und Heer bezogen ihre geheimen Fonds aus diesen Quellen.

Die Macht des Geldes

Wie sah seine Stellung eigentlich aus? Man kann mit Fug und Recht von ihm behaupten, daß er der mächtigste Mann der deutschen Armee war. Warum war er das?

Das hängt damit zusammen, daß die deutsche Reichswehr und die spätere deutsche Kriegsmarine sehr früh schon begannen, den Versailler Vertrag zu brechen. Die Generale und Admirale fingen schon in den ersten Jahren nach dem Friedensschluß mit Versuchen für neue Waffen und vor allen Dingen mit Experimenten für neue Kriegsflugzeuge an. Dazu brauchten sie Geld, und dieses Geld konnten sie nicht aus den offiziellen Etats der Reichswehr nehmen. Sie hatten sogar Anlaß, diese Dinge heimlich vor den Augen des Reichswehrministers zu verbergen.

Das Geld konnte ihnen nur Canaris geben, denn nur Canaris bekam es von der Großindustrie, weil sie hoffte, eines Tages dadurch so groß zu werden, daß sie Aufträge erhielt, die Kriegsmaschinen zu bauen, die ausprobiert wurden.

Die Versuche aber waren auch nur dann möglich, wenn sie den alliierten Mächten, den Partnern des Versailler Vertrages, verborgen blieben. Sie konnten nur selten und ganz spärlich in Deutschland selbst stattfinden, denn die Reichswehr war gewarnt. Die Reporter des Verlages Ullstein in Berlin waren diesen für das Vaterland so lebensgefährlichen Versuchen, unter anderem mit Giftgasen, auf die Spur gekommen, und Georg Bernhard hatte in der „Vossischen Zeitung“ Lärm geschlagen.

Canaris war es, der einen abenteuerlichen Einfall hatte und der diesen Einfall sogar verwirklichte.

Es klingt völlig unglaubwürdig — aber es ist so: Canaris brachte es fertig, die Versuchsstationen für die verbotene Kriegsfliegerei und für andere Kriegsmaschinen in das Gebiet eines fremden östlichen Staates zu verlegen, dessen Grenzen so hermetisch abgeschlossen waren, daß eine Entdeckung nicht zu befürchten war. Der Umstand, daß Canaris diese fremde Macht so weit gebracht hat, dies alles zu dulden, ja es zu fördern, und weiterhin die Tatsache, daß der Admiral die entscheidenden Verhandlungen mit dem Vertreter dieser Macht nie jemand anderem überließ, schuf seine einmalige Machtposition. Generale und Admirale sahen zu diesem Offizier mit dem weit niederen Rang bewundernd auf und wußten: Das ist der kommende Mann.

Als Hitler putschte, rief Canaris vorsichtig zunächst nur einen Teil seiner Leute zusammen. Sie marschierten auch tatsächlich bis an die Tore eines Kieler Kasernements. Aber die Tore waren geschlossen, und hinter ihnen standen Maschinengewehre. Denn der Hitlerputsch war gescheitert, und eine Wirrnis in Deutschland war keineswegs entstanden. Canaris sprach damals im vertrautesten Kreise darüber, daß man Unrecht tue, ihn zu ver-spotten, denn er habe Hitler nicht unterschätzt.

Jahre später, als die ganze Armee immer noch über Hitler spottete, Jahre nachher, als dieser Parteiführer begann, mit seiner Lehre in Deutschland Erfolg zu haben, brachte sich Canaris auf eine Weise wieder an ihn heran, die sein ganzes Wesen offenbarte. Er saß in einem Ehrengericht, das gegen einen Fährlich zu verhandeln hatte, der in Sache der Ehre recht anfällig gewesen war. Dieser Offiziersanwärter hieß Heydrich. Nur nebenbei hatte sich in dem Verfahren herausgestellt, daß derselbe junge Mann sehr enge Beziehungen zu Hitler unterhielt und — was viel wichtiger war — daß Hitler ihm ungewöhnlich vertraute.

Das Ehrengericht verurteilte Heydrich und sprach ihn dessen ledig, was ein Fährlich besitzen mußte — der Ehre. Das traf den jungen Mann schwer. Denn er wußte nicht, wie Herr Hitler über einen Fährlich ohne Ehre denken würde. Zum andern war ihm peinlich, daß er kein Geld mehr erhielt, denn das Ehrengericht hatte getagt, weil Heydrich seine Ausgaben mit seinen Einnahmen nicht in Zusammenhang zu bringen verstanden hatte.

Für den jungen Mann trat aber eine phantastische Wendung seines Geschickes ein: Der Vorsitzende desselben Ehrengerichtes, das ihn verurteilt hatte, der Kapitän Canaris, ließ ihn nächtlings holen und bot ihm an, für den geheimen Nachrichtendienst der Wehrmacht zu arbeiten. Auf innenpolitischem Gebiet. Nach München solle er gehen zu Hitler. Mit seinen, des Herrn Canaris, Komplimenten. Und mit der Bitte, ihn über alles zu informieren. Und auch mit der sehr vorsichtigen Andeutung, daß auch Canaris Hitler informieren werde.

Als Heydrich sich seines Auftrages in München entledigt hatte, sah sich Hitler seinen Zielen sehr viel näher. Denn es war für ihn von äußerstem Belang, daß er nun über einen Helfer im innersten

Kreis der deutschen Wehrmacht verfügte, über einen Helfer zudem, der auch der Großindustrie zuwinken konnte. Und Canaris winkte.

Heydrich stieg ungemein in Hitlers Gunst. Denn wenn es sein mußte, so brachte er Auslands-meldungen, die aus der deutschen Spionage stammten. Prognosen der fremden Regierungen zu Hitlers Möglichkeiten. Die kamen von Canaris und lauteten so glücklich.

Denn Canaris ersahnte sich das Dritte Reich. Nein — um es besser zu sagen: er ersahnte die Hitler-Revolution, die Evolution des Unbewußten, des Irrationalen! Seine Meinung war, daß sich diese gespenstischen Mächte im Gemüt der Deutschen — er konnte die Leute um so besser analysieren als er kein Deutscher war — so schnell gegenseitig zerreißen würden, daß ihm, der den Kopf nicht verlieren würde, jede Chance blieb.

Pakt mit dem Teufel

Als die Revolution ausbrach, als das Dritte Reich sich stabilisiert hatte, da war Canaris hoch im Gunst. Heydrich war einer der mächtigsten Männer im Lande. Canaris traf ihn heimlich. Sie verabredeten, in der Öffentlichkeit als Feinde zu gelten; der Grund sei die dunkle Ehrengeschichte aus vergangenen Zeiten. Und nun erwies Canaris Heydrich und dessen geheimer Staatspolizei einen furchtlichen Dienst. Er beging das Verbrechen gegen den Geist.

Wes Geistes Kind Hitler war, hatte Canaris immer gewußt. Immer hat er ihn verachtet, immer hatte er gewußt, daß man ihm Menschenopfer bringen mußte, um selbst sicher zu sein.

Canaris hat in den Jahren 1933/34 und erst recht während des Krieges der Gestapo die Autoren der europäischen Literatur und die Journalisten verraten, wobei er sie zum Teil sogar durch seine „Abwehr“ verurteilte und dann der Gestapo ausliefern ließ. Heydrich, ein völlig amüsierender und ungebildeter Mann, kannte sie nicht einmal dem Namen nach. Canaris aber ist es gewesen, der C. von Ossietzky der Gestapo aufzeigte, der Bernhard Jakob aus der Schweiz entführen ließ, und von ihm stammen die langen Literaturverbotslisten der Gestapo. Auch die Anordnungen, daß die Bücher Balzacs zu verbrennen seien. Hatte er sich in ihnen wiedererkannt?

Er stieg auf. 1935 wurde er Konteradmiral. 1938 Vizeadmiral. 1940 Admiral. Heydrich stieg ebenfalls in der Gunst Hitlers. Aber Canaris wartete auf den Umschwung. Er hatte nicht mitgeholfen, das Dritte Reich zu installieren, um es bestehen zu lassen...

1938 sah er seine Möglichkeiten. 1938 wurde ihm klar, daß Hitler unruhig wurde. Daß er am Siegesruhm für seine Waffen dachte. Und Canaris gedachte, in diesem Jahr nun endlich zum Ziele zu kommen. Er hat wegen der Münchener Konferenz noch ein Jahr warten müssen. Erst 1939 war er am langersehnten Ziel.

Er erkannte, daß es Polen gelten sollte. Er hat Hitler immerfort gepredigt, daß die Westmächte

nicht intervenieren würden, wenn Polen von Deutschland angegriffen würde, vom Gegenteil war er überzeugt. Er sprach selbst davon noch zu Hitler in diesem Sinne, als der Garantiepakt für Polen von den Westmächten geschlossen war. Und natürlich war er jetzt erst recht mehr denn je vom Gegenteil überzeugt...

Jetzt wagte er viel. Er sprach mit mehreren Generalen. Griffen die Westmächte an, hielten sie den Pakt — und das war ihm sicher —, dann würde man mit der Armee unter Waffen den Staatsstreich wagen. Canaris hatte richtig vorausgesehen, daß die Kriegserklärungen Frankreichs und Englands in Deutschland bei der Bevölkerung zu einer tiefen Depression führen müßten. Seine Ansicht, daß der SD der bewaffneten Nation nicht Widerstand leisten könne, war sicher auch nicht falsch. Ganz falsch aber war seine Meinung über das Wesen deutscher Generale. Sie liebten ihn nämlich 1939 und 1940 im Stich.

Aus Mangel an Mut? Wer weiß das!

Versager aus Absicht?

Was hatte die deutsche Spionage und die „Abwehr“ nun während des Krieges für eine Bedeutung? Gar keine. Das ergab sich zwangsläufig aus der Einstellung ihres Chefs. Der wußte von vornherein, daß der Krieg an dem Tag, an dem er ausbrach, auch verloren war. Er hatte ja auch gar kein Interesse daran, daß der Krieg gewonnen werden sollte. Er gedachte ja, Hitler nur so lange das Leben zu lassen, bis die deutschen Generale ihn in jenem Augenblick umbringen würden, den er sich zu Hause, zwischen seinen Bildern und Büchern, errechnet hatte.

So führte dieser listenreiche und vielgewandte Mann die deutsche Spionage so unvorstellbar schlecht, daß, um ein Beispiel zu geben, die deutsche Führung davon überrascht wurde, wie eines Tages die Kriegsschiffe und Transportschiffe der ganzen Welt, die sich wochenlang vorher versammelt hatten, durch die Meerenge von Gibraltar führen, um in Afrika zu landen.

Etwas allerdings hat er getan, was ihm nie vergessen werden soll. Er hat die ihm untergeordneten Stellen nicht daran gehindert, im Namen des nationalsozialistischen Deutschlands unzählige Menschen wegen nichtnationalsozialistischer Haltung und Gesinnung umbringen zu lassen. Durch die Offiziere und Agenten der „Abwehr“ ist kaum eine geringere Anzahl von Deutschen zu einem schrecklichen Tode gebracht worden als durch die Beamten der Gestapo.

Als Heydrich starb, war Canaris ein toter Mann. Nicht nur, weil er seine wichtigste Stütze bei Hitler verloren hatte, sondern auch, weil er zu diesem Zeitpunkt alle seine Pläne begraben mußte. Denn deutscherseits waren schon Dinge geschehen, die irreparabel waren. Ein Heer von Toten, die nicht in der Schlacht, sondern durch den Henker gefallen waren, schrie schon um Rache. Und die Alliierten hatten den Ruf gehört. Kein deutscher Admiral würde in Zukunft in Deutschland herrschen können.

Canaris verlor, als er seine Hoffnungen begraben sah, all seine Spannkraft und all seine Phantasie. Breit und ausführlich wurde in Nürnberg erzählt, daß er noch mit allen Gruppen Fühlung hatte, die Hitler stürzen wollten. Kaltenbrunner, dem Nachfolger Heydrichs, war es jedoch ein leichtes gewesen, ihn zu stürzen, um selbst die „Abwehr“ zu führen. Und Kaltenbrunner ließ ihn hängen, beilaufend und ohne daß um seinen Tod viel Aufsehen entstanden wäre. Niemand weiß, warum.

Und niemand weiß den Fleck Erde, der seine Leiche deckt.

H. R. B.

Briele an Die Zeit

Admiral Canaris

Gefährlicher noch als Epidemien, die sich auf den menschlichen Körper verfehen, sind gerade in Krisenzeiten geistige Epidemien.

Wir haben erlebt, daß 1918, nach dem unglücklichen Ausgang des ersten Weltkrieges, eine geistige Epidemie sich ausbreitete, die uns Verwirrung über die deutsche Not, aus innerer Unsicherheit über die wahren Gründe des damaligen Zusammenbruchs und schließlich auch aus einem im Unterbewußtsein lebendigen Schuldgefühl in hemmungsloser Form alles vorstellte und befeuerte, was irgend nur dem Kriege gedient hatte. Wenige hervorragende Vertreter wurden als typisch für ganze Schichten angesetzt, und man sprach das Avallium auch über alle die, deren Leistung und Einsinnung die höchste Achtung auch der Feind verdient hätten, die auf einem andern Boden standen. Die Wiederverwehung einer ungemeinen Nationalismus war die unabsehbare Folge.

Es scheint, als ob sich die gleichen Fehler auch heute wieder nicht vermeiden lassen. Man überschlägt sich in der Verdammung der „Juden“, unter denen es zweifellos eine große Anzahl gegeben hat, die mitschuldig an Deutschlands Weg in den Abgrund wurden und sterben. Man erkennt das System waren. Man verkennt aber zu erwidern, daß unter den Trägern der einzig wirksamen Bewegung gegen das Nazi-Regime, dem Kreis vom 20. Juli, allein 44 Mitglieder des hohen und höchsten deutschen Adels ihr Leben gelassen haben. Die Zahl ist eine verlässliche, die endgültige ist vermutlich weit höher. Man ahnt ferner die Soldaten als „Kriegsverlängerer“ und bricht über den ganzen Offiziersstand den Stab - eine Methode, die sich auf dem gleichen niedrigen Niveau hält wie die Verdammung der Juden durch die Nazis. In dieses allgemeine Verdammungswort bezieht man auch die militärische Abwehr ein.

Es steht wohl außer Zweifel, daß der von den Nazis ermordete Admiral Canaris eine sehr unbedeutende Persönlichkeit war. Es ist auch zuzugeben, daß die Arbeit in der Abwehr zum mindesten doppeldeutig genannt werden

muß und daß häufig aus der Eigenart der Aufgaben heraus sich die Notwendigkeit ergibt, auf beiden Seiten der Waage zu fragen. Man wird aber in keiner Weise der Persönlichkeit von Canaris gerecht - im Gegenteil, man tut ihr schweres Unrecht - wenn in dem Aufsatz „Aufstieg und Untergang des Admirals Canaris“, erschienen in „Die Zeit“ vom 16. Mai 1946, versucht wird, ihn dadurch von vornherein zu diskreditieren, daß man ihm das unzureichende Einteil „Levantine“ anheftet und ihn in einseitiger und sehr stark simplifizierender Weise als einen von Machthabern Besessenen genügend charakterisiert zu haben glaubt. Der Verfasser des Aufsatzes weiß offenbar nicht, daß Canaris mit gutem Recht als der gefährlichste Gegner Hitlers anzusehen war. Canaris hat immer wieder entscheidend den ihm zur Verfügung stehenden außerordentlich wichtigen Apparat eingesetzt, um mit Sabotage und blinder Gegenwehr, durch Beschützung von Männern des Widerstandes und mit unerschütterlichen Informationen die Bewegung gegen Hitler entscheidend vorwärtszubringen. Neben vorhandenem sehr persönlichen Mut standen unsterbliche, südliche Gründe. Mir persönlich ist bekannt, daß Canaris viele Männer der Widerstandsbewegung durch falsche Entwürfen in die Arme getrieben hat, und ich weiß, daß er auch für meine Rettung versucht hat, was er konnte. Ich bin wohl über den Verdacht erhaben, mich für irgend einen Nazi oder Helfershelfer Hitlers einzusetzen. Aber hier wird die Forderung planer Gerechtigkeit verletzt und einer gefährlichen und alle Deutschen in gleicher Weise schädigenden Geschichtsbildung Vorschub geleistet.

Über alle diese Fragen wird bald ausführlich zu sprechen sein. Heute ist es noch nicht möglich, das letzte darüber auszusagen, das Gründen, die auch die Kritiker von Canaris verstehen sollten.

Die Forderung aber der einfachsten Billigkeit ist, daß gegen eine unfaire Art der Kritik sofort Einspruch erhoben wird. Die Unfairness erreicht ihren Gipfel in dem Satz: „Durch die Offiziere und Agenten der Abwehr ist kaum eine geringere Anzahl von Deutschen zu einem schrecklichen Tode gebracht worden als durch die Beamten der Gestapo.“ Das ist eine ungeheuerliche und durch

nichts zu beweisende Behauptung, weil sie unwahr ist. Es ist eine beispiellose Verunglimpfung der Ehrenmänner, die in der Abwehr gearbeitet haben, wie vor allem neben Canaris des Generals Oster.

Wenn wirklich - was durch exakte Daten zu beweisen wäre - durch Maßnahmen der Abwehr Menschen bestraft worden sind, so haben zweifellos für solche bestraften Akte militärische Gründe zwingender Art vorgelegen, was sie natürlich moralisch nicht rechtfertigen konnte. Sie gleichzusetzen mit den durch nichts zu entschuldigenden Massenmorden der Gestapo, verleiht an Werlosen ist jedoch vollkommen abwegig und indiskutabel.

Eine sehr wesentliche Voraussetzung der wahren Demokratie ist eine angemessene Form der Kritik, die vor niemanden hat machen soll, aber um ein objektives Urteil in Dienste an der Wahrheit bemüht bleiben muß. Die in dem Aufsatz der „Zeit“ eingeschlagene Methode der Kritik aber erinnert sehr stark an Methoden, die heute überwunden sein sollten, und an Hetzen, die gegen ganz Schichten des deutschen Volkes in anderen Ländern unternommen werden. Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll aus dem werden?

Rudolf Peckel, Berlin

Richard-Beer-Hofmann-Gesellschaft

In Ansehung hat sich vor kurzer Zeit eine Gesellschaft gebildet mit dem Ziele, das Werk des Dichters Richard Beer-Hofmann lebendig zu erhalten und ihm einen immer weiteren Wiederhall zu schaffen. Sie wird die Herausgabe der noch ungedruckten Schriften fördern und für den Neudruck der heute zumeist vergessenen bekannten Werke Sorge tragen.

Diese Gesellschaft würde es freudig begrüßen, auch deutsche Vertreter des Dichters zu ihren Mitgliedern zählen zu dürfen, wobei wegen der bestehenden Verhältnisse gewisse Schwierigkeiten im Mitgliedsbeitrag vorläufig nicht erhoben werden soll. Alle Zuschriften sind an den Chairman des Komitees, Mr. Otto Kallir, 46 West 57th Street, New York 19, N.Y., USA., erbeten.

M. Beer-Hofmann-Lös

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

D

Mit gefesselten Händen

Ein moderner Märtyrer: Alfred Delp S. J.

Am Lichtmeßtag 1945 wurde in Berlin-Plötzensee als einer der vielen Priester Märtyrer des Dritten Reiches der siebenunddreißigjährige Jesuitenpater Alfred Delp zur Hinrichtung geführt. Vor ihm waren diesen furchtbaren Weg gegangen der ehemalige Oberbürgermeister von Leipzig, Dr. Goerdeler, ferner der frühere preußische Finanzminister Popitz, außerdem Graf Helmuth von Moltke und der einstige bayerische General in Berlin, Minister Dr. Sperr. Unendlich viel Grauensvolles spielte sich ab in den Kerkern und Konzentrationslagern Hitlers, so Grauenshaftes, daß es nur mit den merkwürdigen Christenverfolgungen vergleichbar ist.

Als der Zusammenbruch des nationalsozialistischen Staates sowohl in militärischer wie in politischer Hinsicht unverkennbar war, vereinigte sich eine Gruppe von aufrechten Männern, um über die Errichtung einer neuen, von christlichen Grundsätzen bestimmten Gesellschaftsordnung zu beraten. Diese neue Ordnung sollte, sobald der Nationalsozialismus abgewirtschaftet hatte, an seine Stelle treten, um auf diese Weise den sonst unvermeidlichen Absturz in das bolschewistische oder anarchistische Chaos zu verhindern. An eine gewaltsame Beseitigung Hitlers war nicht gedacht. Die meisten Mitglieder dieser Freundschaftsgruppe haben überhaupt niemals erfahren, daß von einzelnen Persönlichkeiten ein Attentat geplant war. Im Mittelpunkt dieser Gruppe, die sich nach dem schlesischen Gut Kreisau der „Kreisauer Kreis“ nannte, stand der Besitzer dieses Gutes, Graf Helmuth von Moltke, ein überzeugter evangelischer Christ, der auch zu katholischen Kreisen enge Beziehungen unterhielt. Moltke war in England aufgewachsen und mit der englischen Demokratie geistig aufs engste verbunden, so daß schon aus diesem Grunde der Polizeistaat eines Adolf Hitler für ihn unerträglich war. Im Frühjahr 1942 bat Moltke die Gesellschaft Jesu, ihm aus ihren Reihen einen Soziologen zur Verfügung zu stellen, der im Kreisauer Kreis an der Planung einer neuen christlichen Sozialordnung mitarbeiten wolle. Mit Genehmigung seiner Ordensoberen trat hierauf Pater Delp der Gruppe bei und nahm an verschiedenen Beratungen teil, die in Kreisau sowie in Delps Wohnung in München stattfanden. Pater Alfred Delp hatte zunächst dem Mitarbeiterstab der führenden katholischen Monatschrift „Stimmen der Zeit“ angehört und später, nachdem diese Zeitschrift verboten worden war, in der Seelsorge in München-Bogenhausen gewirkt. Auch in Unterfranken

und Hessen war er durch seine Seelsorge- und Vortragstätigkeit gut bekannt.

Delps einziges „Verbrechen“, weswegen ihn der Blutrichter Freisler hinrichten ließ, bestand darin, daß er die Möglichkeit eines Zusammenbruchs ins Auge gefaßt und sich über die Zeit nachher, die ohne entsprechende soziale Planung furchtbar sein mußte, Gedanken gemacht hatte. Roland Freisler warf dem Jesuitenpater in der Anklage zunächst Mitwisserschaft an dem Attentat vom 20. Juli vor, aber sogar der Volksgerichtshof mußte ihn von diesem Anklagepunkt freisprechen. Pater Delp hatte also nachweisbar von der Tat des Grafen Stauffenberg nichts gewußt. Vom Standpunkt des christlichen Widerstandsrechtes aus gesehen, hätte er in diesem Falle allerdings eine Mitwisserschaft durchaus mit seinem Gewissen vereinbaren können; sie hätte ihn nicht vor Gott, sondern nur vor dem Gesetz belastet.

Vor mir liegt ein schmales graues Bändchen. Es heißt: „Im Angesicht des Todes“, es ist im Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei Frankfurt/M., erschienen und enthält die von Paul Bolkovac S. J. herausgegebenen letzten Aufzeichnungen, die Pater Alfred Delp zwischen Verhaftung und Hinrichtung in seiner einsamen Gefängniszelle gemacht hat. Ist es immer ergreifend, wenn ein an der Schwelle des Todes stehender Mensch sich mit Gott und dem Jenseits auseinandersetzt, so sind diese Aufzeichnungen noch erschütternder, weil sie das tiefste, wahrheitatmende Bekenntnis eines Priester Märtyrers sind. Aus leidenschaftlicher Liebe zu Gott und den Menschen hat Pater Delp gehandelt, und noch im Tode segnete er Deutschland und das deutsche Volk — er, dem ein Unstau „vaterlandslose Gesinnung“ vorwarf, nur weil er ein Jesuit war. Die nachstehenden zwischen Todesurteil und Hinrichtung mit gefesselten Händen geschriebenen Zellen sind eines der erschütterndsten Dokumente, die ich je gelesen habe:

„Mein Verbrechen ist, daß ich an Deutschland glaubte über eine mögliche Not- und Nachtstunde hinaus. Daß ich an jene simple und anmaßende Drei-Einigkeit des Stolzes und der Gewalt nicht glaubte. Und daß ich dies tat als katholischer Christ und Jesuit. Das sind die Werte, für die ich hier stehe am äußersten Rande und auf den warten muß, der mich hinunterstößt: Deutschland über das Heute hinaus als immer neu sich gestaltende Wirklichkeit, Christentum und Kirche als die geheimste Sehnsucht und die stärkende und heilende Kraft dieses Landes und Volkes, der Orden als die Heimat geprägter Männer,

die man haßt, weil man sie fürchtet. Und so will ich zum Schluß tun, was ich so oft tat mit meinen gefesselten Händen und was ich tun werde, immer lieber und mehr, solange ich noch atmen darf: segnen. Segnen Land und Volk, segnen dieses liebe deutsche Reich in seiner Not und inneren Qual; segnen die Kirche, daß die Quellen in ihr weder reinen und heller fließen; segnen den Orden, daß er echt und geprägt und frei sich selbst treu bleibt und durch die selbstlose Treue an alles Echte und an alle Sendung; segnen die Menschen, die mir geglaubt und vertraut haben; segnen alle, die gut zu mir waren, oft zu gut.“

Mit dieser Gesinnung und Haltung konnte Pater Delp aufrecht und mutig zur Hinrichtung schreiten, mit dem untadeligen Gewissen eines Mannes, der für die beste Sache, die es überhaupt gibt, sein Leben eingesetzt hat: für Gott und sein Volk.

Wie turmhoch steht doch ein Alfred Delp in seiner Reinheit und Seelengröße über dem blutrünstigen Roland Freisler, den, gleichsam als Strafe des Himmels, einen Tag nach der Vollstreckung des Todesurteils an dem unschuldigen Pater Delp ein unnatürlicher Tod ereilte. Nachdem zunächst angenommen war, Freisler sei bei einem Bombenangriff zugrunde gegangen, stellte es sich später heraus, daß er in einem Luftschutzbunker regelrecht erwürgt worden war.

Johann Mertel

Pflicht im Widerstreit der Verpflichtungen.

Ansprache in der Gedenkfeier der Albert-Ludwigs-Universität
zu Freiburg

am 20. Juli 1964

gehalten von C. v. Dietze

Heute vor 20 Jahren, etwa um diese Tageszeit, zu der wir jetzt hier versammelt sind, begann in Hitlers Hauptquartier, der "Wolfsschanze" in Ostpreußen, die übliche Lagebesprechung. Sie fand nicht, wie sonst, im Betonbunker statt, sondern überraschend im sogenannten Teehaus, dessen Fußboden und Decke keinen festen Steinbelag hatten. Das hatte zur Folge, daß die vom Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres Oberst Claus Schenck Graf von Stauffenberg ausgelöste Bombe nicht die erwartete Wirkung hatte. Sie tötete einen General, einen Oberst und einen Stenographen und verletzte schwer 8 Generale und Stabsoffiziere. Hitler, in dessen Nähe die Bombe explodiert war, und mehrere andere wurden nur leicht verletzt. Das Attentat gegen Hitler war mißlungen; es hatte nur Männer getötet oder schwer verletzt, denen es nicht galt. Im Laufe des Nachmittags und Abends mißlang auch der Versuch, von Berlin aus die Staatsgewalt in die Hand zu nehmen. Claus Stauffenberg und drei andere Offiziere wurden noch in der Nacht 20./21. Juli erschossen. Der als Stabschef in Aussicht genommene Generaloberst Beck hat selbst die Waffe gegen sich gerichtet. Die Männer, die die künftige Regierung bilden sollten, der von konservativen Auffassungen herkommende Goerdeler als Reichskanzler, der Sozialdemokrat Leuschner als Vizekanzler, und etwa 10 weitere Persönlichkeiten¹⁾ sehr verschiedener politischer, religiöser und sonstiger Prägung kamen fast alle vor den Volksgerichtshof und wurden hingerichtet, dazu Hunderte ihrer nächsten Gesinnungsgenossen und Mitwirkenden²⁾. Der 20. Juli 1944 war der Tag einer entsetzlichen Niederlage. Dennoch wurden ihm unzählige Schriften und Reden gewidmet.

Einige heben das einzigartige Heldentum der Unterlegenen und Geschändeten hervor³⁾. Unser verstorbener Kollege Arnold Bergstraesser sprach vor einem Jahre in Berlin vom Sieg des Geistes über das Gemeine⁴⁾. Eberhard Zeller, dessen Buch einen gründlichen Tatsachenbericht gibt und einen Überblick über das Schrifttum vermittelt, gab ihm die Überschrift: "Der Geist der Freiheit". Die Schrift von Schreeb⁵⁾ heißt: Menschenwürde gegen Gewaltherrschaft. Annedore Leber hat den schönen Satz gewählt: Das Gewissen steht auf⁶⁾. Theodor Heuß hat vor 10 Jahren seine Gedenkrede unter die Worte gestellt: "Dank und Bekenntnis"⁷⁾. Er

hat dabei ausdrücklich das Bekenntnis zur Tat des 20. Juli 1944 und zu ihrem Recht ausgesprochen. Jede dieser Überschriften, deren Reihe sich noch erweitern ließe, enthält Wertvolles und Richtiges. Keine kann ganz erschöpfen, worum es ging und geht.

Das Thema der heutigen Gedenkrede lautet: Pflicht im Widerstreit der Verpflichtungen. Das Wort "Pflicht" steht in Sätzen, mit denen die Männer des 20. Juli 1944 ihre beabsichtigte Regierungserklärung beschlossen: "Gehen wir wieder den Weg des Rechts, des Anstandes und der gegenseitigen Achtung! In solchem Geist wollen wir alle unsere Pflicht erfüllen". Und: "Vielen.... wurde die Pflichterfüllung zu bitterster Gewissensnot"⁸⁾. Ihre Pflicht wollten die Männer, die diese Sätze formulierten, auch erfüllen, als sie sich zum gewaltsamen Umsturzversuch zusammenfanden, ihn vorbereiteten und durchführten; dafür haben sie ihr Leben eingesetzt und geopfert. Aber was war ihre Pflicht im Widerstreit gegen die eigene Regierung, noch dazu während des Krieges? Sie durchkämpften einen Pflichtenkonflikt, den es für die Résistance, für russische und polnische Partisanen nicht gab.

Wer vor dem ersten Weltkriege in Deutschland herangewachsen ist, dem wurde der Begriff der Pflicht im Elternhaus, in der Schule und im Leben der Öffentlichkeit fest eingeprägt, im Sinne sittlicher Verpflichtung. Das war in früheren Zeiten nicht selbstverständlich. Luther verwandte in seiner Bibelübersetzung das Wort "Pflicht" nur ein einziges Mal (Römer 4,4), im Sinne einer Rechtsschuld. Die Bedeutung einer sittlichen Verbindlichkeit erhielt es, als es gebraucht wurde, um Ciceros "De Officiis" und damit einen Begriff der stoischen Ethik ins Deutsche zu übertragen.

Entscheidungen zwischen verschiedenen sittlichen Verpflichtungen gibt es in jedem Privatleben, aber an ernste Pflichtenkonflikte im politischen Bereich zu denken, dazu bestand in den Jahren vor 1914 wenig Anlaß. Wir empfanden Pflicht auch nicht als schwere Last. Die Redensart von der verdamnten Pflicht und Schuldigkeit, die in Abwandlung einer angeblichen Äußerung Friedrichs des Großen aufgekommen war, bedrückte uns nicht. Wir waren stolz darauf, freudig unsere Pflicht erfüllen zu können, und dachten dabei besonders an die Pflicht gegenüber dem Staat und der Nation. Der Reichskanzler Bülow zitierte damals das Goethewort: "Was aber ist Deine Pflicht? Die Forderung des Tages".⁹⁾ Daß damit die entscheidende Frage offen blieb, was denn nun eigentlich die Forderung des Tages sei, hat ihn und uns nicht beschwert.

Ernstesten Pflichtenkonflikten hat aber schon Cicero, in Anlehnung an den Stoiker Panaitios, das dritte Buch seines Werkes gewidmet. Er untersucht, wie der Mensch sich zu entscheiden habe, wenn mehrere Verpflichtungen miteinander in Widerspruch geraten oder zu geraten scheinen. Und die Scholastik hat mit der Erörterung des Widerstandsrechts einen besonders ernstesten Pflichtenkonflikt systematisch zu klären versucht. Aber das beschäftigte uns in der Zeit vor 1914, auch noch in der Weimarer Republik, wenig und erregte uns nicht. Wir wurden als preußische Rekruten vor der Ablegung des Fahneneides instruiert: wenn Euch ein Verbrechen oder überhaupt etwas Unanständiges befohlen wird, dann dürft Ihr nicht gehorchen. Dabei dachten wir: so etwas kann höchstens mal bei einem kleinen, üblen oder übergeschnappten Vorgesetzten vorkommen. Soweit wir mit der Lehre des Aristoteles bekannt wurden, die Epikie verlange, daß der Mensch da, wo die strikte Ausführung eines Gesetzes zu einem argen Ergebnis führe, sich nach der Absicht des Gesetzgebers richte, so fanden wir das ganz befriedigend und brauchbar. Daß der Gesetzgeber verbrecherische Absichten haben, oder daß gar der Satan selbst Gesetzgeber sein könne, das kam für uns nicht in Frage.

Die ganze Schwere des Konfliktes wurde auch nicht sofort mit Hitlers Machtübernahme 1933 klar. Die Nationalsozialisten appellierten ja an durchaus ehrenwerte Auffassungen und Absichten, so im Kampf gegen die erniedrigenden und empörenden Bestimmungen des Versailler Diktats, und sie konnten hierbei Erfolge aufweisen, die ihren Vorgängern versagt waren. Sie haben auch mit der Beseitigung der Arbeitslosigkeit und überhaupt in der Sozialpolitik schätzenswerte Leistungen vollbracht. Sie haben nicht etwa Unmenschlichkeit und Rechtlosigkeit verkündet, sie gebrauchten das Schlagwort: Recht ist, was dem deutschen Volke nützt. Und sie taten alles, um die gewissenhafte Frage zu unterdrücken: wer ist denn das deutsche Volk, und wer bestimmt, was ihm nützt? Nützt ihm etwa die gewaltsame Eroberung sogenannten Lebensraumes, die Unterdrückung anderer Völker oder die Ausrottung der Juden? Oder besteht sein wahrer Nutzen nicht vielmehr, um Worte des Freiherrn vom Stein zu gebrauchen, in religiös-moralischer, intellektueller und politischer Vollkommenheit?¹⁰⁾

Hitler hat auch nicht proklamiert, daß er ein teuflisches Regime führen oder auch nur die christlichen Kirchen vernichten wolle. Er rief in seinen Reden "die Vorsehung" und "den Allmächtigen" an und das nationalsozialistische Parteiprogramm bekannte sich zum "positiven Christentum".

Wir konnten zwar aus der Bibel wissen, daß der Teufel die Menschen mit listigen Verdrehungen und beglückenden Aussichten, daß er den Heiland sogar mit Gottes Worten versuchte. Wir haben auch in der Offenbarung Johannis (Kap.13) gelesen, daß das Tier aus dem Abgrund die Heiligen überwinden konnte, daß es von den Menschen angebetet wurde, und daß niemand kaufen oder verkaufen konnte, der nicht das Malzzeichen des Tieres trug. Aber wer kam auf den Gedanken, daß ihm selbst solche Nöte und Versuchungen begegnen würden?

Die ersten Anfechtungen erlebte jeder in seinem eigenen Lebensbereich. Ein Schwarzwälder Bauer hat damals kein deutsches Geld mehr in die Hand genommen, amtliche Vorschriften nicht mehr geachtet, und später im Krieg sein Haus nicht verdunkelt, weil er Hitlers Regime für vollendete Teufelei hielt. Unser Psychiater hat ihm das Leben gerettet. Die Zeugen Jehovas ertrugen mit freudiger Standhaftigkeit 12 Jahre lang Gefängnisse und Konzentrationslager, aus denen sie sich und ihre Frauen jederzeit hätten befreien können, wenn sie nur eine kleine Erklärung abgaben, zum Militärdienst bereit zu sein. Aber waren so radikale Entscheidungen wirklich pflichtgemäß? Den Leib, Gut, Ehre, Kind und Weib dahinfahren zu lassen, dazu hat Luther doch nur aufgerufen, wenn es um das Wort und das Reich Gottes geht.

Wer sich für radikalen Widerstand entschloß, der verschloß sich jeder Möglichkeit, im öffentlichen Leben und für die ihm nahestehenden Menschen zu wirken. War es nicht wichtig für den Universitätsprofessor, noch lehren zu können und auch seinen Assistenten und Studenten noch etwas sein zu können? Wer ging, bekam sicher einen parteihörigen oder parteibesessenen Nachfolger. Sollte man denen das Feld räumen? War es da nicht Pflicht, auszuhalten oder lieber 50 Pfennige monatlich der N.S.V. zu zahlen, vielleicht auch einer N.S. Formation oder gar der NSDAP selbst beizutreten? Mußte es nicht auch wertvoll sein, daß im Staatsapparat und an den wichtigsten Stellen des öffentlichen Lebens Menschen verblieben, mit denen die Zukunft aufgebaut werden konnte! Manch einer, der unter Hitler in einem Hohen Staatsamt blieb, traute sich wohl auch zu, er sei "der Mann, den Teufel festzuhalten"¹¹⁾. Das ging erst recht nicht ohne Konzessionen. Aber für die Bereitschaft zu Konzessionen gab es ethisch gebotene Grenzen. Wo lagen sie?

Gegen Ende des Krieges war das Gefühl, für verbrecherische Zwecke kämpfen zu müssen, und der Wunsch, von diesem Zwang befreit zu werden, schon weit verbreitet. Damals wurde im Freiburger Theater die komische Oper "Der Waffenschmied" aufgeführt. Das heiter anhebende Lied "Auch

ich war ein Jüngling im lockigen Haar" schließt mit der Strophe: "Wenn es wieder so würde, wie einst es wohl war, als das Schwert nur für Recht sich erhoben". Das Lied klingt aus in der Sehnsucht nach einem "Schwert, nur dem Guten geweiht". Der Sänger trug diese Strophe in deutlicher Betonung ihres aktuellen Gehaltes vor. Das Publikum - meist verwundete Soldaten, die in Freiburg studierten - nahm sie mit stürmischem, immer wiederholtem Beifall auf. Die meisten meinten wohl, das Gute sei immer klar und eindeutig erkennbar.

So dachten wohl auch viele, die damals gern die Verse von Theodor Storm zitierten: "Der eine fragt: was kommt danach? der andere nur: ist es recht? und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht".¹²⁾

Ein tieferes Empfinden der Abgründigkeit der Konflikte, in denen wir standen, zeigten zwei Goethezitate¹³⁾, die damals umgingen. Das eine handelt von der furchtbaren Erscheinung des Dämonischen, wenn es in irgend welchen Menschen überwiegend hervortritt. "Eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe. Alle vereinten sittlichen Kräfte vermögen nichts gegen sie, und sie sind durch nichts zu überwinden als durch das Universum selbst, mit dem sie den Kampf begonnen". Mit diesen Worten Goethes beschäftigt sich U.v.Hassell in seinem Tagebuch Ende Juni 1940, nach der Kapitulation Frankreichs¹⁴⁾. Das andere Zitat lautet:

Doch was dem Abgrund kühn entstiegen,
kann durch ein chernes Geschick
den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.

Die Taten Hitlers und seiner Leute, die sich von den ersten Gewaltakten und Konzentrationslagern zum 30. Juni 1934, von dem ersten Judenboykott zu den Nürnberger Rassegesetzen und zur Synagogenverbrennung steigerten, die Kirchenkämpfe und die Unterdrückung jeder freien Meinungsäußerung, die allgemeine Verlogenheit und Bspitzelung, schließlich die Entfesselung des Krieges, die Schandtaten in den besetzten Gebieten und die Vernichtungslager - sie machten das Wesen des Regimes allmählich klar. Sie führten Goerdeler zu der Erkenntnis, daß "offenbarer Wahnsinn und unverhülltes Verbrechen regierten"¹⁵⁾. Und diese Erkenntnis drängte zum Widerstand und zu der Konsequenz: diese Menschen müssen weg!

Keine Gewissenskonflikte gab es im Kampf gegen Hitler und sein Regime für überzeugte Kommunisten. Sie folgten getrost den Befehlen ihrer Partei, ob sie nun gesteigerte Aktivität oder - wie nach dem Hitler-

Stalin-Pakt vom August 1939 - vorübergehende Zurückhaltung gebot. Wie wir aus gemeinsamer Haft wissen, sind auch sie opferbereit und mit bewundernswertem Mut in den Tod gegangen. Aber mit dem 20. Juli hatten sie nichts zu tun. Sie kämpften für den - nach ihrer Überzeugung richtigen Totalitarismus gegen den nach ihrer Doktrin falschen. Für die Kämpfer des 20. Juli begründete dagegen Graf Yorck vor dem Volksgerichtshof den Kampf mit dem Satz: "Das Wesentliche ist der Totalitätsanspruch des Staates gegenüber dem Staatsbürger, unter Ausschaltung seiner religiösen und sittlichen Verpflichtungen vor Gott".¹⁶⁾

Die Geschwister Scholl kämpften in "einer freudigen Aufgeschlossenheit zu allem Guten und Schönen und doch in einer unerschütterlichen Gradlinigkeit". In den Flugblättern der "Weißen Rose" hieß es: "Der deutsche Name bleibt für immer geschändet, wenn nicht die deutsche Jugend endlich aufsteht, rächt und sühnt....und ein neues geistiges Europa aufrichtet".¹⁷⁾ Junge Menschen hatten noch verhältnismäßig geringe Verpflichtungen gegenüber der Staatsgewalt. Aber auch sie mußten Gewissenskonflikte durchmachen.

Das nationalsozialistische Regime konnte nicht durch Opposition verändert oder beseitigt werden. Es konnte nur durch Widerstand und Aufstand gestürzt werden. Da standen Menschen, die keine revolutionären Neigungen und Erfahrungen besaßen, vor ganz ungewohnten Entscheidungen. An vielen Stellen ist darum gewissenhaft gerungen worden. In Freiburg traten evangelische Professoren und Pfarrer nach der Synagogenverbrennung vom November 1938 zu einem regelmäßigen Arbeitskreis zusammen. Während des Krieges haben sie in nächtelangen Sitzungen mit katholischen Kollegen und Geistlichen die Probleme der Obrigkeit, des Widerstandsrechts, der Widerstandspflicht und der Tyrannentötung beraten. Auf Anregung Dietrich Bonhoeffers, der in Schweden den englischen Bischof von Chichester gesprochen hatte, haben wir in Freiburg im Wintersemester 1942/43 unter Mitwirkung von Bischof Dibelius, von einem Vertreter des Bischofs Wurm, von Goerdeler und von Mitgliedern eines ähnlichen Berliner Arbeitskreises ein Programm für die künftige Ordnung ausgearbeitet, im Hinblick auf eine ökumenische Tagung¹⁸⁾. An unzähligen Stellen, von denen wir damals nur wenig wußten, die uns auch bis heute noch nicht vollständig bekannt geworden sind, haben kleine Kreise die Fragen des Umsturzes und der zukünftigen Ordnung durchdacht und durchgesprochen. Die Motive und die Gedankengänge waren vielfach religiös und kirchlich bestimmt, bei anderen vorwiegend oder

ausschließlich politisch oder humanitär.

Am bekanntesten wurde der Kreisauer Kreis. In ihm wirkten maßgebend Graf Helmut James v. Moltke, von dessen schlesischem Gut der Name stammt, und der Jesuitenpater Alfred Delp. Die Arbeit^{en} des Kreises wiesen in die Zukunft, für neue rechtsstaatliche Ordnung, soziale Reform und Überwindung der Klassengegensätze. Moltke war ein Gegner gewaltsamer Umsturzversuche. Er wurde bereits im Januar 1944 verhaftet, weil er Freunde aus dem Solz-Kreis vor ihrer bevorstehenden Verhaftung gewarnt hatte, wurde aber nach dem 20. Juli vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und hingerichtet, ebenso wie die Sozialisten Leber und Reichwein. Von den Mitgliedern des Kreisauer Kreises haben der Oberregierungsrat und Leutnant Peter Graf Yorck v. Wartenburg, der Legationsrat Adam Trott zu Solz und der Oberkonsistorialrat Eugen Gerstenmaier aktiv am 20. Juli mitgewirkt.

Die Gewissenskonflikte - Theodor Heuß nannte sie die "Grenzsituation" - waren am schwersten für jeden, der sich zum Handeln berufen und verpflichtet fühlte, und unter ihnen besonders für die Soldaten und die Beamten, die einen Eid geleistet hatten. Sie wurden für einen Mann wie Popitz auch dadurch nicht behoben, daß ihm der Abschied aus dem Ministeramt, den er nach der Synagogenverbrennung im November 1938 erbeten hatte, verweigert wurde. Der Widerstreit der Verpflichtungen war auch mit der von Popitz mehrfach ausgesprochenen Erwägung noch nicht überwunden: "Man kann nicht mit gewöhnlichen Mitteln aus einer ungewöhnlichen Katastrophe herausführen".

Daß ein Eid eine sehr ernste Verpflichtung ist - wer möchte darüber überhaupt ein Wort verlieren! Für den Christen geht es dabei, um mit Luther zu sprechen, um unserer Seelen Seligkeit. Aber daß viele in jedem Eid eine höchste, absolut unverletzliche Bindung erblickten, daß sie ihn damit vergötzten, das beruhte auf einer Verkenntung der geschichtlichen und der religiösen Bedeutung des Eides. Geschichtlich erhielt der Eid immer eine gegenseitige Verpflichtung, und religiös kann er niemals eine Verpflichtung begründen, Gottes Gebote zu mißachten. Nun lautete der Hitler geleistete Fahnen- und Beamteneid - nicht der Beamteneid - auf "unbedingten Gehorsam". Diesen Ausdruck hat es in den alten Eidesformeln für die Soldaten Preußens und der anderen deutschen Staaten nicht gegeben. Erst nach 1871 wurden die nichtpreussischen Truppen - und nur sie - auch darauf vereidigt, dem Kaiser als oberstem Kriegsherrn unbedingten Gehorsam

zu leisten. Das besagte aber nur, daß im Kriegsfall die Befehle des Kaisers denen des badischen, des bayrischen oder eines anderen Landesherren vorgingen. Den Wortlaut, der ursprünglich keinerlei ethische Bedeutung besaß, übernahm das Dritte Reich in den allgemeinen Soldateneid¹⁹⁾. Ein Beispiel für die Pervertierung überkommener Begriffe. Zuletzt genügte den Nationalsozialisten auch diese Formel nicht mehr, den Volkssturm vereidigten sie auf "bedingungslosen Gehorsam".

Aber auch wer aus eigener Kenntnis oder durch kirchliche Belehrung sich vom Eid nicht bedingungslos gebunden fühlte, war damit dem Widerstreit der Verpflichtungen noch nicht enthoben, sofern sein Pflichtgefühl ihn zum Handeln rief. Immer waren Kämpfe und Wandlungen durchzumachen, von denen die Jugend der Jahre vor 1914 sich überhaupt keine Vorstellung machen konnte. Ich hätte es damals ja gar nicht fassen können, wenn mir, der ich mit ehrlicher Hingabe königlich-preußischer Beamter und Soldat war, jemand hätte voraussagen wollen, daß am Ende des 2. Weltkrieges ich wegen Hochverrates und Landesverrates angeklagt sein würde, daß von meinen Söhnen der eine vom Offizier zum gemeinen Soldaten degradiert wäre, der andere sich durch Flucht der Einberufung zum Kriegsdienst entzog.

War die Entscheidung zur Mitwirkung am Umsturzversuch schon ernst zu durchdenken und zu durchringen, so wogen vielleicht noch schwerer die Überlegungen über die Wahl der Mittel. Schon den Zwang zu ständiger Unwahrhaftigkeit und Heuchelei nahmen ehrliche Menschen nicht leicht, erst recht nicht Christen, die sich auch verantwortlich für die Seele der sie verhörenden und peinigenden Gestapoleute fühlten. Dazu kamen der Eidbruch und die Verbindung mit den Kriegsgegnern, schließlich der Mordversuch und das Attentat, bei dem notwendig auch Menschen getroffen werden mußten, die unschuldig oder wenigstens nicht hauptschuldig waren.

Bis weit ins Jahr 1943 hinein stimmten Goerdeler, dem ich besonders nahe stehen durfte, und ich in vielen Gesprächen darin ganz überein, daß auf einem durch Mord bewirkten Umsturz kein Segen ruhen könne. Goerdeler hätte am liebsten in unmittelbar persönlicher Auseinandersetzung versucht, Hitler von seinem unheilvollen Wege abzubringen. Als er mich in Freiburg Anfang 1944 zum letzten Male besuchte, hatte er sich schweren Herzens damit abgefunden, daß ein Attentat geplant wurde, weil die Soldaten überzeugt waren, daß sonst die Wehrmacht auseinanderbrechen und ein Bürgerkrieg entbrennen würde. Die Zweifel, ob das recht gewesen

sei, haben Goerdeler bis zu seinem Tode erschüttert. Unter seinen letzten Aufzeichnungen steht der Satz: "Das Gute als Mittel und Zweck anerkennen, weil sonst das Leben untragbar wird".²⁰⁾

Über ein Attentat, das auch Unschuldige verletzt und tötet, hat der frühere Präsident des Bundesgerichtshofes Weinkauff geschrieben: diesen Widerstreit vermag überzeugend nicht mehr das Recht zu lösen, sondern nur noch die Gnade, die menschliche und die göttliche Gnade.²¹⁾

Die ganz persönliche Verantwortung, die die maßgebenden Männer des 20. Juli für die Wahrung ewiger Gebote, für unser Vaterland, für das deutsche Volk und darüber hinaus für alle Völker der Welt fühlten, konnte auch der Frage nicht ausweichen: was kommt danach? Was waren die Folgen eines Aufstandes für das deutsche Volk im Falle des Gelingens und im Falle des Mißerfolges? Und was waren die Folgen für unzählige gequälte und bedrohte Menschen, wenn der Aufstand unterblieb? Als die Invasion der Angelsachsen in der Normandie gelungen war, da gewannen freilich die Gründe entscheidendes Gewicht, die der General Henning v. Tresckow folgendermaßen ausgesprochen hat: "Es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck an, sondern darauf, daß die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte unter Einsatz des Lebens den entscheidenden Wurf gewagt hat".²²⁾ Aber bevor der baldige militärische Zusammenbruch deutlich absehbar geworden war, und für viele auch noch im Juli 1944, lag die Frage nach den Erfolgsaussichten des Umsturzversuches auf den Gewissen. Sie stellte sich immer wieder neu, mit den häufigen Veränderungen der Lage, nach dem Scheitern unzähliger Erwartungen und mehrerer Versuche.

Über Goerdeler sagte mir ein gemeinsamer Freund etwa 1942: Seine Voraussagen sind im wesentlichen immer richtig, aber er denkt mit einem Zeitraffer. Jens Jessen, der nationalökonomische Kollege, erwartete schon im Winter 1941/42 den baldigen Umsturz, an dessen Vorbereitung er unermüdlich mitwirkte.²³⁾ Auch in den folgenden Jahren hat er mir mehrfach gesagt: "Wenn wir uns das nächste Mal sehen, ist es geschehen". Welche innere Standfestigkeit und welches Pflichtbewußtsein gehörten dazu, nach den vielen und schweren Enttäuschungen, den Kampf gegen das Regime unbeirrt fortzuführen!

Wer über folgenschweres Tun und Lassen sich zu entscheiden hatte, der fand damals vieles noch nicht vor, was uns jetzt hilfreich für eine gründliche Besinnung zur Verfügung steht. Sind doch vertiefte und neue Gedanken in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft erarbeitet worden, gerade auf Grund von Erfahrungen, die an den 20. Juli 1944 anknüpfen.

Vor dem 20. Juli und auch vor 1933 oder vor 1914 gab es keinen hohen deutschen Richter, der gesagt hätte: "Wer echtes Widerstandsrecht übt, handelt auch dort rechtmäßig, wo er gemeines Recht brechen muß".²⁴⁾ Heute ist die Auffassung, daß rechtlich derjenige gerechtfertigt ist, der, um das höhere, alles umfassende Recht wiederherzustellen, niederes Recht im Einzelfalle brechen muß, die anerkannte Grundlage unserer Rechtsprechung.

Stärker als in den vorausgegangenen Jahrzehnten und mit neu durchdachten Gesichtspunkten befassen sich Philosophen mit dem Wesen der Pflicht.²⁵⁾ Das gewachsene Interesse zeigt sich auch darin, daß Karl Büchners Übersetzung von Ciceros De Officiis nach wenigen Jahren eine neue Auflage erforderte.²⁶⁾ Dies Buch ist für uns besonders beherzigenswert durch seinen Titel, der das De Officiis übersetzt: "Vom rechten Handeln". Diese Übersetzung ist sprachwissenschaftlich begründet mit dem Hinweis auf die Herkunft des Wortes officium aus opus und facere. Sie verdeutlicht eindrucksvoll, daß es schließlich immer um Entscheidungen zum Handeln geht, nicht um theoretische Überlegungen. Zwei wirkungsvolle Bücher katholischer Moralthologen aus den 50er Jahren heißen "Situation und Entscheidung" und "Gewissenskonflikt und Entscheidung".²⁷⁾ Das letztgenannte nennt als seine Aufgabe: "Es geht uns um die Ethik des Konfliktes". Ein bedeutendes und repräsentatives Werk der katholischen Moralthologie befaßt sich mit dem Lehrsatz, daß es eine echte Pflichtenkollision gar nicht geben könne, da Gott, der letzte Urheber aller sittlichen Pflichten, sich in seinen Anrufen an den Menschen nicht widersprechen könne. Das genannte Werk sagt hierzu: dieser Lehrsatz gelte nur vom objektiven Gesetz her, aber nicht für die subjektiven Nöte des nach Klarheit ringenden Gewissens in der heillosen Unordnung der sündigen Welt.²⁸⁾ - Die Aufnahme eines Bandes über "die soziologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre" in das Tillmann'sche Handbuch²⁹⁾ zeigt - und sie hat weiter dazu beigetragen -, daß Gedankengänge wieder belebt und neu begründet werden, die der jeweiligen Situation gerecht werden wollen.

Im letzten Jahrzehnt sind bei uns zwei bedeutende Werke evangelischer Theologen erschienen über politische Ethik³⁰⁾, im Gegensatz zu einem wenig beglückenden, ersten Versuch aus dem Jahre 1936.³¹⁾ Sie behandeln eingehend den Gewissenskonflikt, gerade im Hinblick auf den 20. Juli 1944. Diese Werke und andere evangelische Theologen³²⁾ haben, gegenüber der einst weit verbreiteten, vermeintlich lutherischen Auffassung von der unbedingten Gehorsamspflicht gegenüber jeder weltlichen Obrigkeit, Lutherworte in Erinnerung gebracht, die an 2. Thessalonicher 4,4

anknüpfen, wo Paulus von dem "Menschen der Gesetzlosigkeit" spricht. Gegenüber dem Menschen der Gesetzlosigkeit, dem Tier aus dem Abgrund, habe jedermann das Recht, im Hinblick auf die augenblicklich größere Gefahr zu handeln. Luther hat geschrieben: "Man muß nicht alles aufrührerisch sein lassen, was die Bluthunde aufrührerisch heißen.... Gegenwehr gegen die Bluthunde kann nicht aufrührerisch sein".

Die Not der Männer, die ihre Entscheidungen zu treffen hatten, ihr tiefstes Leid war es, wie Reinhold Schneider es ausgesprochen hat, daß sie "in den Streit mit dem Bösen und Niedrigen eintreten mußten und ahnten: sie würden nicht daraus hervorgehen mit unbefleckter Hand".³³⁾

Dies Leid ist uns nicht erspart geblieben. Meiner Frau, die mich einst zusammengesunken am Schreibtisch fand, ohne daß ein körperlicher Grund dafür vorlag, sagte ich: ich ersticke. Da wurde die Verhaftung geradezu eine innere Befreiung. Nach schrecklichen Vernehmungen, ohne eine vernünftige Aussicht, je wieder lebend aus dem Kerker herauszukommen, habe ich meiner Frau bei einer Sprecherlaubnis unter Aufsicht eines Gestapisten hinter Gittern gesagt: "Hier fühle ich mich wieder frei; ich habe den Leuten sagen können, wie ich über sie denke".

Zu den Frauen, die wir an diesem Gedenktage nicht vergessen wollen, gehören auch diejenigen, welche nicht unmittelbar für den 20. Juli gearbeitet haben und die dafür umgebracht wurden. Die einen kamen in Sippenhaft. Auch für die anderen wurde unsere Verhaftung eine Verschlimmerung ihrer Leiden. Was haben sie schon vorher durchgemacht in der Sorge um ihre Männer, Väter und Brüder, deren gefährliches Tun sie kannten und selbstlos billigten! Nach der Verhaftung brannte die Sorge noch viel schmerzlicher, und dazu kamen die gräßlichen Demütigungen in den verschiedenen Ämtern, die Sprecherlaubnis gewähren konnten, die bitteren Enttäuschungen, wenn alte Bekannte sich nicht mehr sprechen ließen, und die neue Sorge, daß die Kinder in nationalsozialistische Zwangserziehung gegeben würden. Das alles sei ebenso wenig vergessen wie die herrlichen Beweise treuer, tapferer Freundschaft und Hilfsbereitschaft; wir haben sie in Freiburg reichlich erlebt.

Was Männer im Kerker durchlebt haben, hat Dietrich Bonhoeffer in einem Gedicht "Nächtliche Stimmen" ausgedrückt, das uns durch einen seiner Wächter erhalten geblieben ist³⁴⁾. Darin heißt es:
Ich höre Männer sich schlaflos werfen und dehnen,
die sich nach Freiheit und zornigen Taten sehnen.

Und dann zum allbeherrschenden Thema der Schuld:

Wir verklagen, die uns in Sünde stießen,
Die uns mitschuldig werden ließen,
Die uns zu Zeugen des Unrechts machten,
Um den Mitschuldigen zu verachten.
Doch wenn uns jetzt Freiheit und Ehre geraubt,
Vor Menschen erheben wir stolz unser Haupt.
Nur vor Dir, alles Wesens Ergründer,
Vor Dir sind wir Sünder.

Aus vielen Abschiedsworten der Hingerichteten, die wir besitzen³⁵⁾, spricht das Bewußtsein der Schuld und die Bereitschaft zur Sühne, für eigenes Verschulden und stellvertretend für das deutsche Volk, das wir vor dem Unheil nicht bewahrt haben und vom Unheil nicht befreit haben. Trotzdem sind alle, von denen wir Kenntnis haben, mutig und getrost den letzten Weg gegangen, nicht wenige innerlich fröhlich, mit Lob und Dank. Tief und dauernd bewegt denke ich an Ewald v. Kleist-Schmenzin, mit dem ich wenige Tage vor seiner Hinrichtung ein Gespräch führen konnte. Er schrieb kurz vor seinem Ende: "Wer ist größer, wer hat für die Welt mehr geleistet, Caesar oder ein schlichter, pflichttreuer, frommer Arbeiter, dessen ganzes Leben Vorbild eines gläubigen Menschen war? Ich meine: der Arbeiter. Es lohnt sich, diesem Beispiel nachzudenken".

Die so oder ähnlich dachten, die waren gewiß, daß sie bei den unvermeidlichen Verstößen gegen viele, wichtige Verpflichtungen, bei manchen Irrtümern und Unzulänglichkeiten im einzelnen doch im ganzen ihre Pflicht erfüllt hatten, daß sie recht gehandelt hatten, in der Verantwortung vor Gott, für unser Volk und für die Menschheit.

Die Erinnerung hieran wird uns in unserem jetzigen Staatswesen, in dem es jederzeit die Möglichkeit der Opposition gibt, und daher Widerstand und Aufstand nicht in Frage kommen, dessen Grundgesetz auch deutlich von den Plänen mitbestimmt ist, die vor dem 20. Juli 1944 ausgearbeitet wurden, vielleicht nur als Anlaß zu ehrfurchtsvollem Gedenken erscheinen. Aber sie hat eine weitreichende, fundamentale Bedeutung, von der wir nicht wissen, wann sie einmal aktuell werden kann. Im Jahre 1948, bei der ökumenischen Tagung in Amsterdam, sprach mich ein dänischer Pfarrer an, den ich vorher nicht gekannt hatte. Er war lange in einem deutschen Konzentrationslager gewesen. Nun wollte er mit mir als Deutschem darüber sprechen, ob ich meine, daß irgend ein Volk der Erde vor dem

furchtbaren Unglück sicher sei, daß seine eigenen Angehörigen zu solchen Verbrechern abgerichtet würden, wie es die Wachmannschaften im K.Z. waren. Er fügte gleich hinzu: für mein dänisches Volk lege ich nicht die Hand ins Feuer.

Wer kann auch irgend ein Volk als gefeit gegen das Obsiegen des Menschen der Gesetzlosigkeit erklären? Die Situation, die wir unter der nationalsozialistischen Herrschaft erlebt haben, wird nicht wieder kommen. Aber wir brauchen nur an unsere Brüder und Schwestern und an die anderen Völker hinter der Mauer und hinter dem Eisernen Vorhang zu denken. Dort herrscht ein Totalitätsanspruch, der die religiösen und sittlichen Verpflichtungen vor Gott auszuschalten versucht. Und wer weiß, ob nicht auch uns oder unseren Nachkommen früher oder später wieder Entscheidungen zum rechten Handeln aufgegeben werden, Entscheidungen gegen Böses und für Gutes, zum rechten Widerstand und zum rechten Angriff, zu einem Handeln, bei dem Verpflichtungen gebrochen werden müssen, die für unantastbar galten. Daß auch dann jeder für sich und für das Ganze verantwortlich ist, daß jeder um die Entscheidung gewissenhaft ringen muß, daß es auch dann eine Pflicht zu erfüllen gibt im Widerstreit der Verpflichtungen, das ist eine Lehre des 20. Juli 1944, ein verpflichtendes, aber auch hilfreiches Vermächtnis der Männer und Frauen, deren wir heute gedenken, in ernster Besinnung, in Ehrfurcht, Trauer und Dankbarkeit.

Die Gedenkrede wird von der Universität Freiburg veröffentlicht.

Schrifttumshinweise.

- 1) G.Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung. Stuttgart 1954, S.605
- 2) E.Zeller, Geist der Freiheit. Der zwanzigste Juli. München 1963⁴, S.540
Zellers Buch bringt S.545-549 das Schrifttum über den 20.Juli 1944.
- 3) Marion Gräfin Dönhoff, Es fehlt nicht an Vorbildern, in: Die Zeit, 19.Jhrg.Nr.29 vom 17.7.1964
- 4) Bulletin der Bundesregierung Nr.139, S.1231-1234, vom 8.August 1963
- 5) G.Schreeb, Menschenwürde gegen Gewaltherrschaft. Osnabrück 1963.
- 6) A.Leber, Das Gewissen steht auf. Berlin-Frankfurt/Main 1954
- 7) Th.Heuß, Dank und Bekenntnis. Tübingen 1954
- 8) E.Zimmermann und H.A.Jacobsen, 20.Juli 1944. Bonn 1960³, S.173
- 9) Sprüche in Frosa - Ethisches, Ziffer 3
- 10) zitiert von M.Sering in: Wörterbuch der Volkswirtschaft, 4.Aufl.Bd.II, S.740
- 11) Faust I. Teil
- 12) H.Thielicke, Theologische Ethik. II.Band, I. Teil. Tübingen 1959², S.209, Ziffer 720
- 13) Dichtung und Wahrheit IV, Zwanzigstes Buch. - Des Epimenides Erwachen, 18.Auftritt.
- 14) U.v.Hassell, Vom anderen Deutschland, Zürich und Freiburg/Br. S.156
- 15) G.Ritter, a.a.O. u.Franz Böhm, Revolutionär wider Willen? in: Die Gegenwart Nr.232 vom 23.April 1955
- 16) Häufig zitiert, so von John J.McCloy II, Die Verschwörung gegen Hitler, Stuttgart 1963, S.81
- 17) H.Rothfels, Die deutsche Opposition gegen Hitler. Fischer-Bücherei 1960², S.16. Derselbe, 20.Juli 1944, Beilage zu "Das Parlament" vom 20.7.1960
- 18) G.Ritter, a.a.O., S.511
- 19) M.Boveri, Der Verrat im 20.Jahrhundert I. rowohlts deutsche enzyklopädie. Bd.23, 1960⁵, S.16 u.28
Auf S.16 ist der preußische Fahneneid von 1831 wiedergegeben. 1914 war der Wortlaut noch derselbe, vgl.v.Mirus' Leitfaden für den Kavalleristen. Ausbildungsjahr 1914/15. Berlin 1914
- 20) G.Ritter, a.a.O. S.435
- 21) E.Zimmermann u.H.-A.Jacobsen, a.a.O. S.267
- 22) E.Zeller, a.a.O. S.359
- 23) E.Zeller, a.a.O. S.88 ff und 276 f* s.unten
- 24) E.Zimmermann u.H.-A.Jacobsen, a.a.O. S.263. Professoren der germanistischen Rechtsgeschichte haben allerdings mehrfach das Widerstandsrecht des einzelnen und des Volkes gegen den ungetreuen Herrscher betont, so C.Freiherr v.Schwerin noch 1933. S.H.Thieme in: Aus der Geschichte der Rechts- und Staatswissenschaften zu Freiburg/Br., herausgegeben von H.J.Wolf, Freiburg/Br., 1957, S.144
- 25) H.Reiner. Pflicht und Neigung. Meisenheim/Glan 1951
- 26) M.T.Cicero, Vom rechten Handeln. Eingeleitet und neu übersetzt von K.Büchner. Zürich und Stuttgart 1964².
- 27) J.Fuchs, Situation und Entscheidung. Frankfurt a.M. 1952. F.Fustet, Gewissenskonflikt und Entscheidung. Regensburg 1955
- 28) B.Häring, Gesetz Christi I., Freiburg 1961⁶, S.219
- 29) W.Schöllgen, Die soziologischen Grundlagen der katholischen Sittenlehre, Düsseldorf 1953
- 30) W.Künne, Politik zwischen Dämon und Gott. Berlin 1954. H.Thielicke, Ethik des Politischen (Theologische Ethik II,2) Tübingen 1958

- 31) G.Wünsch, Evangelische Ethik des Politischen. Tübingen 1936
- 32) P.Brunner, Luther und die Welt des 20. Jahrhunderts, Göttingen 1961;
H.J.Jwand in H.Zimmermann und H.A.Jacobsen, a.a.O. S.277 ff
- 33) Reinhold Schneider, Gedenkwort zum 20.Juli, Freiburg i.Br. 1947
- 34) derselbe, Die innere Befreiung. Stuttgart, o.J.(1947?).
- 34) Sieger in Fesseln. Herausgegeben von K.Hofmann, Reinhold Schneider,
Erik Wolf. Freiburg/Br. 1947. S.39 ff
- 35) Viele davon, in: A.Leber, a.a.O., E.Zeller, a.a.O. und H.Gollwitzer-
K.Kuhn-R.Schneider, Du hast mich heimgesucht in der Nacht. München 195

* zu FN.23: G.Schmölders, In memoriam Jens Jessen, und F.Lütge, Jens
Jessen, in: Schmollers Jahrbuch, 69.Jhrg.1949
und 84.Jhrg. 1964

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

E

A b s c h r i f t

Berlin, den 28. November 1941

Die Fragen der Agrarpolitik werden stets ein integraler Bestandteil bei der Erörterung staatlichen Aufbaues sein. Die industriell-kapitalistische Entwicklung und auch die faschistischen Ordnungsversuche laufen darauf hinaus, das volkliche Leben von den Organhaften weg in den Zustand der Organisiertheit zu versetzen und damit notwendig das menschliche Leben aufzuspalten und die Arbeit des Menschen zu denaturieren zu einer technischen arbeitsteiligen Tätigkeit innerhalb eines rationalen Gesamtarbeitsplanes. Der Staatsbürger-Volksgenosse ist also nicht mehr organisches Glied eines lebendigen Volkskörpers mit einer ihm kongruenten staatlichen Ordnung, sondern mechanischer Teil einer materialistisch ausgerichteten und rationell gesteuerten Staatsmaschine. Es besteht die Gefahr, daß unter der Devise "Technisierung der Landwirtschaft" das dieser Entwicklung aus seiner Eigenart heraus notwendig nachhinkende Landleben gleichgeschaltet und damit der letzte geschlossene organische Lebenskreis zerstört wird.

Die Grundlagen einer staatlichen Neuordnung Europas werden nur dauerhaft sein, wenn die in den europäischen Industrieländern bestehende Vermassung der Menschen überwunden wird durch ein Bewusstsein, das den Wert der Persönlichkeit und das Vorhandensein einer freien Individualität bejaht und gleichzeitig gliedhaft verbindet mit einem natürlichen Gemeingefühl. In ländlichen Bereichen sind die Wurzeln organischen Lebens weniger versehrt. Hier sind die natürlichen Grundlagen eines in sich geschlossenen Lebenskreises noch gegeben und das Persönlichkeitsgefühl dem Masseabewusstsein noch nicht erlegen. Der auf Persönlichkeitswert und Gemeinschaftsbewusstsein sich gründende staatliche Aufbau, der die Lebensweise des Einzelmenschen und der verschiedenen Gemeinschaften berücksichtigt und eine auf Selbstverantwortung basierende Selbstverwaltung zur Grundlage wählt, sollte deshalb auf eine starke, in sich ruhende ländliche Bevölkerung größten Wert legen.

Soll das Landvolk der ihm bei der europäischen Neuordnung zufallenden Aufgaben gerecht werden, dann muß es einen entsprechenden Anteil an der Gesamtbevölkerung darstellen und einer Lebensführung fähig sein, die das ländliche kulturelle Leben großstädtischer Zivilisation standhalten läßt. Die heute in vollem Laufe befindliche Landflucht - in den Jahren von 1925 bis 1939 ist das Landvolk um 1/10, d.h. um rund 800.000 Menschen zurückgegangen und macht mit der Forstwirtschaft zusammen nur noch 27,3 % der gesamten Erwerbspersonen aus - muß mindestens aufgehalten werden. Durch Herbeiführung einer angemessenen Lebenshaltung müssen der ländliche Lebensrhythmus erhalten und gleichzeitig die materiellen Beweggründe zur Abwanderung vom Lande beseitigt werden. Unter diesen Gesichtspunkten ist die Frage der Technisierung der Landwirtschaft zu betrachten, nicht unter dem bekannten Motto der Einsparung menschlicher

Kräfte auf dem Lande und der "Oekonomisierung des Landlebens", dessen wesenseigener Bestandteil eine gewisse Beschaulichkeit und Muße wenigstens in den Jahreszeiten mit natürlicherweise geringerem Arbeitsanfall ist.

Die agrarpolitischen Fragen sind also nicht rein ökonomischer Natur. Die wirtschaftlichen Antworten müssen vielmehr der politischen Zielsetzung Rechnung tragen und die Erfüllung der soziologischen Aufgaben des Landvolkes im Staatsleben ermöglichen. Dazu ist notwendig, daß möglichst viele wirtschaftlich selbständige Existenzen auf dem Lande begründet werden, deren Lebenshaltung in richtiger Weise in den Lebensstandard der anderen Volkskreise eingegliedert wird. Das bedeutet, daß die selbständige Ackernahrung immer die Lebenshaltung des gelernten industriellen Arbeiters dem tüchtigen Bauern gewährleisten muß. Auf dieser Grundlage der so eingestuft selbständigen Ackernahrung fußend, muß sich dann die Gliederung landwirtschaftlichen Besitzes in einer Weise aufbauen, die der Vielgestaltigkeit des kulturellen Lebens Rechnung trägt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das Land in seinen kulturellen Einrichtungen, insbesondere seinen Schulwesen, hinreichend selbständig wird und nicht in Abhängigkeit von der Großstadt verbleibt. Für die Zusammensetzung des Landvolkes hat das Problem der ausländischen Arbeiter eine nicht zu verkennende Bedeutung. Im Gegensatz zu den heutigen Verhältnissen muß die Abwanderung der ländlichen Bevölkerung in geeigneter Weise verhindert werden. Schließlich wird bei der Boden- und Besitzverteilung zu beachten sein, daß die Repräsentation der ländlichen Lebenswerte durch unabhängige und kulturell hochstehende Menschen zu erfolgen hat, die ein hinreichendes Gegengewicht gegenüber den anderen Teilen des Volkes, insbesondere der gewerblichen Wirtschaft darstellen. Dieser Gesichtspunkt erscheint wichtiger als die Ausrichtung nach dem ökonomischen Maßstabe des Höchstmasses billigst zu erzeugender Nahrungswerte.

Kommt es zu einer europäischen Lösung, dann wird die deutsche Landwirtschaft auch dadurch vor eine neue Situation gestellt, daß eine Zoll- und Währungsunion andere wirtschaftliche Bedingungen schafft. Die europäische Bilanz ergibt bei Zugrundelegung der Kriegsrationen für die Versorgung mit Nahrungsmitteln, daß die Brot-, Getreide- und Zuckerversorgung bei mittleren Ernten etwa ausgeglichen ist, in der Reisversorgung aber eine Fehlmenge von etwa 1 Mill. to besteht. Die Fehlbeträge bei Futtergetreide werden mit 10 Mill. to bei einer Gesamterzeugung von 41,4 Mill. to, bei Oelkuchen von 4,5 Mill. to bei einer Gesamterzeugung von 0,5 Mill. to, beim Fett mit 2,1 Mill. to bei einer Gesamterzeugung von 3,2 Mill. to angegeben, während die Fleischbilanz annähernd ausgeglichen ist. Die Erzeugungskosten der einzelnen europäischen Länder für Feldfrüchte und Veredelungsprodukte sind durch die Kriegsverhältnisse so stark verzerrt, daß sie wesentliche Anhaltspunkte nicht bieten. Nach dem Friedensschluß werden sie aber jedenfalls im Südosten wohl unter den gegenwärtigen deutschen Stände liegen. Diese Tatsachen müssen bei den auszuarbeitenden Vorschlägen Berücksichtigung finden.

Es handelt sich nach dem Gesagten darum, unter dem Aspekte der soziologisch politischen Aufgabenstellung für das Landvolk und der wirtschaftlichen Einheit Europas die Wege künftiger deutscher Agrarpolitik aufzuzeigen und dabei zu behandeln

1. die produktionspolitische Aufgabenstellung und Wege ihrer Lösung,
2. Erfassung, Verteilung und Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse.

geschrieben von
Horst von Kinsiedel

A b s c h r i f t

des Artikels vom 9. August 1944 aus der Tageszeitung

" N E U E Z E I T " .

O h n e U r t e i l g e r i c h t e t
 Dr. Fritz Elsas - Das Schicksal einer Familie.

Der Nachmittag des 20. Juli 1944. Der frühere Leipziger Oberbürgermeister Dr. Goerdeler, der im Esplanade wohnt, hat in diesem Hotel zu Mittag gegessen und daran anschliessend eine Besprechung gehabt. Dann kommt die Rundfunkmeldung über das misslungene Hitler-Attentat. Ob Goerdeler überhaupt vorher genaue Kenntnis von dem Zeitpunkt des Anschlags hatte, konnte niemand bis je tzt authentisch feststellen. Es scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein, denn es steht fest, dass keinerlei Sicherheitsmassnahmen für den zivilen Kreis der Männer des 20. Juli getroffen werden waren. Goerdeler ist ohne brauchbaren Auslandspass, kein Flugzeug steht für ihn bereit. So irrt er in Berlin umher, und so steht er wenige Tage später im Gartendes Hauses am Patschkauer Weg in Dahlem vor Dr. Fritz Elsas, dem früheren Bürgermeister von Berlin, und bittet um Obdach. Elsas besinnt sich keinen Augenblick und nimmt den gehetzten Goerdeler mit ins Haus. Am nächsten Tag will Goerdeler das Quartier wechseln. Er bleibt noch einige Tage in Berlin, ruft noch einmal bei Elsas an, wendet sich dann nach Sachsen und wird schliesslich auf einem Flugplatz festgenommen.

Am 10. August wird auch Dr. Fritz Elsas verhaftet. Auf welche Weise die Gestapo auf die Verbindung zwischen Elsas und Goerdeler kam, konnte bisher nicht festgestellt werden. Am 4. September wurde auch Frau Elsas verhaftet und in das Untersuchungsgefängnis Moabit geschleppt, während ihr Mann in das Untersuchungsgefängnis in der Lehrter Strasse gebracht wurde, wo die Mehrzahl der Gefangenen sass, die mit dem 20. Juli zu tun hatten. In dem Verfahren gegen diese Männer ist Dr. Elsas nicht genannt worden, und zwar aus dem Grunde nicht, weil Elsas niemals vor den Volksgerichtshof gekommen ist. Er wurde ohne Gericht und ohne Gerichtsurteil umgebracht. Weil Elsas Jude war, hatte er nicht die zweifelhafte Ehre, vor Herrn Freisler zu erscheinen. Vermutlich brachte man ihn nach Sachsenhausen und legte ihn dort um. Vorher hatte man freilich versucht, aus Elsas noch allerlei herauszuholen, doch darin hatte man sich geirrt. Theo Bensch, der als Kalfaktor im Gefängnis tätig war hat über die fabelhafte Haltung dieses wackeren Schwaben berichtet, der keinen der Männer verraten hat, die zum Goerdeler-Kreis gehörten. Er war nicht nur selbst mutig und fest, sondern er hat auch seinen Mitgefangenen nach Mut zugesprochen. Ende Dezember wurde Elsas mit zwei anderen jüdischen Mitbürgern abtransportiert, und dann gab es nur noch eine am 18. Januar 1945 im "Reichsanzeiger" veröffentlichte Bekanntmachung der Geheimen Staatspolizei, dass der gesamte Nachlass von Dr. Elsas zugunsten des Reiches eingezogen wurde.

Das stille Haus am Patschkauer Weg war leer geworden, alle seine Insassen, soweit sie nochlebten, sassen in Gefängnissen und Konzentrationslagern. Die Mutter mit ihrer Tochter in Moabit, die zweite Tochter im Konzentrationslager Ravensbrück, wo sie schrecklich misshandelt wurde, und der Sohn Peter schliesslich im Konzentrationslager Buchenwald. Sein Schicksal war besonders Charakteristisch da er zur Wehrmacht eingetogen war, und in Polen und Frankreich kämpfte. Im September 1940 wurde er als der Wehrmacht entlassen und im Jahre 1943 von der Gestapo verhaftet. Er ist bisher nicht zurückgekehrt.

Blatt II. zu Abschrift des Artikels vom 9. August 1945 aus der
Tageszeitung "Neue Zeit".

Fritz Elsas war am 11. Juli 1890 als Sohn eines württembergischen Textilindustriellen geboren. Nach einem Studium in Berlin und Tübingen trat er in die Kommunalverwaltung seiner Heimatstadt Stuttgart ein. Im Jahre 1930 wurde er zum Bürgermeister von Berlin gewählt und stand als solcher an der Spitze des Städtischen Verkehrswesens und der Stromversorgung. Seinem erfolgreichen Wirken setzte das Jahr 1933 ein Ende. Als die Stunde reif schien, bahnte Elsas Goerdeler in den Kreisen der führenden deutschen Kommunalpolitiker den Weg. Er selbst erstrebte kein Amt, sondern wollte nur Aufgaben lösen.

Das schlimmste wurde vom tragischen Schicksal dieser Familie abgewendet dadurch, dass es entschlossenem Zugreifen gelang, Frau Elsas und ihre Tochter am 23. April 1945 aus dem Moabit Gefängnis zu holen. Der Justizminister Thierack und die übrigen höheren Beamten waren schon am letzten Geburtstag ihres Führers aus Berlin geflüchtet. Das Ministerium wurde verwaltet von dem Ministerialdirigenten Hess, der kurz vor Torerschluß vor dem Gefängnis verfuhr, um dort Brot zu erbetteln. Da der Gefängnisdirektor zahlreiche Insassen hatte, fragte er bei dieser Gelegenheit nach Verhaltensbefehlen. Hess, der es eilig hatte, fortzukommen, denn die Panzersperren des Regierungsviertels wurden bereits geschlossen, meinte, man solle die Inhaftierten laufen lassen. Später ergaben sich jedoch Bedenken wegen der Zuständigkeit, typische Beamtenbedenken. Der telefonisch angerufene Generalstaatsanwalt tatte, denn Goebbels als Reichsverteidigungskommissar war zwar einverstanden gewesen, die kriminellen Verbrecher zu entlassen, die politischen Gefangenen sollten jedoch in Haft bleiben, da man befürchtete, dass diese "Unruher" in die Bevölkerung tragen würden. Bis der Gegenbefehl kam, waren eine Anzahl der weiblichen Gefangenen, darunter Frau Elsas und ihre Tochter indessen befreit worden.

So ist das Schicksal der Familie Elsas ein besonders tragisches Kapitel der Geschichte des deutschen Schreckens gewesen, dem dann durch die befreiende Tat der Roten Armee ein Ende gemacht wurde,

Ein Mann unserer Tradition

Zum Tode von Josef Ersing

von Jakob Kaiser

In den ersten Augusttagen ist ein Mann der christliche demokratischen Arbeitnehmerschaft von uns gegangen, der noch die ganze gewerkschaftliche Tradition und die politische Erfahrung der früheren christlichen Gewerkschaftsbewegung in sich trug. Josef Ersing hat diese Tradition und Erfahrung nicht nur bewahrt, sondern er hat sie trotz schwerster Prüfungen in der Hitler-Zeit nach dem Zusammenbruch des Systems noch einmal mit aller Energie fruchtbar gemacht.

Seit 1906 gehörte Josef Ersing der christlichen Gewerkschaftsbewegung an. Seit 1911 wirkte er als Sekretär des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften für Südwestdeutschland. Als aktiver Gewerkschaftler erlebte er den ersten Weltkrieg und den Zusammenbruch. Mit diesem Zusammenbruch, der durch den Machtwillen radikaler Kräfte eine Zeitlang jede Ordnung in unserem Lande bedrohte, brachte für die Gewerkschaften und damit für die in ihnen zusammengefaßte Arbeiterschaft ein gerütteltes Maß von Verantwortung. Nicht zuletzt der Disziplin der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft aller Richtungen ist es zu danken, daß Deutschland 1919/1920 vor dem Kommunismus gerettet wurde.

Josef Ersing stand in dieser wirren Zeit im Kreis der führenden Kräfte neben Adam Stegerwald. Er gehörte zu den Männern der christlichen Gewerkschaftsbewegung, die begriffen hatten, daß der Aufstiege der Arbeiterschaft nicht nur gewerkschaftliche, sondern auch vor allem politische Verantwortungen mit einschloß. So war es nicht erstaunlich, daß er 1919 an die Verfassunggebende Nationalversammlung gewählt wurde und ab 1920 dem Deutschen Reichstag angehörte.

Josef Ersing wurde im Deutschen Reichstag der Haushalts- und Militärexperte der Zentrumsparlei. Wer ihn bei diesen seinen Aufgaben erlebte, hat erfahren, mit welcher Gewissenhaftigkeit, Umsicht und mit welchem Verantwortungsbewußtsein er seine Aufgaben erfüllte. Leider hat sein Vertrauen auf diesen und jenen Mann der Reichswehr, die er kennen gelernt hatte, nach 1933 keine Rechtfertigung gefunden.

Ersing fand sich nach 1933 schon früh mit den Männern des Widerstandes gegen Hitler zusammen. Es heißt für mich eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, wenn ich in diesen Blättern daran erinnere, wie sehr er mich in meinen Auseinandersetzungen mit der Arbeitsfront um die materiellen Rechte der ehemaligen Angestellten der christlichen Gewerkschaften unterstützt hat. Von dieser Wirksamkeit war es nur ein kleiner Schritt zu der Widerstands-Gemeinschaft, die wir zusammen mit Max Habermann, Wilhelm Leuschner, später auch mit Bernhard Letterhaus, Josef Wirmer und endlich mit C.F. Goerdeler bildeten. Josef Ersing war unermüdlich in den Versuchen,

- 2 -

Männer wie Admiral Reeder und General Fromm an ihre Verantwortung zu erignern, die sie gegenüber dem Hitler-Abenteuer trugen. Er fand in den ersten Jahren stets offene Ohren. Aber Einsicht und Mut fanden sich nur bei wenigen. Unter diesen wenigen nehmen der leider zu früh verstorbene Generaloberst v. Hammerstein und General Beck den ehrenvollsten Platz ein. Es waren oft bittere Stunden für den klarschenden Mann der Arbeiterschaft. Umso entschlossener gehörte er dann dem sich immer enger zusammenschließenden Kreis der Männer des 20. Juli an.

Die Geschichte dieses Kreises wird noch einmal die notwendige Ergänzung finden, die ihr gerade von der Seite unserer Bewegung noch fehlt. Dann wird man erst beurteilen können, wie groß auch der Anteil von Joseph Ersing und seinem südwestdeutschen Kreis gewesen ist, zu dem vor allem Eugen Bolz gehörte.

Der Fehlschlag des 20. Juli trug Joseph Ersing im Oktober 1944 Verhaftung und Verurteilung ein. Durch Zufall entging er dem Tode. Durch den Einzug der Roten Armee in Berlin befreit, fand er sich 1945 sofort mit dem Berliner Kreis derer zusammen, die nach dem 20. Juli dem Tode entgangen waren, und mit jenen die mit dem Willen zu ihnen stießen, das sich schon abzeichnende Verhängnis für Berlin und die sowjetisch besetzte Zone zu meistern. Obwohl es den von langer Kerkerhaft schwer mitgenommenen Joseph Ersing nach der südwestdeutschen Heimat zog, war er bei den unmittelbar nach dem Einzug der Roten Armee einsetzenden Beratungen über die Bildung einer politischen Gemeinschaft, die beide Konfessionen umfaßte, mit seiner allen bekannten Energie beteiligt. Der Wille zur Schaffung einer solchen Partei hatte ja in den Beratungen des Widerstandskreises seit Jahren eine Rolle gespielt, so daß man nur auf die Zulassung von Parteien durch die Besatzungsmacht wartete, um ihn zu verwirklichen. Das geschah im Juni 1945. Joseph Ersing gehörte zu den Gründern der christlich-demokratischen Union. Dann aber zog es ihn heimwärts. Es war kein Leichtes, sich den Weg durch die sowjetisch besetzte Zone zu bahnen, aber es gelang.

Noch ein Jahrzehnt war es Joseph Ersing vergönnt, an der Neugestaltung unseres Landes mitzuarbeiten. Er tat es - wie vor 1933 - gewerkschaftlich und politisch. Seine Mitarbeit in den Sozialausschüssen und seine Mitarbeit im Württembergisch-Badischen Landtag geschahen aus dem Verantwortungsbewußtsein heraus, das er als Erbtteil der christlichen Arbeiterbewegung in sich trug.

Wir wissen, wie notwendig es ist, daß dieses Erbtteil für unser politisches und gewerkschaftliches Leben nicht verloren geht, sondern daß es weiter wirken muß. Es war der Sinn des Wirkens von Joseph Ersing in diesem letzten Jahrzehnt, das der jüngeren Generation deutlich zu machen.

(Aus "Soziale Ordnung", September 1956)

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Abschrift

Aus "Die Weltwoche"

Zürich, den 26. Febr. 1948

16. Jahrgang/ Nr. 745

Der Fall Falkenhäuser

Er steht an der Schwelle der vierzig. Die Gestalt ist schlank, 1,84 m gross, die Haltung gerade und unangekümmt. Die Jahre haben dem Bild der kaiserlichen Erbschinnung einige Schatten beige-geleitet; sie unterstreichen kontrapunktlich die kaum angestrichene Spannkraft des Körpers und des gesteigerten Lebens des Geistes. Die Profilansicht zeigt die Größe des verhältnismässig wichtigen, wohlgeformten Schädels. Offenbar der Kopf eines Sol-arten, wie leicht einer Forschungsreisenden, dessen Leben zwischen "Audi-derstube und den rauhen Wäldern anderer Erdteile pendelte. Der Eindruck des Menschlichen ist auf den Körper zu bringen: ein heiter gelassener Geist. Geistliches Expansionstemperament und fern-östliches "Über den Dingen stehen" scheinen sich hier begegnet zu sein.

"Fragebogenmäßig" gehört unser Mann einem Berufe an, den die Geschichte der Menschheit zu den Urständen zählt. Nichts wäre jedoch irreführender als aus dem formalen Berufsbild auf den Umfang oder gar Inhalt seiner wirklichen Lebensbetätigung zu schliessen. Er hat soldatische Tugenden geleistet: "He was the first of us, who fought fascism", wie ein englischer Kriegskorrespondent von ihm schrieb. Aber seine grössten Leistungen voll-brachte er wohl auf dem Felde der Verwaltung und der Diplomatie. Als ihm das Geschick zu einem Posten berief, von dem aus er den Faschismus ohne militärische Waffen bekämpfen konnte, da er-rang er einen der bewundernswürdigsten Siege des vergangenen Krieges. Wenn man an ihn den Befehl legt, mit dem die Engländer die Güte eines Staatsmannes messen, nämlich in welchem Grade er fähig ist, "to make a human machine work smoothly" und in welchem Masse er es versteht, "the feeling of spiritual well-being" zu verbreiten, dann ist er ein Staatsmann allererster Klasse.

Seine politische Philosophie kreist um Grundgedanken, die sich in zwei Zitate spiegeln, die er gern zum Ausgangspunkt bei Gesprä-chen nimmt. Das eine Wort stammt von Konfuzius: "Jede Nacht ver-dirbt der Mensch, aber das gute Recht verdirbt ihn vollständig" und das andere von Montesquieu: "Glücklich das Volk, dessen An-nen langweilig sind."

Er hat zwei Hobbies: ridge und Architektur. Die Neigung zur Bau-kunst ist kein ästhetisches Spiel. Er wies um die Verschränkung von künstlerischem Schauen und mathematischen Gesetzen. Auf die Baukunst beschränkt sich auch einer seiner vielen geistreichen und schlagfertigen Aussprüche. In Berlin unterhielt er sich einmal mit dem Reichsminister Speer über die von diesem als verantwor-tlichen Architekten erbaute Neue Reichskanzlei, ein repräsentatives Gebäude, das Hitler für eine der Spitzleistungen der Weltarchi-tektur hielt. Speer fragt: "Wie gefällt Ihnen der Bau?" - Antwort: "Gar nicht." - "Warum?" - "Ich bin noch vor 3 Tagen in Versailles

gewesen." - "Aber vergessen Sie doch nicht, dass dieses Riesenhaus in neun Monaten fertiggestellt wurde, während Versailles lange Jahre brauchte." - "Ja, das sieht man an den verquollenen Fensterkronen und der miserablen Ausführung sonstiger Einzelheiten." - "Aber eines können Sie bestimmt nicht leugnen. Der 'Grosse Saal' ist der grösste, den es überhaupt gibt." - "Auch da kann ich nicht beipflichten. Die Halle des Anhalter Bahnhofs ist bedeutend grösser."

Wer ist diese bemerkenswerte Persönlichkeit? Er ist - schrecklich, es auszusprechen - ein deutscher General, nein - noch schrecklicher - ein preussischer General alter Schule. Er heisst: Alexander von Falkenhausen.

Von 1934 - 1938 hat Falkenhausen dem Marschall Tschiang Kai-scheck als Generalberater mit einem Stab von Fachleuten gedient. Ab 1937 leitete er in gleicher Eigenschaft die Operationen gegen Japan. Die erwähnte Behauptung des englischen Journalisten ist also zutreffend, wenn man darunter Widerstand im grossen militärischen Massstab versteht. Was Falkenhausen in China leistete, darüber hat die Geschichte bereits in klaren Ausdrücken des Lobes ihr Urteil gesprochen. Er würde wohl noch heute seine chinesische Aufgabe erfüllen, wenn ihn nicht 1938 Ribbentrop auf Veranlassung der Japaner gezwungen hätte, nach Deutschland zurückzukehren. Man hatte gedroht, im Falle der Weigerung seine Geschwister ins Gefängnis zu werfen.

Vom Mai 1940 bis Mitte Oktober 1944 bekleidete Falkenhausen den Posten des Militärbefehlshabers in Belgien und Nordfrankreich. Der Weg vom ersten Berater des Staatsoberhauptes der volkreichsten Nation der Erde zum Gouverneur eines kleinen Territoriums, bevölkert von 12 Millionen Menschen, scheint einen beinahe demütigenden Abstieg zu beinhalten. Dennoch wage ich die Behauptung, dass Falkenhausen hier die bisher grösste Schlichtung seines Lebens schlug. Ein gelungener Feldzug für Freiheit, Recht und Wahrheit innerhalb der Mauern des Hitlerischen Schamregimes ist gewiss als schwierige Leistung zu bewerten. Mag bei Anlegung wenig zugänglicher absoluter Maßstäbe die Kritik allerlei Stoff im einzelnen finden, dennoch bleibt folgendes Fazit des Falkenhausenschen Regiments unbestreitbar: Belgien, das sich nur zu 47 Prozent von den Kriegsverlusten des eigenen Volkes ernähren kann, wurde ohne ernstliche Schädigungen der Volksgesundheit durch den Krieg gebracht. Plünderungen und Demontagen in nennenswertem Umfang konnten verhindert werden. Dafür, dass die Bezahlung der nach Deutschland gehenden Leistungen in Papier erfolgte, ist der Militärbefehlshaber nicht verantwortlich. Demgegenüber steht auch die Erhaltung, ja in wichtigen Sparten der Ausbau des Wirtschaftensapparates, Verfassung, wesentliche Einrichtungen und Grundgesetze wurden nicht angetastet. Die von der Partei geförderten separatistischen "Volkstums"-Bewegungen wurden von der Militärregierung bewusst kurz gehalten. Eine Überhitzung des Ressentiments nach innen und aussen konnte vermieden werden. Wieviel Scharfmis und Verantwortungsmis nötig war, um solche Politik als Beauftragter Hitlers durchzusetzen, können freilich nur diejenigen recht ermessen, die innerhalb seines Vollhauses versuchten, den Kopf klar zu behalten. Die Nachwirkungen sind offensichtlich. Wie in jedem Augenblick des Krieges Belgien, verglichen mit den Verhältnissen in Deutschland selbst, als Insel der Seligen erschien, so steht dieses

Land auch heute als eines der prosperierendsten Gebiete des ganzen Festens da.

Im Juli 1944 wurde der General von seinem Posten entfernt, weil er sich den Forderungen des Gaul Leiters Baubkel hinsichtlich der Deportierung belgischer Arbeiter nach Deutschland widersetzte. (Dass er mit der Widerstandsbewegung in Verbindung gestanden hatte, war offenbar dem Regime nicht bekannt.) Er durchlief die üblichen Stationen von Gefängnissen und Konzentrationslagern. Im April 1945 wurde er in Dachau von den Amerikanern befreit - leider nur, um eine neue Rundreise durch die Gefängnisse, Kriegsgefangenenlager und Zivilinternierungslager anzutreten.

Bald nach Kriegschluss meldeten sich Stimmen, belgische, englische, französische, amerikanische und chinesische natürlich, prominente und weniger prominente, die sich für den General Falkenhausen interessierten. Sie veranlassten sich schließlich zu einer Pressekampagne, insbesondere in englischen Zeitungen, die auf die ungewöhnlichen Verdienste des Generals um die Prinzipien der Demokratie und das Schicksal der Belgier und Nordfranzosen in berechneten Plädoyers hinarbeiteten. Der angestrebte Erfolg der Freilassung blieb bis heute aus.

Die verantwortlichen Männer des heutigen Belgien haben den Verdienst Falkenhausens durch Nichterheben von Beschuldigungen anerkannt - eine in Ansehung der Zeitmaßstäbe grandiose Ehrung. Während der Nürnberger Prozesse wurde von französischer Seite festgestellt, dass Falkenhausen der einzige deutsche General gewesen sei, der gegen die Verhängten Einzelverurteilungen expressis verbis remonstriert habe. Tschiang Kai-scheck hat ihn nach China eingeladen. Der Falkenhausen ist immer noch Kriegsgefangener -. Der General Russerte kürzlich: "Der Kampf für Recht und Wahrheit ist gefährlich. Er hat mich in die Gefängnisse der Gestapo gebracht und nicht verhindern können, dass ich durch die Alliierten durch weitere Gefängnisse geschleppt wurde. Bisher hat mir niemand zu sagen vermocht, welchen Weg ich beim Austritt für Recht und Wahrheit hätte gehen sollen, der weniger gefährlich gewesen wäre." Der englische Journalist George Winger resümierte in "Manchester Guardian Weekly" vom 22. Mai 1947 den Fall wie folgt: "Seitdem (1944) ist dieser Offizier hinter Maschendraht, möglicherweise wenig Unterschied feststellend zwischen der SS und seinen polnischen Gefängniswärtern und vermutlich völlig überzeugt von der Unrechtheit des Kampfes für die Grundsätze der Humanität."

Dr. F.Z.

P.S. Nach den neuesten Meldungen soll General von Falkenhausen, der sich bisher in amerikanischer Obhut befand, in diesen Tagen nach Belgien überwiesen werden.

Der Fall Falkenhausen.

Er steht an der Schwelle der siebzig. Die Gestalt ist schlank, 1,84 m. groß, die Haltung gerade und ungezwungen. Die Jahre haben dem Bild der äußeren Erscheinung einige Schatten aufgesetzt; sie unterstreichen kontrapunktisch die kaum angetastete Spannkraft des Körpers und das gesteigerte Leben des Geistes. Die Profil-Ansicht zeigt die Größe des verhältnismäßig mächtigen, wohlgeformten Schädels. Offenbar der Kopf eines Gelehrten, vielleicht eines Forschungs-Reisenden, dessen Leben zwischen Studierstube und den rauen Winden anderer Erdteile pendelte. Der Eindruck des Menschlichen ist auf den Mann zu bringen: ein heiter gelassener Asket. Westliches Expansions-Temperament und fernöstliches "über den Dingen stehen" scheinen sich hier begegnet zu sein.

"Fragebogen-mäßig" gehört unser Mann einem Berufe an, den die Geschichte der Menschheit zu den Urständen zählt. Nichts wäre jedoch irreführender, als auch dem formalen Berufs-Bild auf den Umfang oder gar Inhalt seiner wirklichen Lebens-Betätigung zu schließen. Er hat soldatische Dienste geleitet: "He was the first of us, who fought fascism", wie ein englischer Kriegs-Korrespondent von ihm schrieb. Aber seine größten Leistungen vollbrachte er wohl auf dem Felde der Verwaltung und der Diplomatie. Als ihn das Geschick auf einen Posten berief, von dem aus er den Facismus ohne militärische Waffen bekämpfen konnte, da errang er einen der denkwürdigsten Siege des vergangenen Krieges. Wenn man an ihn den Maßstab legt, mit dem die Engländer die Güte eines Staatsmannes messen, nämlich in welchem Grade er fähig ist, "to make a human machine work smoothly" und in welchem Maße er es versteht, "the feeling of spiritual well-being" zu verbreiten, dann ist er ein Staatsmann allererster Klasse.

Seine politische Philosophie kreist im Grundgedanken, die sich in zwei Zitaten spiegeln, die er gern zum Ausgangspunkt bei Gesprächen nimmt. Das eine Wort stammt von Konfuzius: "Jede Nacht verdirbt den Menschen, aber absolute Nacht verdirbt ihn vollständig" und das andere von Montesquieu: "Glücklich das Volk, dessen Annalen langweilig sind."

Er hat zwei Hobbies: Bridge und Architektur. Die Neigung zur Baukunst ist kein ästhetisches Spiel. Er weiß um die Verschlechterung von künstlerischem Schauen und mathematischen Gesetzen. Auf die Baukunst bezieht sich auch einer seiner vielen geistreichen und schlagfertigen Aussprüche. In Berlin unterhielt er sich einmal mit dem Reichsminister Speer über die von diesem als verantwortlichen Architekten erbaute Neue Reichskanzlei, ein repräsentatives Gebäude, das Hitler für eine der Spitzen-Leistungen der Welt-Architektur hielt. Speer fragte: "Wie gefällt Ihnen der Bau?" Antwort: "Gar nicht." - "Warum?" - "Ich bin noch vor 8 Tagen in Versailles gewesen." - "Aber vergessen Sie doch nicht, daß dieses Riesenhaus in neun Monaten fertig gestellt wurde, während Versailles lange Jahre brauchte." - "Ja, das sieht man an den verquollenen Fenster-Kreuzen und der miserablen Ausführung sonstiger Einzelheiten." - "Aber eins können Sie bestimmt nicht leugnen. Der 'Große Saal' ist der größte, den es überhaupt gibt." - "Auch da kann ich nicht beipflichten. Die Halle des Anhalter Bahnhofes ist bedeutend größer."

Wer ist diese bemerkenswerte Persönlichkeit? Er ist - schrecklich, es auszusprechen - ein Deutscher General, nein - noch schrecklicher - ein Preussischer General alter Schule. Er heißt: Alexander von

Falkenhausen.

Von 1934 - 1938 hat Falkenhausen dem Marschall Tschiang Kaischeck als Generalberater mit einem Stab von Fachleuten gedient. Ab 1937 leitete er in gleicher Eigenschaft die Operationen gegen Japan. Die erwähnte Behauptung des englischen Journalisten ist also zutreffend, wenn man darunter Widerstand im großen militärischen Maßstab versteht. Was Falkenhausen in China leistete, darüber hat die Geschichte bereits in klaren Ausdrücken des Lobes ihr Urteil gesprochen. Er würde wohl noch heute seine chinesische Aufgabe erfüllen, wenn ihn nicht 1938 Ribbentrop auf Veranlassung der Japaner gezwungen hätte, nach Deutschland zurück zu kehren. Man hatte gedroht, im Falle der Weigerung seine Geschwister ins Gefängnis zu werfen.

Vom Mai 1940 bis Mittsommer 1944 bekleidete Falkenhausen das Posten des Militär-Befehlshabers in Belgien und Nordfrankreich. Der Weg vom ersten Berater des Staatsoberhauptes der volkreichsten Nation der Erde zum Gouverneur eines kleinen Territoriums, bevölkert von 12 Millionen Menschen, scheint einen beinahe demütigenden Abstieg zu beinhalten. Dennoch wage ich die Behauptung, daß Falkenhausen hier die größte Schlacht seines Lebens schlug. Ein gelungener Feldzug für Freiheit, Recht und Wahrheit innerhalb der Mauern des Hitler-schen Wahnsinn-Regimes ist gewiss als schwierige Leistung zu bewerten. Mag bei Anlegung wenig angängiger absoluter Maßstäbe die Kritik allerlei Stoff im einzelnen finden, dennoch bleibt folgendes Fazit des Falkenhausenschen Regiments unbestreitbar: Belgien, das sich nur zu 47 % von den Ertränissen des eigenen Ackers ernähren kann, wurde ohne ernstliche Schädigungen der Volks-Gesundheit durch den Krieg gebracht. Plünderungen und Demontagen in nennenswertem Umfang konnten verhindert werden. Dafür, daß die Bezahlung der nach Deutschland gehenden Leistungen in Papier erfolgte, ist der Militär-Befehlshaber nicht verantwortlich. Demgegenüber steht auch die Erhaltung, ja, in wichtigen Spalten der Ausbau des Wirtschafts-Apparates, Verfassung, wesentliche Einrichtungen und Grundgesetze wurden nicht angetastet. Die von der Partei geförderten separatistischen "Volkstums-Bewegungen" wurden von der Militär-Regierung bewußt kurz gehalten. Eine Ueberhitzung des Ressentiments nach innen und außen konnte vermieden werden. Wieviel Scharfsinn und Verantwortungsmut nötig war, solche Politik als Beauftragter Hitlers durchzusetzen, können freilich nur diejenigen recht erweisen, die innerhalb seines Tollhauses versuchten, den Kopf klar zu behalten. Die Nachwirkungen sind offensichtlich. Wie in jedem Augenblick des Krieges Belgien, verglichen mit den Verhältnissen in Deutschlandselbst, als Insel der Seligen erschien, so steht dieses Land auch heute als eines der prosperierendsten Gebiete des ganzen Westens da.

Im July 1944 wurde der General von seinem Posten entfernt, weil er sich den Forderungen des Gauleiters Sauckel hinsichtlich der Deportierung belgischer Arbeiter nach Deutschland widersetzte. (Daß er mit der Widerstands-Bewegung in Verbindung gestanden hatte, war offenbar dem Regime nicht bekannt.) Er durchlief die üblichen Stationen von Gefängnissen und Konzentrations-Lagern. Im April 1945 wurde er in Dachau von den Amerikanern befreit - leider nur, um eine neue Rundreise durch die Gefängnisse, Kriegs-Gefangenen-Lager und Zivil-Internierungs-Lager anzutreten.

Bald nach Kriegs-Schluß meldeten sich Stimmen, belgische, englische, französische, amerikanische und chinesische natürlich, prominente

und weniger prominente, die sich für das Los Falkenhausens interessierten. Sie verdichteten sich schließlich zu einer Presse-Kampagne insbesondere in englischen Zeitungen, die auf die ungewöhnlichen Verdienste des Generals um die Prinzipien der Demokratie und das Schicksal der Belgier und Nordfranzosen in beredten Plädoyers hinwies. Der angestrebte Erfolg der Freilassung blieb bis heute aus -

Die verantwortlichen Männer des heutigen Belgien haben das Verdienst Falkenhausens durch Nichterheben von Beschuldigungen anerkannt - eine in Ansehung der Zeitmaßstäbe grandiose Ehrung. Während der Nürnberger Prozesse wurde von französischer Seite festgestellt, daß Falkenhausen der einzige Deutsche General gewesen sei, der gegen die berüchtigten Geisel-Erschießungen expressis verbis remonstriert habe. Tschiang Kai-scheck hat ihn nach China eingeladen. Aber Falkenhausen ist immer noch Kriegsgefangener -. Der General äußerte kürzlich: "Der Kampf für Recht und Wahrheit ist gefährlich. Er hat mich in die Gefängnisse der Gestapo gebracht und nicht verhindern können, daß ich durch die Alliierten durch weitere Gefängnisse geschleppt wurde. Bisher hat mir niemand zu sagen vermocht, welchen Weg ich beim Eintreten für Recht und Wahrheit hätte gehen sollen, der weniger gefährliche gewesen wäre." Der englische Journalist George Edinger resümierte in "Manchester Guardian Weekly" vom 22. Mai 1947 den Fall wie folgt: "Seitdem (1944) ist dieser Offizier hinter Stacheldraht, möglicherweise wenig Unterschied feststellend zwischen der SS und seinen polnischen Gefängniswärtern und vermutlich völlig überzeugt von der Unratsamkeit des Kampfes für die Grundsätze der Humanität."

Post

Einzelpreis 20 Pfg.

ische Post und Stadtanzeiger

150

Bezug: DM 2.95 einschließlich Zustell-
gebühr: Postscheck: Frankfurt 85 753

68. Jahrgang

Passionsweg eines Soldaten im Zeichen der Humanität

Aufakt zum Falkenhausen-Prozeß - „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“

KP. Am 22. Mai wird, wie berichtet, vor der 12. Kammer des Kriegsrats von Brabant in Brüssel der Prozeß gegen den früheren Militärbefehlshaber von Belgien und Nordfrankreich, General Alexander v. Falkenhausen, und drei Mitangeklagte beginnen. Die deutsche und die Weltöffentlichkeit haben alle Ursache, sich dieses Falles anzunehmen. Es geht hier nicht um Rang und Stand, auch nicht einmal um die Nationalität des Mannes, der sechs Jahre lang ohne Anklage durch KZ und 57 Gefängnisse geschleppt worden ist, sondern um eine überaus ernste Probe auf die Grundsätze des Rechts, der Humanität und der Völker-
verständigung, die das Abendland im Gegensatz zum Osten vertritt.

Von einer Beachtung dieser Grundsätze läßt der Passionsweg dieses Mannes, der wegen seiner oppositionellen Einstellung gegen das NS-System, seiner strengen Rechlichkeit und seiner Belgierfreundlichkeit im Juli 1944 abgesetzt und verhaftet wurde, wenig oder nichts erkennen. Bisher letzte Station dieses Weges waren die entmutigenden Umstände seines „Urlaubs“-Aufenthalts am Totenbett seiner Frau. Bekannt ist das Verbot seiner Teilnahme an der Beisetzung, weniger bekannt, daß die dringende Bitte der Kranken, das Abendmahl mit ihrem Mann nehmen zu dürfen, von belgischer Seite verweigert worden war.

Jetzt wartet der 72-jährige auf den Prozeßbeginn. Bislang war ihm in Lüttich eine Zelle zugewiesen, die etwa vier Meter lang und eineinhalb Meter breit ist und nach Norden liegt. In zwei Meter Höhe etwa befindet sich ein Klappfenster, dessen Scheiben gestrichen sind, so daß kaum ein Lichtschein

durchfällt. Ueber diesem Fenster ist eine elektrische Beleuchtung angebracht, die kaum mehr als das schwache Glühen der Birne erkennen läßt. Als Falkenhausen zu seiner Frau nach Deutschland geschafft wurde und dabei zum erstenmal wieder Gelegenheit hatte, in die Ferne zu sehen, mußte er feststellen, daß es ihm kaum möglich war, weiter als auf drei bis vier Meter irgendwelche Gegenstände zu erkennen. Durch die Länge der Haft hat also sein Augenlicht eine Schwächung erfahren, die fast einer Erblindung gleichkommt. „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ lautet die Anklage gegen ihn.

Niemand zum Vorteil, allen zum Schaden

In den disharmonischen Chor der Antworten, die Adenauers Vorschläge zur Schaffung eines neuen Europa und sein Appell an den Verständigungswillen erfahren haben, klingt nun auch noch die Nachricht herein, daß Ende Mai in Brüssel der Prozeß gegen den ehemaligen Militärbefehlshaber von Belgien, General v. Falkenhausen, und seine Mitbeschuldigten, die früheren Generale v. Claer und Bertram und den damaligen Zivilverwaltungschef der Landes, Reeder, beginnen soll. Man mag zu dieser Art von Prozessen, ihrem Wert oder Unwert stehen wie man will, aber eines dürfte klar sein: fünf Jahre nach Kriegsende bedeuten sie im Lichte der Bemühungen um die paneuropäische Idee keinen Fortschritt, sondern einen gewaltigen Rückschritt. Ein solches Verfahren muß mühsam vernarbende Wunden erneut aufreißen, darüber hinaus auch die in Belgien schon durch die Königsfrage entstandenen innenpolitischen Gegensätze noch mehr verschärfen. Zwangsläufig müssen Klüfte zwischen Belgien und Deutschland aufgerissen werden, an denen kein Mensch Interesse hat. Damit wächst die ganze Angelegenheit weit über die belgischen Grenzen hinaus und berührt in erheblichem Maße die europäischen Belange zu einem Zeitpunkt, an dem man hofft, daß der Gesundungsprozeß seinen Anfang nehmen möchte.

Aber nicht nur europäische, sondern auch amerikanische Interessen werden durch einen Falkenhausen-Prozeß gefährdet. Ganz Europa lebt heute von der ERP-Hilfe. Um diese Hilfe zweckentsprechend wirken zu lassen, ist es notwendig, alle Hindernisse aus dem Weg zu schaffen, die einer europäischen Beruhigung entgegenstehen. Das anlaufende Verfahren erfordert erhebliche Mittel, die einmal von Belgien und — soweit die Verteidigung betroffen wird — von der Bundesregierung aufzubringen sind. Eine Inanspruchnahme dieser Beträge geht zu Lasten der allgemeinen wirtschaftlichen Situation und wirkt sich damit negativ auf die ERP-Hilfe aus. Man kann sich nicht vorstellen, daß der amerikanische Bürger, der durch Steuerzahlungen die ERP-Hilfe finanziert, damit einverstanden sein kann, daß Mittel zur Konsolidierung der europäischen Verhältnisse ausgerechnet zu einer Störung dieser Konsolidierung verwendet werden.

Wenn auch die Verteidigung bis zur Stunde noch über keine festumrissene Anklageschrift verfügt, aus der zu ersehen ist, welche Verbrechen die einzelnen Beschuldigten begangen haben sollen, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß die belgische Anklagebehörde angesichts der innenpolitischen Situation versuchen wird, ihre Stellung sehr stark zu fundieren, also eine möglichst weitgehende Anklage zu erheben. Allgemein soll die Anklage, wie bereits bekannt, auf „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ lauten. Mögen die Belgier im Zeitalter der „Humanität“ es mit ihrem Gewissen vereinbaren, den 72-jährigen wie einen Schwerverbrecher zu behandeln. Gerechte Richter können aber nicht an den Tatsachen vorbeigehen, daß dieser Mann einst als einer der ersten seine Stimme gegen Hitler erhob, der seinen Bruder 1934 umbringen ließ, daß Ribbentrop ihn 1938 unter Androhung von Vermögensbeschlagnahme, Ausbürgerung und Sippenhaft zwang, seinen persönlichen Kontrakt mit Tschiangkai-schek aufzugeben und nach Deutschland zurückzukehren und — das sollte man vor allen Dingen in Belgien nicht vergessen — daß er als Militärbefehlshaber das Land vor unendlichem Leid bewahrte, wofür ihn Hitler ins KZ sperrte.

Die Verteidigung, die in Händen des durch die Nürnberger Prozesse und zahlreiche Verteidigungen in französischen und luxemburgischen Kriegsverbrecherprozessen bekannt gewordenen und bewährten Rechtsanwaltes Dr. Kurt Behling (Berlin) liegt, geht nicht ungewappnet in diesen Kampf. Sie wird zusammen mit dem früheren belgischen Justizminister Tschoeffen, dem langjährigen Batonnier von Brüssel Bodson und den jüdischen Anwälten Sally-Kirchen und Schueler, die beide in deutschen KZs gesessen haben und Falkenhausen von belgischer Seite her verteidigen

ahme-Gesetz

ausgleich gefordert

ten Verwaltungen übernommen wurde. Die Beamteneligschaft eines Reichsbeamten auf Lebenszeit geht selbst dann nicht verloren, wenn er etwa in der Sowjetzone vorübergehend in einem privatrechtlichen Angestelltenverhältnis gestanden hat.

Noch 210 Deutsche in Neiße

Berlin (dpa). In der rund 70 km südostwärts Breslau gelegenen Stadt Neiße wohnen einer politischen Statistik zufolge noch 210 Deutsche. Dagegen sind dort 15 000 Polen angesiedelt worden.

od Dr. Schleußners

Lungenentzündung als Ursache

daß Dr. Schleußner bei seiner Verhaftung krank gewesen sei. So bestätigt die neue Meldung, daß er ein Opfer des Terrors in der Sowjetzone geworden ist.

Dr. Schleußner war früher Staatssekretär im preußischen Finanzministerium. Er gehörte als CDU-Abgeordneter dem Brandenburgischen Landtag und der Potsdamer Stadtverordnetenversammlung an und galt als eine Persönlichkeit, die trotz des SED-Terrors in offenes Wort zu sprechen wagte.

Für die Landsberger Häftlinge

Bonn (up). Die Bundesregierung wird, wie nun erfährt, alle Möglichkeiten ausnutzen, um eine Milderung des Strafvollzugs der Landsberger Häftlinge zu erreichen. Ähnlich wie es ihr in einzelnen Fällen bereits im Zusammenhang mit der Weihnachtsamnestie gelungen ist.

Meldungen über Soldaten-Gräber

Hannover (dpa). Beim Volkshund Deutscher Kriegsgräberfürsorge in Hannover liegen viele Meldungen über Gräber von Soldaten vor, die noch in den letzten Monaten des Krieges gefallen sind. Eine Mitteilung an die Angehörigen war noch nicht möglich, weil deren Anschriften nicht bekannt sind. Der Volkshund empfiehlt daher allen, die keine Gewißheit darüber haben, ob der aus ihrer Familie nicht heimgekehrte Kriegsteilnehmer gefallen ist und wo er sein Grab gefunden hat, sich an die deutsche Kriegsgräberfürsorge zu wenden.

öwen angefallen

Schwerverletzten das Leben

transportiert. Durch den Ausfall der Dompoteure kann der Zirkus zur Zeit keine Raubtierdressur zeigen.

Zwischenfälle im Harlan-Prozeß

Hamburg (dpa). In der Freitag-Verhandlung des Hamburger Harlan-Prozesses kam es zu mehreren Zwischenfällen, in deren Verlauf der Vorsitzende, Landgerichtsrat Dr. Tyröf, den Saal räumen ließ.

Bei der Räumung gab es einige tumultartige Szenen. Ein Journalist, der kurz vorher in der Verhandlung gerufen hatte: „Dieses antisemitische Publikum ist zum Kotzen“, wurde beim Verlassen des Sitzungssaales von mehreren Personen beschimpft. Ein Ueberfallkommando der Polizei hielt die Menschenmenge, die sich in den Korridoren angesammelt hatte, zurück.

„Mein Gewissen ist mein Anwalt!“

Der Fall Falkenhausen • Ein Prozeß an den Grenzen der Justiz

Im Auftrag von QUICK hat der amerikanische Journalist CURT RIESS in einem Gefängnis in Brüssel den einstigen Militärbefehlshaber für Belgien und Nordfrankreich, General von Falkenhausen, besucht. Am 25. September soll der Prozeß gegen ihn beginnen — der letzte große Kriegsverbrecher-Prozeß, der noch nicht verhandelt worden ist. Es kann, wie Riess schreibt, kaum einen Zweifel geben, daß General von Falkenhausen in seinem belgischen Wirkungskreis alles Menschenmögliche getan hat, um das eisenharte Besatzungsregime in humane Bahnen zu lenken. Hitler selbst pflegte von Falkenhausen zu sagen: „Die Belgier werden ihn demnächst zu ihrem Ehrenbürger ernennen.“ Später hat er ihn wegen seiner Milde abgesetzt und ins Konzentrationslager gesperrt. Seitdem hat Falkenhausen das Gefängnis nicht verlassen, obgleich bis heute, fünf Jahre nach dem Krieg, noch immer keine formelle Anklage gegen ihn erhoben worden ist. Der Fall Falkenhausen ist die Tragödie eines deutschen Offiziers der alten Schule, der die Befehle eines Mannes ausführen mußte, der keine Ehrbegriffe kannte — die Befehle Hitlers.



In Brüssel herrscht Hochbetrieb. Die Hotels, die eleganten Restaurants, die Cafés, Varietés und Kinos sind überfüllt. Die breiten Avenuen sind eingesaumt mit Autos — fast durchweg großen amerikanischen Wagen. Man spürt, es geht den Leuten gut, und die Geschäfte blühen.

Wovon spricht man in Brüssel? Man spricht, wie überall, davon, daß es vielleicht doch einen neuen Krieg geben wird. Man spricht von den Kommunisten, die aus allen staatlichen Stellungen entfernt werden sollen, von neuen Autos, aus denen man telefonieren kann, oder von König Leopold, der gerade abgedankt hat und einen Flügel des Schlosses Laeken umbauen läßt... Und nur von General Alexander von Falkenhausen, dessen Prozeß doch vor der Tür steht, spricht man nicht.

Seit sechs Jahren sitzt Falkenhausen im Gefängnis. Erst im Konzentrationslager Hitlers, dann in den Gefängnissen der Alliierten und jetzt im Brüsseler Militärgefängnis. Fast möchte man glauben, daß man ihn vergessen hat.

Viele meinen, dieser immer wieder aufgeschobene Prozeß hätte niemals stattfinden dürfen. Im Juni war es so weit, daß der Justizminister, ein gewisser Monsieur Cilar, den Prozeß abblasen wollte. Bevor es so weit kam, war er nicht mehr Justizminister.

Warum der Prozeß eigentlich stattfindet? Niemand weiß es ganz genau. Wenn man fragt, stößt man auf Achselzucken. Nicht einmal die belgischen und deutschen Anwälte, die Falkenhausen verteidigen, sehen klar. Es gibt ja bisher nicht einmal eine richtige Anklageschrift. Es gibt nur eine sogenannte „Citation“, eine Schrift, in der General Falkenhausen und seine Mitangeklagten summarisch auf etwa fünf Schreibmaschinenseiten einer Reihe von Kriegsverbrechen angeklagt werden. Darüber hinaus hat der Staatsanwalt Material gesammelt, von dem man nur weiß, daß es quantitativ imponierend ist. Eingeweihte munkeln von 50 000 bis 60 000 Aktenseiten.

Der erste Eindruck, daß Falkenhausen in Belgien vergessen sei, weicht bald einem zweiten. Er ist keineswegs vergessen, er genießt noch jetzt, mehr als sechs Jahre seit seinem Verschwinden im KZ, viele Sympathien.

Der Botschafter einer westlichen Großmacht erzählte mir, daß er seit einem halben Jahr fast täglich darum angegangen werde, etwas für Falkenhausen zu tun. Hohe englische und amerikanische Offiziere haben sich bereit erklärt, für ihn auszusagen. Marshall Tschiang Kai-schek, dessen Berater und Freund Falkenhausen einmal war, bemüht sich laufend um ihn. Er hat bei der belgischen Regierung für ihn interveniert, er wollte Falkenhausen sogar die chinesische Staatsbürgerschaft verleihen. Zum Zeichen seiner unverbrüchlichen Freundschaft hat er ihm erst vor kurzem ein Foto geschickt, auf dem er zusammen mit Madame Tschiang Kai-schek zu sehen ist. Es steht jetzt in Falkenhausens Zelle...

Auch Paul Schmidt, der berühmte Dolmetscher Hitlers, hat sich als Zeuge angeboten. Er erinnert sich — er hat ja ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis —, daß Hitler sich zu verschiedenen Malen über Falkenhausens Milde beschwert hat.

Und dann noch Madame X...

Zu denen, die sich für Falkenhausen einsetzen, müssen auch seine belgischen Verteidiger gerechnet werden. Der Einwand, daß Verteidiger sich immer für ihre Klienten einsetzen, gilt hier nicht. Es handelt sich ja nicht um eine gewöhnliche, professionelle Verteidigung. Es handelt sich um einen politischen Prozeß, und die belgischen Anwälte Falkenhausens sind nicht etwa Kollaborateure, sondern im Gegenteil, sie haben alle der Widerstandsbewegung angehört. Durch die Übernahme der Verteidigung Falkenhausens wollen sie demonstrieren, daß Falkenhausen ein Mann ist, zu dem selbst diejenigen stehen, die Hitlers Politik und Hitlers Krieg aufs schärfste ablehnen — ja, gerade diejenigen!

Fortsetzung Seite 1361

„Mir fehlt die Freiheit und — ein wenig Gerechtigkeit“, sagte der 72jährige General von Falkenhausen zu Curt Riess, der ihn im Auftrag von QUICK in seinem Gefängnis in Brüssel besuchte. Sechs lange Jahre befindet sich Falkenhausen schon in Haft. Unser Bild zeigt ihn vor dem Militärgerichtshof in Brüssel, der seinen Prozeß auf den 25. September vertagte. Hinter ihm seine belgischen Verteidiger.

Foto: AP

„Mein Gewissen ist mein Anwalt!“ Fortsetzung von Seite 1352

Darum hat sich auch Dr. Robert Kempner als Zeuge angeboten. Jawohl, Kempner, der Staatsanwalt der Nürnberger Prozesse. Er wird erklären, daß alles, was Falkenhausen in Nürnberg zu Protokoll gab, später durch andere Zeugen bestätigt wurde, daß er also im höchsten Grad vertrauenswürdig ist. Weiterhin, daß die beschlagnahmten Akten des Dritten Reiches keinen Zweifel daran lassen, daß Falkenhausen zu den erbittertesten Gegnern gehörte.

Darüber können auch einige Belgier etwas erzählen. Da ist der Zimmerkellner des Hotels Plaza, der Falkenhausen bediente. Falkenhausen bewohnte, was für den Kommandierenden General einer Besatzungsmacht ungewöhnlich war, zwei mittelgroße Hotelzimmer. Der Zimmerkellner hörte vieles, was Falkenhausen noch früher ins Konzentrationslager gebracht hätte, wäre es Himmler zu Ohren gekommen.

Da ist ein alter Portier, da sind zwei Stubenmädchen, die sich danach drängen, etwas für den General zu tun. Überhaupt ist die Anzahl der kleinen Leute beträchtlich, die sich für ihn einsetzen. Sie alle — Handwerker, Chauffeure, eine Blumenfrau, ein Gärtner — wissen bloß nicht, was sie tun sollen. Niemand sagt es ihnen. Was könnten sie denn auch sagen? Nur, daß ein General immer gut und anständig zu ihnen war.

Da ist noch eine Frau.

Aus gewissen Gründen soll ihr Name nicht genannt werden, wenigstens vorläufig nicht. Nennen wir sie also Madame X, obgleich nichts Geheimnisvolles um sie ist. Madame X kämpft heute vielleicht schärfer und erbitterter für Falkenhausen als irgendwer sonst in der Welt. Sie ist Belgierin, schmal, bleich, elegant, mit einem klugen Gesicht, das von warmen dunklen Augen beherrscht wird. Sie ist Mitglied der Gefängniscommission, die die Gefängnisse zu inspizieren hat. Sie interessiert sich nicht für Politik. Noch vor einem Jahr hatte sie Falkenhausen nie gesehen, kaum von ihm gehört. Im Oktober, als sie einmal das Gefängnis von Lüttich besuchte, bittet der Gefängnisdirektor sie darum, Falkenhausen in seiner Zelle aufzusuchen. Der alte Mann sei so einsam und deprimiert... Sie will erst gar nicht, läßt sich dann aber überreden... Lernt Falkenhausen kennen, sieht, daß der Anzug, den er trägt, zerschlissen ist, man kann ihn gar nicht mehr zusammenflicken. Sie fragt, ob er einen Anzug, den sie von Bekannten besorgen will, annehmen würde. Ja, natürlich, das will er gern.

Sie schickt ihm den Anzug. Sie schickt ihm einige Bücher, denn der General hat gesagt, daß er gern etwas zu lesen hätte. Sie beginnt, sich mit seinem Fall zu beschäftigen, liest, was die Zeitungen über ihn schreiben, verschafft sich Zugang zu seinen Akten, arbeitet sie bis tief in die Nacht hinein durch.

Und ihr wird klar: Hier ist ein Unrecht geschehen! Der Mann gehört nicht ins Gefängnis! Der Mann ist kein Verbrecher! Der Mann hat Gutes getan.

Sie nimmt den Kampf für Falkenhausen auf. Sie nützt ihre Beziehungen, schreibt Briefe an wichtige Leute, besucht Minister, Staatsanwälte, fährt nach Paris und Bonn, streitet sich mit früheren Freunden, bittet diejenigen, die etwas auszusagen haben, es doch um Gottes willen zu tun, es gehe ja schließlich um ein Menschenleben, beschimpft diejenigen, die zu feige sind, es zu tun, weil sie in die ganze Sache nicht hineingezogen worden wollen...

Der Angeklagte braucht nicht zu wissen . . .

Inzwischen ist Falkenhausen nach Brüssel übersiedelt, lebt nun im Gefängnis St. Gilles, einem imposanten mittelalterlichen Bau, mit zahlreichen Türmchen.

Angeklagte vor dem Prozeß nicht weiß, wessen er angeklagt ist. Warum sollte er? „Der Vorsitzende wird zu Beginn der Sitzung ein von der Anklage gefertigtes Exposé der Tatsachen vorlesen. Das dürfte genügen...“

Aber der Verteidigung genügt das nicht. Monatelang hat sie ins Leere und Ungewisse hinein arbeiten müssen. Was die Juden und Arbeiter-Deportationen angeht, so hofft die Verteidigung, nachweisen zu können, daß es sich hier um Befehle handelte, die von Berlin ausgingen, die zum Teil unter Umgehung von Falkenhausen, zum Teil seinen Protesten zum Trotz durchgeführt wurden.

Und was die Geisel-Erschießungen betrifft...

„Ich habe nie eine Erschießung befohlen!“

Es sind 240 Menschen in Belgien erschossen worden, während von Falkenhausen Militärbefehlshaber war. Alles spricht dafür, daß mehr, viel mehr Menschen umgekommen wären, wenn ein anderer auf seinem Posten gesessen hätte.

Ob die Verteidigung es unternehmen wird, diese Maßnahme zu rechtfertigen? Dem Laien erscheint ein solches Unternehmen aussichtslos, wenn nicht geradezu unstatthaft. Aber es wäre doch Verschiedenes dazu zu sagen. So zum Beispiel, daß es einen Unterschied gibt zwischen Geisel-Erschießung und Repressalien. Geiseln zu verhaften bedeutet, die Bevölkerung eines Landes unter Druck zu setzen, bevor etwas geschehen ist. Repressalien bedeuten, Geiseln möglicherweise zu erschießen, nachdem etwas geschehen ist — ein Attentat, ein Sabotageakt. Im ersten Falle handelt es sich darum, ein Unrecht dadurch zu verhüten, daß die Besatzungsmacht ein Unrecht begeht. Im zweiten Falle handelt es sich darum, daß gegen ein — von der Bevölkerung begangenes — Unrecht ein Unrecht der Besatzungsmacht gesetzt wird.

Im Falle Falkenhausen handelt es sich um Repressalien. Und es gibt eine ziemlich umfangreiche Literatur, die solches Vorgehen rechtfertigt.

Es gibt da zum Beispiel eine Arbeit des Untersuchungsausschusses des Deutschen Reichstages, der zwischen 1919 und 1928 tagte und der die Erschießungen von Geiseln im ersten Weltkrieg durch die deutsche Besatzungsarmee als mit der Haager Landgerichtsordnung durchaus im Einklang stehend bezeichnet. Es gibt ein Urteil des höchsten Gerichtes in Oslo vom Jahre 1948, nach dem die deutschen Okkupanten unter gewissen Voraussetzungen das Recht hätten, sich mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gegen den norwegischen Widerstand zu wehren. Von hier aus ist es nur noch ein Schritt bis zur These, daß in einem besetzten Land der patriotische Widerstand jener, die den Eroberer nicht anerkennen wollen, ein Verbrechen ist, während die Erschießung von Geiseln durch den Eroberer durchaus in Ordnung geht... Mag sein, daß die Juristen zu einer derartigen These kommen.

Falkenhausen selbst ist weit entfernt davon. Er hat Belgier erschießen lassen, weil es ihm befohlen wurde, und weil er bei zahlreichen Rückfragen, die er stellte, um sein eigenes Gewissen zu beruhigen, immer wieder von Experten darüber belehrt wurde, daß solche Repressalien durchaus im Einklang mit dem internationalen Recht seien. Trotzdem konnte er sich nicht beruhigen. Trotzdem verschanzt er sich heute nicht dahinter, daß das internationale Recht Repressalien nicht verbietet. Er ist vielmehr entsetzt darüber, was geschehen ist, was er geschehen lassen mußte.

„Von Anfang an habe ich einen stetigen Kampf dagegen geführt“, erklärt er. „Als einziger! Selbst der französische Ankläger in Nürnberg hat es anerkannt, obwohl er nur ein Dokument von mir kannte... Niemals sind Repressalien auf meinen Entschluß erfolgt; stets auf Befehl und unter schwerstem Druck von oben...“

Immer noch fragt sich Falkenhausen, was er hätte tun sollen? Er hat sich das auch damals gefragt. Was konnte er überhaupt tun? Er war ja nicht, wie man allgemein glaubt, Alleinherrscher im besetzten Belgien und Nordfrankreich. Er war nicht Reichsprotector und nicht Generalgouverneur und nicht Reichsstatthalter. Er war — Militärbefehlshaber. Aber das war nichts. Ihm unterstand weder die kämpfende Truppe, noch die Luftwaffe oder Marine, noch die SS, von der Gestapo ganz zu schweigen...

Was hätte er tun sollen? Er weiß es immer noch nicht. Er sagt: „Seit Jahren überlege ich, was man hätte anders tun können. Ich habe mit Dutzenden Freunden und Feinden darüber gesprochen. Bisher hat mir niemand eine Lösung vorschlagen können. Auch nicht der Staatsanwalt...“

Falkenhausen hat zu helfen versucht. Er hat, wenn ihm befohlen wurde, dreißig beliebige Menschen zu erschießen, zehn Menschen erschießen lassen, die schon zum Tode verurteilt waren oder die zumindest aller Wahrscheinlichkeit nach zum Tode verurteilt worden wären.

In zahllosen Fällen befürwortete er aufs wärmste die Gnadengesuche, die er nach Berlin gehen ließ. Bald mußte er feststellen, daß in solchen Fällen die Begnadigung abgelehnt wurde. Er begriff. Er kam nicht mehr um Begnadigung ein. Er stellte nur noch den Sachverhalt klar; er stellte anheim... Und die Resultate gaben ihm recht. Hitler begnadigte nur dann, wenn er glaubte, daß Falkenhausen an einer Begnadigung nicht interessiert war.

In diesen vier Jahren, in denen Falkenhausen das Land Belgien nach bestem Wissen und Gewissen verwaltete, spielt sich eine furchtbare Tragödie ab, die auch die ihm Nahestehenden nicht ahnen. Es ist eine spezifisch deutsche Tragödie, die Tragödie eines Offiziers der alten Schule, der die Befehle eines Mannes ausführen muß, der seine Ehrbegriffe nicht kennt, der überhaupt keine Ehrbegriffe kennt — Hitlers.

Falkenhausen: „Man sagt, ich hätte demissionieren sollen. Eine Demission war nicht möglich mitten im Krieg... Ich konnte flüchten. Das wäre Fahnenflucht vor dem Feind gewesen. Man hätte meine Familie eingesperrt, wie man mir das schon 1938 angedroht hatte...“

Ich konnte mir das Leben nehmen. Einmal war ich dicht daran. Die Selbst-ausschaltung war nach meiner moralischen Überzeugung verwerflich. Es wäre nur eine Geste gewesen, die mir sicher nichts genutzt, der Sache aber unendlich geschadet hätte, denn unter meinen Nachfolgern wären alle Befehle von oben strikt und ohne Rücksicht ausgeführt worden...“

Sie erinnern sich nicht...

Falkenhausen hat getan, was er konnte. Die Belgier, die mit ihm in Berührung kamen, wissen es. „Man konnte mit ihm reden, wenn einer verurteilt war“, sagen sie. „Dann sprachen wir bei ihm vor...“

Aber diejenigen, die eigentlich sprechen müßten, die er unter Gefahr seines Lebens gerettet und geschützt hat, die schweigen. Es gibt so etwas wie eine „Konspiration des Schweigens“ um ein Wort von Madame X zu gebrauchen. Da ist der Minister Delfosse, der, als die deutsche Armee Belgien überrennt, im Auto flüchtet. Das Auto erleidet eine Panne. Er ist in Todesangst, aber ein Bekannter spricht bei Falkenhausen vor, der ihm versichert, daß er ihn nicht arrestieren lassen würde.

Es kommt zu einer Unterhaltung zwischen den beiden. Delfosse will in sein Haus zurück, das von deutschen Offizieren belegt ist. Er bekommt es. Er will ein Auto und genügend Benzin. Er bekommt es. Erst als er sich als Minister an-

bietet, muß Falkenhausen ablehnen. Delfosse flieht 1942 nach England, kehrt 1945 zurück, wird Präsident der Kommission, die die Liste der Kriegsverbrecher aufstellt. Er erklärt: „Kriegsverbrecher Nr. 1 ist Falkenhausen!“

Da ist Paul Henry Spaak, der Führer der Sozialisten, der, als Deutschland Belgien besetzt, nach England geht. Die Gestapo verhaftet unter dem Vorwand der Sippenhaftung seine Frau. Falkenhausen sorgt dafür, daß sie sofort frei kommt, sorgt dafür, daß die alte Mutter Spaaks, die ebenfalls verhaftet werden soll, in Ruhe gelassen wird.

Delfosse hat bis heute nichts gesprochen, auch Spaak nicht. Auch der belgische König nicht.

Die Freunde Falkenhausens sind ein wenig enttäuscht über den König. Wie Falkenhausen dabei denkt oder fühlt, weiß niemand. Er hat es bisher immer abgelenkt, den König in seine Angelegenheit hineinzuziehen. Darin ist er, wenn man will, altmodisch. Der König bleibt der König, auch wenn er es gar nicht mehr ist. . . .

Diejenigen, die in den entscheidenden Jahren bei Falkenhausen waren, sagen, daß der König um alles weiß, was Falkenhausen im Interesse Belgiens getan hat. Aber es wäre vielleicht gar nicht gut, wenn er jetzt spräche, nicht gut für Falkenhausen. Denn der König ist nicht sehr populär bei denen, die den Prozeß Falkenhausen forcieren. Man wirft ihm ja gerade vor, daß er sich mit den Deutschen einließ. . . .

Es kann kein Zweifel bestehen — und dies ist, was den Prozeß im doppelten Sinne politisch macht —, daß Falkenhausen nicht zuletzt als einer der Freunde des Königs verfolgt wird. Die belgischen Zeitungen, die gegen Falkenhausen schrieben, wollten den Mann treffen, der sich vor den König stellte, wollten in ihm den König treffen. Es ist auch kein Zufall, daß, nachdem Falkenhausen fast drei Jahre lang in belgischer Haft war, ohne daß man eine Anklage gegen ihn formulieren konnte, die „Citation“ gerade in dem Augenblick herauskam, da die Königskrise an ihrem Höhepunkt war. Das war Wasser auf die Mühle jener, die durch die Straßen Belgiens zogen und den König beschimpften, „weil er unsere Landsleute an Falkenhausen ausgeliefert hat!“

Zu lange gewartet!

Und nun tagt also das Gericht. Fünf Mann, davon zwei Zivilrichter, die anderen sind Offiziere, vom Leutnant bis zum Major.

Wir schreiben das Jahr 1950, und nun soll noch einmal alles aufgerührt werden, was die Welt schon fast vergessen hat, was insbesondere Belgien vergessen hat und vergessen wollte. Es wird viel böses Blut geben. Man hat zu lange gewartet.

Man hat viel zu lange gewartet! Die meisten der Kriegsverbrecher sind ja schon wieder frei, wenn sie überhaupt je vor ein Gericht kamen. Falkenhausen, der nie ein Nazi war, der sich mit Händen und Füßen gegen die Naziverbrecher wehrte, steht vor Gericht.

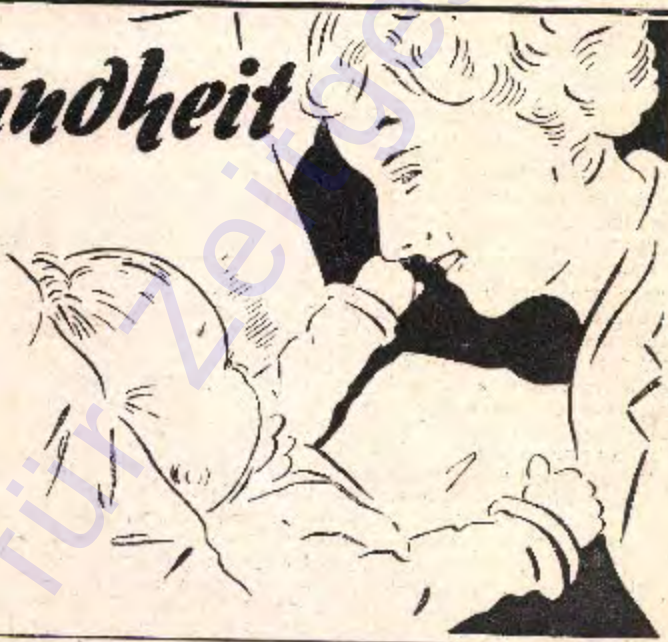
Falkenhausen scheint es manchmal, als habe er immer im Gefängnis gelebt, als sei die Existenz, die er vorher führte, von ihm nur geträumt. In dieser Stimmung hat er in den letzten Monaten eine Art Buch geschrieben, ein Manuskript, das 640 Seiten lang ist, eine Lebensgeschichte mit eingestrichelten Essays, mit seitenlangen Zitaten aus Carlyle, Lao Tse, Maupassant, Montesquieu, ein bedeutendes Werk, das eher von einem Gelehrten geschrieben zu sein scheint als von einem General.

Nein, es ist nicht viel von dem „General“ Falkenhausen geblieben, nur die aufrechte elegante Erscheinung, das ruhige Gesicht, mit dem Kneifer auf der lan-

Verbindlichkeit

ichzeitig!
che von
Kranken

ür Sie ein
elmäßig



DIE WELTMARKE

TAMPAX[★]

mpax gegen
iefmarken

*Vollendung
der Frauenhygiene*

USSELDORF

39a/50

QUICK ist mir lieber!



Unsere QUICK-Leser

schicken uns immer neue Verse zu unseren lustigen Zeichnungen „Quick ist mir lieber“. Das erfreut uns, aber wir wiederholen, daß unsere Preisgabe, die wir in Quick Nr. 30 auf Seite 1012 veröffentlicht haben, am 6. August ihren Abschluß gefunden hat. Neue Prämien sind jetzt nicht ausgesetzt.

gen schmalen Nase. Die Augen hinter diesem Kneifer träumen viel. War es gar ein Stein gewesen, daß er lebte, oder war es vor hundert Jahren?

Manchmal, wenn er zurückdenkt, fallen ihm seltsame, gar nicht wichtige Geschichten ein, und er lacht und beginnt zu erzählen: „Einmal wollten sie die schönsten Bilder aus dem Wirtz-Museum holen. Sie sagten, es sei für eine Ausstellung in Paris. Göring habe es befohlen. Na, Sie wissen ja, wie die Herren sich ihre Bildersammlungen zusammenstellen! Ich sagte also, ich gebe die Bilder nur heraus, wenn Göring sich schriftlich verpflichtet, sie wieder abzuliefern. Göring schrieb dann auch einen solchen Brief, und die Bilder kamen wieder zurück, allerdings nur nach geraumer Zeit. Ich kann mir vorstellen, wie Göring sich ärgerte!“

Eine andere Geschichte: „Das war im Sommer 1942. Sauckel kam eigens nach Brüssel geflogen, um mir klarzumachen, daß alle jungen Belgier zu Arbeits-Bataillonen zusammengeschlossen und nach Deutschland überführt werden müßten. Ich dachte gar nicht daran... Sauckel hielt eine große Rede, sie dauerte beinahe eine Stunde, er erzählte mir von den Segnungen des Dritten Reiches und davon, wie wunderbar alles sein würde, wenn Hitler erst den Krieg gewonnen habe. Er war ganz ergriffen von dem, was er sagte, er redete sich in eine Art von Fieber hinein, ich hätte ihn um keinen Preis unterbrochen. Als er dann schließlich fertig war, brach er erschöpft in einem Stuhl zusammen, überzeugt, mich gewonnen zu haben. Auch jetzt sagte ich noch nichts. Ich trat nur auf ihn zu und reichte ihm meine Zigarettenbox. Ich wartete, bis er die Zigarette ausgeraucht hatte, dann sagte ich nur: „Auf Wiedersehen, Herr Sauckel!“ Noch jetzt lacht Falkenhausen, wenn er daran denkt. — Man hat zu lange gewartet! Wie fern das alles liegt! Belgien ist heute ein Land, dem es besser geht als



Ja, eine Kupferbe
Lebenslänglich Sekt
Darum schon heute Abend. **KUPFER**

Für den kleinen Appetit genügt ein

den Ländern in der Mitte Europas. Man denkt kaum noch an den Krieg, man spürt seine Folgen nicht mehr. Belgien hat als erstes europäisches Land wieder Anschluss an die Weltwirtschaft gefunden.

Volkswirtschaftler sagen, dies sei nicht zuletzt das Werk Falkenhausens. Er brachte das Land fast unbeschädigt durch den Krieg.

Aber davon spricht man nicht in Belgien. Um so mehr spricht man von dem Krieg, der sich im Augenblick auf Korea abspielt. Er ist, wie überall auf der Welt, auf der ersten Seite der Morgen- und Abendpresse. Wieder liest man von Sabotage und von strengen Maßnahmen, um Sabotageakte unmöglich zu machen. Wieder liest man von scharfen Restriktionen, die die Zivilbevölkerung sich gefallen lassen muß, und davon, daß die Bevölkerung sich nur zu gewissen Zeiten zeigen und, unter Umständen, nur in bestimmter Richtung fliehen darf.

Die Geschichte scheint sich zu wiederholen. Wer von denen, die mitten im Kampf stehen, ist schuldig?

In Brüssel wird man sich vor Gericht darüber unterhalten. Nicht über das, was jetzt auf Korea geschieht, sondern über das, was vor zehn Jahren — oder waren es tausend? — in Belgien geschah.

Falkenhausen ist ganz ruhig. Wenn man ihn sieht und spricht, würde man glauben, das alles ginge ihn gar nichts mehr an. Vielleicht geht es ihn auch gar nichts mehr an. Er schreibt seine Briefe, liest seine Bücher — und ist Philosoph. „So nannte mich einmal, ich glaube es war im Jahre 1940, ein jugoslawischer General, der mich besuchte. Er redete mich als ‚Mein philosophischer General‘ an. Aber mit der Philosophie ist das so eine Sache. Ich bin kein Philosoph, ich habe mir meine eigene Lebensanschauung zurechtgemacht, ebenso wie meine Religion. Ich habe mich — autodidaktisch — mit den verschiedenen Religionen beschäftigt, von den drei monotheistischen über Buddhismus, Brahmanentum, Taoismus bis zu den Mayas. Ich habe die Philosophen von Plato, Epikur bis zum Existentialismus durchstöbert und mich mit Konfuzius und seinen Jüngern beschäftigt. Ich habe den Faust, die Divina Comedia, Milton und Shakespeare, Montesquieu, Pascal und Voltaire immer wieder gelesen. Überall findet man unumstößliche Wahrheiten. Diese gilt es zu erkennen, denn in unserer Zeit kennt sie niemand mehr. Ich bin in der Praxis zu dem Schluß gekommen: Nichts zu glauben, sich über nichts wundern, sich durch nichts überraschen lassen, sich nicht ärgern.

Unlängst fragte ihn der Gefängnisgeistliche, warum er nie zum Gottesdienst komme. Bei dieser Gelegenheit stellte sich heraus, daß der Gefängnisdirektor es untersagt hatte. Es müßten zuviel Vorsichtsmaßnahmen ergriffen werden, wenn Falkenhausen in die Kirche käme! Der Geistliche erklärte, er wolle keinen Gottesdienst mehr abhalten, bis man Falkenhausen erlaube, in die Kirche zu kommen. Das Justizministerium wurde angerufen und verfügte: Falkenhausen darf dem Gottesdienst beiwohnen.

Während die meisten Gefangenen immer nervöser werden, je näher der Tag ihres Prozesses rückt, wird Falkenhausen immer ruhiger. Wenn er in der Abenddämmerung in seiner Zelle sitzt, die unvermeidliche Zigarette in der Hand, und langsam den selbstgebrauten Tee schlurft, ganz in sich selbst versunken, hat man unwillkürlich das Gefühl, daß die vielen Jahre, die er im Osten verbrachte, und die genaue Kenntnis der chinesischen Philosophen ihm alles viel leichter machen. Und wie ihm dies zu bestätigen, sagt er, wenn man vom Prozeß spricht, der schließlich und endlich um seinen Kopf geht, mit einem gutmütigen Lächeln nur ein Wort: „Kismet!“

In der nächsten Nummer:

Falkenhausen — der Mann, der vor Hitler warnte!



... aber Du brauchst
noch die lange Bahn
kannst nicht zu früh
sein! Ich gebe Dir
einen Tip: o.b. —
ohne binde und ohne
Gürtel. Du wirst so
stark sein, wie ein
schinder und frisch
Du Dich dann fühlst.
Ich kannst Du ganz
sicher sein, denn der
o.b.-Tampax ist un-
bedingt zuverlässig.

Erich Fellgiebel entstammt dem ostdeutschen Raum. Er trat als Leutnant in das Telegrafentelefon Bataillon 2 in Frankfurt Oder ein. Als Springreiter machte er sich vor dem ersten Weltkrieg einen Namen. Zu Beginn des Weltkrieges war er als Funkoffizier bei der Kavallerie. Nach dem Weltkrieg war er Kompaniechef bei der 2. (Preussischen) Nachrichtenabteilung in Stettin und später Ic beim Wehrkreiskommando IV in Dresden. Als Abteilungskommandeur führte er seine alte Stettiner Abteilung. Nach einem schweren Kraftwagenunfall, als er kaum wieder hergestellt war und noch an ~~Tramphrose~~ Pseudothrose litt, hatte ihm sein Kommandierender mit Rücksicht auf seine Gesundheitszustand verboten bei einer Parade seine Abteilung zu Pferde vorbeizuführen. Als die Abteilung am Kommandierenden vorbei marschierte, tauchte Fellgiebel plötzlich zu Pferde im Gefolge des Generals auf. Deshalb zur Rede gestellt, antwortete er: "es sei ihm nur verboten, die Abteilung zu Pferde vorbeizuführen, nicht aber selber zu Pferde zu sitzen, wozu er sich wohl in der Lage fühle."

Kurze Zeit darauf wurde Fellgiebel Chef des Stabes des Inspektors der Nachrichten truppenn des späteren Feldmarschalls von Kluge; im Jahre 1934 trat er dessen Nachfolge an. Der Aufbau der Nachrichtentruppe des Heeres ist sein ausschliessliches Werk. Nach Einreihung der Luftwaffe in die Wehrmacht wurde Fellgiebel unter Beibehaltung seiner alten Stelle (Chef des Heeres Nachrichtenwesens) Chef der Wehrmachtsnachrichtenverbindungen im Oberkommando der Wehrmacht und trug somit die Verantwortung für den gesamten Aufbau des Wehrmachtsnachrichtenwesens, womit eine starke Einflussnahme auf den Nachrichtenapparat der deutschen Reichspost verbunden war. Viele Reibungen mit diesem schwerfälligen Beamtenapparat hatte er hierbei zu überwinden. General F. war also auf dem Gebiet der sämtlichen Nachrichtennmittel Vorgesetzter der Nachrichtenfürer aller drei Wehrmachtteile.

Wenn er auch in vorsichtiger Zurückhaltung versuchte, mehr durch seine überlegene Sachkenntnis als durch Befehle zu führen, war seine Stellung gleichwohl einzigartig. Man muss sich vergegenwärtigen, dass die Nachrichtennmittel sich aus einem bescheidenen Hilfsmittel des Führenden, der vom Feldherrnhügel aus die Schlacht leitete, sich zu einer ausschlaggebend den Waffe entwickelt hatten. Die Kriegführung in modernen Räumen gleichzeitig etwa in Nordafrika, Russland, Norwegen und Frankreich war angewiesen auf das Funktionieren der Nachrichtennmittel in Form von Fernschreiben, Ferngespräch und Funkspruch. Ein Ausfall der Nachrichtenverbindungen, auch nur für wenige Stunden, beraubte die Führung jeder Führungsmöglichkeit. Eine meuternde Armee wirkte sich für die Gesamtkriegsführung nicht so destruktiv aus wie eine nachrichtennmassige Lahmlegung der Befehlsstäbe.

Ein Umsturz, der auch nur die geringste Aussicht auf Erfolg haben sollte, war demgemäss darauf angewiesen, zur Vorbereitung und Durchführung die Nachrichtennmittel in seine Hand zu bekommen. Schon die ersten Signale zum Widerstand konnten ihre Ziele nur erreichen, wenn ein sicher arbeitender Apparat Nachrichten zur Verfügung stand. Im entscheidenden Augenblick hing alles davon ab, dass die feindliche Führung nachrichtennmässig blockiert und isoliert, die eigene Gruppe aber mit allen technischen Mitteln geführt und zugleich propagandistisch (Rundfunk, Zweckmeldungen durch Fernschreiber und Funk und Fernsprecher) unterstützt wurde.

Die Überzeugung, dass eine Revolution ohne die Nachrichtennmittel zum Scheitern verurteilt sei, zog doppelte Kreise um den Mann, der diese sämtlichen Mittel in der Hand hielt: General Erich Fellgiebel. Der eine Kreis war die Wehrmachtsführung selbst, in der Hitler einmal als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht und zum Zweiten, seit er im Dezember 1941 den Oberbefehl über das Heer übernommen hatte, der unmittelbare Vorgesetzte des Generals der Nachrichten truppen geworden war. Es war kein gutes Verhältnis. Der General war zu eindeutig in seiner Haltung, zu unbedacht in seinen Worten, als dass er sich das Vertrauen der NS Führung hätte erwerben können. Kein Ritterkreuz, kein Deutsches Kreuz zierte ihn, und jeder andere wäre längst entfernt worden - wahrscheinlich nicht nur aus seiner Stellung, sondern aus der "Volksgemeinschaft".

Es ist vielleicht notwendig zu sagen, warum es nicht geschah: weil dieser

ZS-N-29/81-96

...eine Mann das Nachrichtenwesen so vollständig aufgebaut hatte, dass niemand ihn ersetzen konnte. Wohl hatte er einen Stellvertreter und einen Chef des Stabes; aber auch diese beiden waren ganz seine Schöpfung. Freilich liess er sich im Juli 1944 doch ersetzen--aber die befürchteten schwersten Erschütterungen blieben nicht aus. Sie gingen nur in so vielen Sturmzeiten unter, dass niemand mehr sich die Frage vorlegte, wie weit der Zusammenbruch durch den Wechsel in der Person des Nachrichtenführers beschleunigt worden sei.

Die Zeugnisse über die Haltung des Generals und die Freimütigkeit, mit der er seine Meinung aussprach, sind zahllos. Auch der Parteiführung gegenüber machte er keinen Hehl aus seiner Meinung, die etwa so lautete: Während beim Heer für die Beurteilung der Eignung der Charakter ausschlaggebend war, sah die Partei über das Charakterbild des Betreffenden völlig hinweg wenn er nur der Partei durch seine Fähigkeiten und Veranlagungen nach deren Ansicht nutzen konnte. Charaktermängel konnten mitunter sogar als Vorzüge gelten. Keine Brücke führte über diese grundlegende Kluft in den Anschauungen über Führerauswahl und Volksführung hinweg.

Schon zu Beginn des Krieges gab sich Fellgiebel über dessen Ausgang keinen Täuschungen hin; von der Sinnlosigkeit dieses Krieges war er von vorn herein überzeugt. Schon vor dem Frankreich Feldzug sagte er: "Wenn es den Politikern gelingt, wenigstens ein einiges Europa zu schaffen, dann hätte dieser Krieg doch noch einen Zweck gehabt." Wenig später tat er eine Ausserung: "Kinder, nun sagt mir doch mal einer, wie ihr denn diesen Krieg gewinnen wollt. Ich habe schon so viele kluge Leute bis in die höchsten Stellen gefragt, aber noch keiner hat es mir sagen können."

Ebenso zahlreich sind aber die Zeugnisse dafür, dass die grossen Erfolge auf allen Kriegsschauplätzen ohne die hervorragende Organisation des Nachrichtenwesens durch General Fellgiebel garnicht denkbar waren. Eine Ausserung seines Widersachers, General Schmud, gelegentlich der Führerreise nach Montoire: "Das Einzige, was auf dieser Reise geklappt hat, sind die Nachrichten Verbindungen" ist der deutlichste Beweis für die Leistungen des Generals.

Während die Führung ihn widerwillig als Fachkraft halten musste, schloss sich umso enger der Widerstandskreis um ihn zusammen. Es leben nur noch so wenige aus dem engsten Ringe, dass vielleicht nie klar gedacht werden kann, in welcher Weise Erich Fellgiebel an der geistigen Führung des Widerstandes beteiligt war.

Seit seiner Jugend griechischer Philosophie verpflichtet, sah er Menschen und Dinge seiner Umwelt aus einem Abstand, der ihm--eine seltene Gabe--eine leidenschaftslose Wertung der Gegenwart ermöglichte. Und wieder hatte dieser Mann, Stoiker und Fatalist, ein Übermass an Leidenschaft und Feuer wenn es galt, für die Vollstreckung des Urteils, das nur eine Verdammung sein konnte zu werben. So kam es, dass er von Anbeginn im innersten Kreise der Männer des Widerstandes seinen Platz hatte, und, dass er, wo andere verzagen wollten, unbeirrt die Schar zusammen hielt und neue Mitstreiter warb.

Aussere Momente kamen hinzu, die seiner Stellung besonderes Gewicht gaben. Der Dienstsitz des Chefs HNW war bei der Führung im Hauptquartier OKH, der des Chefs WNV teils im Führerhauptquartier, teils in Berlin; und wenn der Chef WNV auch an sich nicht in den Bereich des Befehlshabers des Ersatzheeres hineinbefehlen konnte, war doch schon durch die Persönlichkeit des dortigen Nachrichtenführers-Oberst Hassel--die Gewähr gegeben, dass keine Entscheidung ohne Fühlungnahme mit General Fellgiebel gefällt wurde. Endlich war dieser--wiederum nur als Fachmann auf dem Gebiet des Nachrichtengerätewesens--Bevollmächtigter im Vierjahresplan für die gesamte Nachrichtenindustrie. General Fellgiebel war also beinahe der Einzige, der ohne zeitliche Beschränkung zwischen Front, Heimat und den verschiedenen Hauptquartieren hin und herreisen konnte, ja musste, ohne den mindesten Verdacht zu erregen. Da seine Besuche sich nicht auf bestimmte Dienststellen beschränkten, war es fast unmöglich, seinen Wegen nachzuspüren.

III

So war er der ideale Verbindungsmann zwischen den einzelnen "Kreisen", vor allem den militärischen Gruppen der Heimat (Beck, v. Witzleben etc.) und im Hauptquartier OKH. Dieser Tätigkeit hat sich General F. mso viel ich weiss, durch Jahre unterzogen; denn schon vor Beginn des Krieges sah er Krieg und Kriegsende klar voraus und zog aus der Erkenntnis für seine Person die verpflichtende Konsequenz.

Diese Tätigkeit war zugleich seine erste im Rahmen der konkreten Verschwörung. Sein nächster Schritt war der Einbau der Widerstandsgruppen in das Nachrichtennetz - eine sehr gefährliche Aufgabe, da die Überwachung des Netzes grossenteils in der Hand der Geheimen Feldpolizei oder ähnlicher, nicht vertrauenswürdiger Organe lag. Seit 1941 konnten die Widerstandskreise über das Nachrichtennetz miteinander verkehren, und es ist in dieser Hinsicht jeder Verdacht vermieden worden.

Das Nachrichtennetz musste aber auch aktiv in den Dienst des Aufstandes gestellt werden. General F. übernahm es, für den entscheidenden Tag die Ausschaltung des Führerhauptquartiers durchzuführen, das Signal für das Gelingen des Attentats zu geben, wodurch die vereibarten Massnahmen an der Front und in der Heimat ausgelöst werden sollten, und ~~ausserliessend~~ schliesslich, was damit eng zusammenhängt, vom gleichen Zeitpunkt ab das Nachrichtennetz in den Dienst der Widerstandsgruppe zu stellen.

Das hätte dem Gesagten zugolge und aller menschlichen Voraussicht nach, den Sieg der Opposition bedeuten müssen. Da im Gegenteil das Regime an der Macht und das Nachrichtennetz in ~~derehand~~ Hand blieb, wird die Frage aufgeworfen, ob hier ein Versagen vorlag, und ob es auf Schuld, Fahrlässigkeit oder anderen Umständen beruht, die dem General Fellgiebel zuzurechnen sind.

Diese schwerwiegende Frage haben wir, die Vertrauten des Generals, uns seit der Stunde des missglückten Attentats immer wieder gestellt und glauben, sie objektiv und in geschichtlicher Wahrheit beantworten zu können.

Bis zur Attentatsstunde ist nichts versäumt worden. Allerdings drängten sich die Ereignisse so, dass eine Voralarmierung grösseren Umfangs nicht mehr durchgeführt werden konnte. Erst am Mittag des 19.7. wurde beschlossen, dass Graf Stauffenberg am Vormittag des kommenden Tages im Führerhauptquartier Vortrag halten sollte; erst gegen 14 Uhr wusste General Fellgiebel durch die Weitergabe des Befehls davon. In dieser kurzen Anlaufzeit liegt ein Grund dafür, dass sogar Mitverschwörer wie General Heusinger sich der Teilnahme an der Führerlage, die in die Luft gesprengt werden sollte, nicht entziehen konnten.

Vergegenwärtigen wir uns den Augenblick der Explosion: Fellgiebel und Graf Stauffenberg wartend vor dem Lagerbunker. Mit dem Krachen der Ladung glaubt Stauffenberg alles geglückt; erkannt nicht ahnen, dass die durch die Abwehr beschafften Sprengkapseln nicht ausreichten. Der Oberst bricht auf und bringt nach Berlin die Nachricht vom Gelingen des Attentats; der inzwischen bereits gegebene Befehl, ihn bei der Ankunft auf dem Flugplatz zu verhaften, wird nicht ausgeführt. Der General, der zurückbleibt, erkennt bereits im nächsten Augenblick, dass nichts geglückt, vielmehr alles missglückt ist. Er gibt es sofort fernmündlich an uns, die wir im Hauptquartier OKH bereitstehen, durch mit den Worten: "Es ist etwas Furchtbares passiert, der Führer lebt. Alles blockieren."

Dies Letzte ist sein persönlichster Entschluss: trotzdem zu handeln. Wenn die Blockade, das heisst die nachrichtennässige Absperrung des Führerhauptquartiers, nur für einige Stunden gelingt, muss Stauffenberg inzwischen von Berlin aus das Gesetz des Handelns an sich gerissen haben. Denn die Seele der Nachrichtenverbindungen ist nicht eine der Grossvermittlungen im Hauptquartier, sondern der Bunker in der Bendlerstrasse.

Und hier vollzieht sich die grösste Tragik der Verschwörung vom 20.7.44: der Mann, der innerhalb von Sekunden sämtliche Heeresgruppen, Armeen und sonstigen hohen Befehlsstellen erreichen kann, fällt um. Generalleutnant Thiele, der Chef des Stabes beim Chef der Wehrmachtnachrichtenverbindungen, spielt von dieser Stunde an ein doppeltes Spiel. Ausserlich hält er noch zu den Verschwörern, denen er seit Jahren angehört hat; er gibt, wenn auch mit Verspätung, Fernschreiben weiter, welche die Unterschriften Beck, v. Witzleben usw. tragen. Aber, da er weiss, dass der Führer lebt, und mit allen Möglichkeiten rechnen möchte, verzögert er diese Fernschreiben, schiebt ver-

wirrende Texte dazwischen und öffnet zugleich das Nachrichtennetz für das Regime. Ein Unteroffizier seiner Vermittlung bekommt das Eiserne Kreuz dafür dass er hochverräterische Fernschreiben unterdrückt hat; diese kommen aber doch bei der Fronttruppe an, sogar noch die ganze Nacht hindurch.

Rückschauend möchten wir sagen, dass General Thiele trotz des missglückten Attentats es doch noch in der Hand gehabt hätte, durch kompromisslose Ausnutzung des Nachrichtennetzes der Revolution zum Sieg zu verhelfen. Stattdessen versuchte er, auf beiden Schultern zutragen und empfing dafür doppelten Lohn: erst wurde er der Nachfolger des Generals, dem er alles verdankte, und dann genau wie jener vom Volksgerichtshof abgeurteilt und hingerichtet.

Hätte nun General Fellgiebel trotz des Ausfalls von Berlin die Möglichkeit gehabt, wenigstens das Netz des Hauptquartiers für die Revolution einzusetzen? Er hat das Menschenmögliche versucht: erst eine völlige Sperrung, um die Befehlsgebung lahmzulegen, und nachher eine Ausnutzung ausschliesslich durch zu verlässige eigene Kräfte. Aber es erwies sich entscheidend, dass Hitler nicht tot war. Er erkannte instinktiv, was in diesem Augenblick von der suggestiven Wirkung seiner Persönlichkeit abhing, wollte sprechen und gab den Befehl, das Netz zu sperren.

Die SS selbst hatte auf Befehl des Generals die Verstärkerämter Insterburg und Rastenburg blockiert. Das "Amt Anna", die große Vermittlung des Hauptquartiers OKH, und das Verstärkeramt Lötzen waren von uns gesperrt worden. Dem Befehl der Aufhebung aller Sperren, der noch am Nachmittag des 20.7. von Hitler selbst gegeben wurde, konnte sich der General aber nicht widersetzen, und damit waren alle Machtmittel aus seiner Hand genommen. Ich werde nie vergessen, wie er mir am Nachmittag des 20.7. gegenüber sass und mit ruhiger Stimme, obwohl er die schwerste persönliche Enttäuschung seines Lebens erlitt, nur erklärte: "Wie Thiele es jetzt versucht kann man es eben nicht machen, weder als Mensch noch als Offizier." -- Auch das Letzte tat er und versuchte fermündlich die Steuerung der Berliner Belange über das Ersatzheer in die Hand zu nehmen. Aber Oberst Hassel war selbst auf die Bendlerstrasse abgestützt und taktisch viel zu wenig informiert, um General Thiele ausschalten zu können; ausserdem war es inzwischen zu spät geworden; denn nun handelte die Gegenseite....

Seit den ersten Nachrichten aus Berlin, die den Verrat des General Thiele erkennen liessen, war General Fellgiebel über den Fortgang völlig im Klaren. Freilich erwartete er ein soldatisches Gericht, das ihn als Rebellen zum Tode durch die Kugel verurteilen würde, und legte an sich selbst Hand an. Mit unwandelbarer Ruhe verbrachte er den Abend mit dem kleinen Kreis seiner Offiziere, die letzten Stunden mit mir allein unter Gesprächen über ein Jenseits, an das er nicht glaubte.

Gegen Mitternacht kam der Anruf, auf den er wartete. Majohr von John, Keitel Adjutant, richtete aus: "Herr General, der Feldmarschall bittet Sie, angesichts der besonderen Situation sofort zu ihm zu kommen." "Ich komme" war die kurze Antwort. Als er umgeschallt hatte, schon die Wagenklinke in der Hand, wandte sich General Fellgiebel noch einmal zu mir zurück: "Wenn wir an Drüben glaubten, dann könnten wir ja sagen: auf Wiedersehen."

Eine Stunde später kam der Kraftfahrer mit dem Wagen wieder und meldete, Tränen in den Augen, es sei ihm verboten worden, den General noch einmal zu fahren. Wir wähten ihn erschossen. Dass ihm Schlimmeres bevorstand, erfuhren wir erst am nächsten Tag.

Erich Fellgiebel gehörte nicht zu den ersten, die hingerichtet wurden. Diese Verzögerung beruhte aber nicht auf Zweifeln an seiner "Schuld", die schlechterdings weder zu übersehen war noch von ihm bestritten wurde. Man wollte viel mehr wissen, ob Verbindungen zum Ausland, vor allem zu der in Russland stehende Armee des Generals von Seydlitz, bestanden. Es wurde vor allem an geheime Nachrichtenkanäle oder Funkverbindungen aus dem Führerhauptquartier gedacht. Diese Mutmassungen konnten aber nicht bestätigt werden, und die Tatsache, dass der Feind von Plänen und Erwägungen aus Hitlers engster Umgebung verblüffend schnell unterrichtet war, hatte wohl einen sehr einfachen Grund: diese Gespräche wurden hemmungslos während der Mahlzeiten fortgesetzt, und das Ordonnanzpersonal, abwehrmässig meist garnicht überprüft, befand sich zweifellos teilweise in der Hand des ausländischen Agentendienstes.

Mitgefangene bezeugen, dass General Fellgiebel bis zur letzten Stunde seine aufrechte Haltung bewahrt hat. Dass er dem Präsidenten des Volksgerichtshof als

Antwort auf die Urteilsverkündung zufolge: "Dann beeilen Sie sich, Herr Präsident

sonst hängen Sie eher als wir!" ist weithin bekannt geworden. Er hat zeitleben nur eine Aufgabe gekannt: den strengen Dienst für sein deutsches Vaterland. Den Dank dafür zu sprechen, ist unsere Gegenwart nicht geeignet, die Nationalsozialismus und Wehrmacht als ein Übel zusammenwirft. Und doch wissen viele, viele Tausende, mit welcher heiligen Inbrunst und unter welchem Einsatz aus den Kreisen der Wehrmacht gegen das NS Regime gekämpft wurde, und dass es nicht am Willen, nicht an der Fähigkeit und nicht an der Hingabe mangelte, wenn dieser Kampf nach ausen so spärliche Früchte trug. Nur wer etwas von den ungeheuren Spannungen mit-erleben durfte, die sich in diesen Jahren in den höheren Befehlsstäben ballten kann überhaupt ermessen, was es für das disziplinierte Offizierkorps bedeutete zu "Rebellen" zu werden und dazu selbst unsoldatische Mittel wählen zu müssen. Die Widerstandsgruppe vom 20.7.1944 ist diesen Weg mit äußerster Konsequenz gegangen, um besorgt um den Nachruhm, den ihr die Geschichte ob früher oder spät verleihen wird.

Institut für Zeitgeschichte

Briefe an die RP

Die „Rheinische Post“ veröffentlicht in dieser Spalte Leserzuschriften, ohne Rücksicht darauf, ob sich deren Inhalt mit der Meinung der Redaktion deckt.

Fellgiebel und der 20. Juli

In Ihrer Ausgabe vom 20. 7. brachten Sie unter der Aufschrift „Am Klappenschrank im Führerhauptquartier“ einen Auszug aus dem Buch „I remember Hitler“ von Hans-Jürgen Borengrove, der sich mit dem Attentat vom 20. Juli befaßt. Die Ausführungen über den am 4. 9. 1944 hingerichteten Chef der Nachrichtentruppen, General Erich Fellgiebel kann ich als einziger noch lebender Sohn nicht unwillkürlich hinnehmen. Ich bedaure, daß der Verfasser einen Toten anklagt, dessen Unschuld am Mordlingen des Attentats erwiesen ist. Wenn der Verfasser eine derartige Vertrauensstelle innegehabt hat, mußte er wissen, daß mein Vater bereits 1941 in Ungnade gefallen war, daß er als der bekannteste Hitler-Gegner galt und von Himmler angefeindet wurde. Es ist daher unverständlich, wenn er behauptet, erst später erfahren zu haben, daß mein Vater zu den Verschwörern gehörte. Ein wesentlicher Irrtum ist die Ansicht, daß mein Vater die Macht gehabt habe, trotz des mißlungenen Anschlages nachrichtentechnisch doch noch den gewünschten Erfolg herbeizuführen. Erst am 19. 7. um 14 Uhr erfuhr mein Vater, daß das Attentat für den nächsten Tag geplant war. Größere Voralarne waren daher nicht mehr möglich. Am 20. Juli mittags sah er zusammen mit Graf Stauffenberg das Ergebnis der Sprengung. Beide hielten Hitler für tot. Das entsprechende Signal wurde durchgegeben. Erst als Stauffenberg die Sperrkreise bereits durchbrochen hatte, sah mein Vater, daß das Attentat mißglückt war. Trotzdem entschloß er sich, zu handeln. Er

gab an seine Mitverschworenen im OKW durch: „Es ist etwas Furchtbares passiert, der Führer lebt. Alles blockieren.“ Er versuchte das Menschenmögliche, um das Hauptquartier nachrichtentechnisch abzusperren. Aber die Seele der Nachrichtenverbindungen war nicht diese Großvermittlung im Hauptquartier, sondern der Nachrichtenbunker in der Bendlerstraße in Berlin. Dorthin hatte mein Vater aber nur indirekte Einwirkung. Er tat dennoch alles, um feindlich die Vorgänge in Berlin zu steuern. Es war zu spät! Geschichtlich liegt fest, daß das Versagen dort nicht Schuld meines Vaters ist.

Düsseldorf, im August.

Walter-Peer Fellgiebel.

Ein zweites Stalingrad

Mit großem Interesse las ich Ihren Bericht „Ritterkreuzträger marschieren durch Moskau“. Diesen nicht zu beschreibenden Elendmarsch habe ich zusammen mit 54 000 Kameraden mitgemacht. Der vorangegangene Zusammenbruch des Mittelabschnitts der deutschen Ostfront im Juli 1944 war ein „zweites Stalingrad“. Über das Sterben dieser hunderttausende Soldaten darf die westliche Welt nicht schweigen. Ist es bekannt, daß der Russe damals selten einen Verwundeten mitnahm? 95 Prozent starben durch die Kugel. Sanitätslastwagen wurden, vollbelegt mit Verwundeten, durch Handgranaten in die Luft gesprengt. Ein russischer Panzerangriff bei Bobruisk wachte etwa 200 Verwundete nieder, die sich in Reih und Glied zum Abtransport an einen Waldrand niedergelegt hatten. Ich bin der einzige Überlebende, der diese Vornichtung miterlebt hat. Auf dem Marsch nach Moskau wurde jeder, der nicht mehr gehen konnte, durch Genickschuß umgelegt und durch einen Stiefelstoß der russischen Posten in den Straßengraben geworfen.

M.-Gladbach, im August.

Emil Prag

In memoriam Reinhold Frank

Feierliches Requiem zum 10. Todestag des Karlsruher Widerstandskämpfers

An dem feierlichen Requiem anlässlich des 10. Todestages des Karlsruher Widerstandskämpfers Rechtsanwalt Reinhold Frank am Samstagvormittag in der St. Bonifatiuskirche nahmen mit der Frau, den Kindern und persönlichen Freunden des von den Schergen Hitlers zum Tode Verurteilten und Hingerichteten zahlreiche Vertreter des öffentlichen Lebens teil, so Staatsrat Dr. Werber, Oberbürgermeister Klotz, Beigeordneter Dr. Gurk, Landrat Groß, ferner alle CDU-Stadträte mit ihrem Fraktionsführer Präsident Dr. S. Kühn. Die SPD-Fraktion war durch die Stadträte Konz

und Walter, die FDP-Fraktion durch Stadtrat Dr. Keßler vertreten. Als höchster kirchlicher Würdenträger des Stadtdekanats wohnte Prälat Dr. A. Rüdte dem levitierten Seelenamt bei, das Geistl. Rat Dr. Dold, ein überlebender Leidensgenosse Reinhold Franks, zelebrierte.

In seiner Gedenksprache würdigte Dr. Dold Reinhold Frank als ein Opfer treudeutscher Gesinnung und Märtyrer der Gerechtigkeit, dessen Andenken wir nicht untergehen lassen dürfen. Heute sei es schon nicht mehr ungefährlich, sich zu den Männern des 20. Juli 1944 zu bekennen. Hätte dieser Tag damals die Wende gebracht, wären Millionen von Menschen am Leben und viele deutsche Städte erhalten geblieben. Eines, fuhr Dr. Dold fort, habe der 20. Juli unserem Volk und der Welt gezeigt, daß es in Deutschland nicht nur Nazis, sondern auch Männer wie Reinhold Frank gegeben habe, die ihr Leben für die Wahrheit und Freiheit in die Waagschale warfen. Als Rechtsanwalt habe Reinhold Frank die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt und sich nicht gescheut, vom Naziregime verfolgt und verhaftete Angehörige des eigenen Volkes und fremder Völker zu verteidigen. Deshalb habe er auch fern seiner Heimat und Familie sterben müssen. Reinhold Frank sei als gläubiger Christ gestorben. Für ihn sei Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben gewesen. Dr. Dold schloß mit dem Anruf an den Blutzegen der Wahrheit und Gerechtigkeit, unserer Jugend etwas von seiner Opferbereitschaft zu schenken. Die Choralgesänge der Schola von St. Bonifaz und ein Solo des Baritonisten Karl Müller gaben der gottesdienstlichen Feier eine würdige musikalische Ausgestaltung. L.A.

Telegramm des Ministerpräsidenten

Anlässlich des 10. Todestages von Reinhold Frank sandte Ministerpräsident Dr. Gebhard Müller an Frau Annemarie Frank folgendes Telegramm: „Zum zehnjährigen Todestag gedenkt die Landesregierung des Opfers, das ihr Gatte und Vater für die Gerechtigkeit und Freiheit Deutschlands gebracht hat. Sein Sterben soll uns Vermächtnis und Ansporn sein.“

der Umgebung

Vorkämpfer der neuen Freiheit

Zum zehnten Todestag des Karlsruher Rechtsanwalts Reinhold Frank
Ein Opfer der mißglückten Erhebung vom 20. Juli 1944

Am Sonntag fährt sich zum zehntenmal der Todestag des Karlsruher Rechtsanwalts Reinhold Frank, der im Zusammenhang mit den Vorgängen vom 20. Juli 1944 von den Machthabern des Dritten Reiches verhaftet und vom „Volksgerichtshof“ in Berlin zum Tode verurteilt wurde. Dieses Urteil, ausgesprochen am 12. Januar, wurde am 23. Januar 1945 vollstreckt. Zum Andenken an seinen mutigen Vorkämpfer der Freiheit hat die Stadt Karlsruhe bald nach Kriegsende die frühere Westendstraße in Reinhold-Frank-Straße umbenannt. In der Bonifatiuskirche wird heute morgen um 8 Uhr ein Seelenamt für Reinhold Frank abgehalten.

Man weiß in Karlsruhe, wo Frank eine lange Reihe von Jahren lebte und arbeitete, im allgemeinen wenig von diesem Mann. Nur wenige Freunde, Männer aus seinem Kreis, wußten um ihn und seinen stillen, heimlichen Kampf. Er war ein Gegner des Hitler-Regimes, aber er war es nicht nur mit dem Mund. Heute wissen wir, er hat sein Leben eingesetzt für den Versuch, dem deutschen Volk zu einem Zeitpunkt, da nichts mehr zu gewinnen, aber alles zu verlieren war, weiteres Blutvergießen zu ersparen. Nicht ehrgeizige, egoistische Pläne trieben ihn zum Handeln, sondern echte, ehrliche Überzeugung.

Über die politischen Hintergründe dieses 20. Juli ist in den vergangenen Jahren viel gesprochen und geschrieben worden. Man kennt die Namen Gerdeler und Stauffenberg, und man weiß, daß die Verschworenen, zum letzten Handeln Entschlossenen in allen Teilen des damaligen Reiches ihre Vertrauten hatten, Männer, von denen jeder im rechten Augenblick und jeder auf seinem Posten zur Stelle gewesen wären. Einer von diesen war der Karlsruher Rechtsanwalt Reinhold Frank.

„Wenn es schlief geht ...“

Als in der Nacht zum 21. Juli 1944 die Gestapo an seine Tür klopfte, wußte er, nun würden sie ihn holen. Nein, Frank war nicht aktiv an der Vorbereitung oder Durchführung des mißlungenen Bombenattentats auf Hitler beteiligt. Aber er war einer von Gerdeler's Vertrauten. Sein Name wurde auf einer Liste gefunden. Das genügte.

Schon im November 1943, als der von Gestapo und SS gehetzte frühere württembergische

Staatsminister Dr. Eugen Bolz (der später auch hingerichtet wurde) in Franks Wohnung in Karlsruhe für einige Tage Unterschlupf fand, war er sich über die Tragweite seines Tuns völlig im klaren. „Wenn's schief geht“, sagte er damals, „kostet es unseren Kopf...“

Reinhold Frank hat sich nach dem ersten Weltkrieg als Rechtsanwalt in Karlsruhe niedergelassen. Er stammte aus Hohenzollern. In Bachhaupten, einem kleinen Dorf, wurde er am 23. Juli 1896 geboren.

Lange Zeit hatte er mit Politik überhaupt nichts zu tun. Erst 1933 zog er als Stadtverordneter des Zentrums in den Bürgerrat ein. Damals war er bereits mit der Karlsruherin Anemarie Werner verheiratet. Die Hochzeit hatte man am 12. Januar 1932 im Hotel Germania gefeiert. Auf den Tag dreizehn Jahre später — am 12. Januar 1945 — wurde Frank zum Tode verurteilt.

Vom Verteidiger zum Angeklagten

Es fällt heute schwer, zu untersuchen, wie er im Laufe der nationalsozialistischen Herrschaft immer mehr zum Opponenten des Regimes wurde. Schon in den dreißiger Jahren hatte Frank in Karlsruhe einen kleinen, entschlossenen Kreis von Männern seiner Gesinnung um sich gebildet. „Aber erst 1939 habe ich gewußt, daß mein Mann Beziehungen zum Ausland unterhielt“, sagt heute seine Frau. „Durch Eugen Bolz hat er später auch Anschluß an Gerdeler gefunden.“

Man weiß von Reinhold Frank, daß er noch in den Kriegsjahren als Verteidiger am Volksgerichtshof in Berlin mit dem Vorsitzenden dieses Tribunals, Freisler, um die politisch Angeklagten kämpfte. Er war diesen Leuten nicht

nur als Jurist, sondern auch als Mensch ein mutiger Helfer, und er ging dabei bis an die Grenze seiner Möglichkeiten. Es war kein Wunder, daß Frank sich gerade bei Freisler, der Richter und Ankläger zugleich war, verhaßt machte. Am 12. Januar 1945 stand Reinhold Frank nicht mehr als Rechtsanwalt und Verteidiger vor dem Volksgerichtshof, jetzt war auch er zum Angeklagten geworden!

Es kam der 20. Juli 1944, jener Tag, der die große Wende bringen sollte und die große Freiheit. Aber das Schicksal wollte es anders. Der Rechtsanwalt Reinhold Frank war am späten Abend aus Berlin, wo er am Volksgerichtshof zu tun hatte, nach Karlsruhe zurückgekehrt. Er wußte schon um das Mißlingen des Stauffenberg'schen Anschlags, und er wußte auch, daß Hitler nun ernst machen würde. Voll Unruhe ging er zu Bett und konnte keinen Schlaf finden. Es sollte für ihn die letzte Nacht in seiner Karlsruher Wohnung in der Ludwig-Marum-Straße sein!

In der Nacht zum 21. Juli

Nachts um drei Uhr kamen sie. Zwei von der Gestapo, zwei in SS-Uniform. Frau Frank ging ans Fenster.

„Ja, mein Mann ist da. Was wollen Sie?“

„Machen Sie bitte sofort auf, ein guter Freund ist da“, sagte eine Stimme von unten.

„Können Sie nicht morgen ins Büro kommen?“

„Nein, es ist sehr dringend!“

Frank hatte sich inzwischen angezogen. Wahrscheinlich ahnte er, was für ein „guter Freund“ das sein würde. Er ging an die Tür und öffnete.

„Im Namen des Führers: Sie sind verhaftet!“

Die Gestapo-Leute in Zivil kamen in die Wohnung, schauten unter die Betten und die Schränke. „Haben hier hohe Offiziere übernachtet?“ fragten sie die Frau.

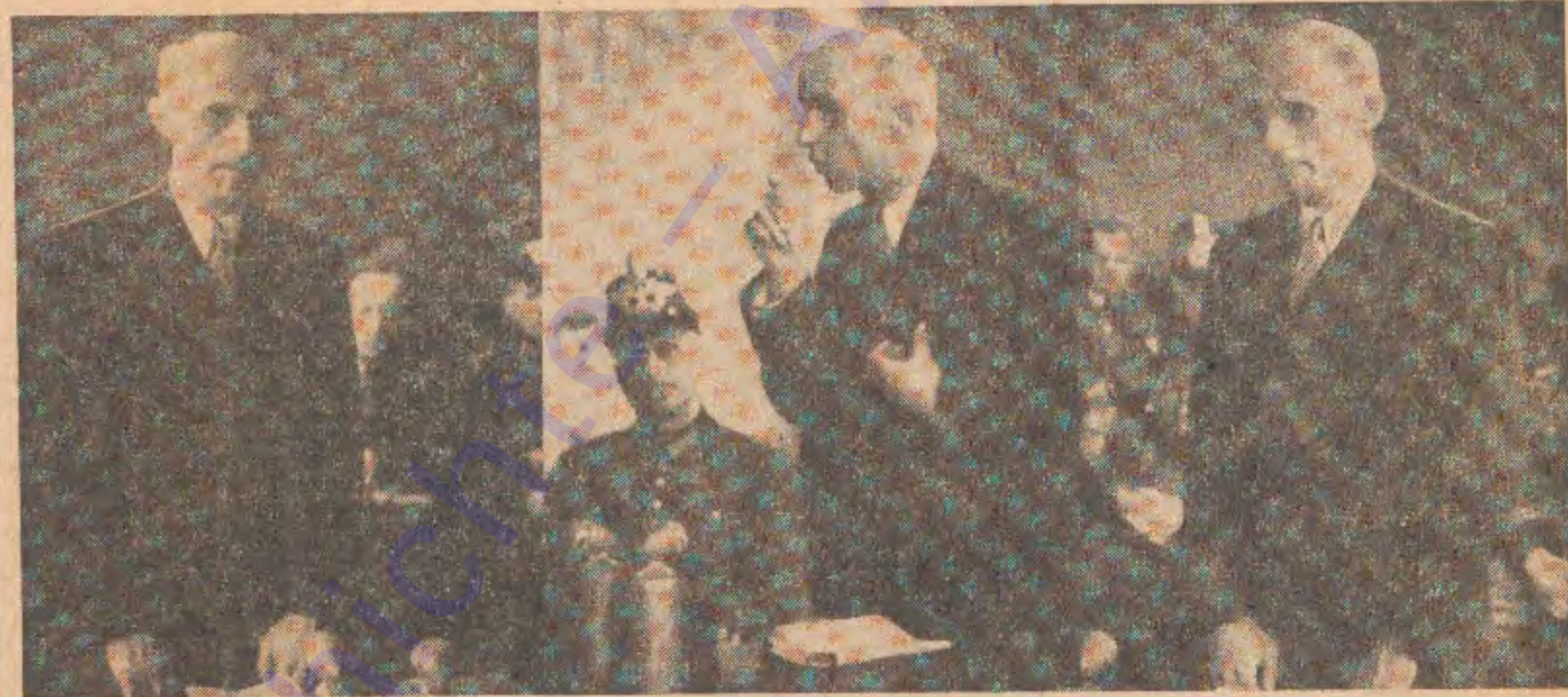
„Nein, es ist niemand da.“

Reinhold Frank hatten sie sofort Handschellen angelegt. Sie brachten ihn zu einem Wagen, der vor dem Haus stand. „In ein paar Tagen ist ihr Mann wieder da“, sagte einer. Und dann fuhren sie davon.

Das war das Ende. Frau Frank hat ihren Mann nie wieder gesehen.

Zuerst nach Stuttgart gebracht

Dieser nächtliche Besuch hatte kaum eine halbe Stunde gedauert. Es blieb kaum Zeit zum Überlegen, die Dinge überstürzten sich. Schon zwei Stunden später, um fünf Uhr, kamen die SS-Leute wieder. „Wir haben Befehl, die Wohnung zu durchsuchen!“ das war alles. Und dann suchten sie, mit geübter Gründ-



Reinhold Frank am 12. Januar 1945 vor dem Volksgerichtshof in Berlin. Die sechsmonatige „Untersuchungshaft“ hatte aus dem kräftigen, vitalen Mann ein Wrack gemacht. Bleich, unterernährt, mit eingefallenen Wangen, seelisch deprimiert, stand er vor Freisler, dem „Mann ohne Gnade“. Diese bisher unveröffentlichten Aufnahmen gelangten erst gestern in den Besitz von Frau Frank. Annedore Leber, die Gattin des im Zusammenhang mit den Ereignissen vom 20. Juli 1944 ebenfalls hingerichteten Widerstandskämpfers Leber, schickte diese Bilder aus Berlin. Frau Leber ist Herausgeberin des Buches „Das Gewissen steht auf“, das in mehreren Folgen erscheint. In ihm wird die Geschichte der Männer des 20. Juli geschildert.

lichkeit, fünf Stunden lang. Aber sie fanden nicht, was sie finden wollten...

Fünf Wochen hörte Frau Frank nichts mehr von ihrem Mann. Dann kam eine Karte aus einem Stuttgarter Gefängnis. Nur ein paar Zeilen. Es war wenigstens ein Lebenszeichen. Später waren seine Briefe in Berlin abgestempelt. Dorthin hatte man ihn also gebracht, und nun wußte sie, man würde ihn vor den Volksgerichtshof stellen.

Am 13. Januar 1945 schrieb Reinhold Frank nach Karlsruhe: „Gestern bin ich zum Tode verurteilt worden. Ich habe ein Gnadengesuch eingereicht. Vielleicht gibt es noch eine Hoffnung.“

„Das Urteil wurde vollstreckt!“

Doch es gab keine Hoffnung mehr, und keine Gnade! Am 23. Januar wurde er in Berlin hingerichtet, erhängt. Erst im März erhielt Frau

Frank die offizielle Mitteilung vom Ende ihres Mannes: „Der ehemalige Rechtsanwalt Reinhold Frank ist wegen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt worden. Das Urteil wurde bereits vollstreckt!“

Reinhold Frank war damals 48 Jahre alt. Zuhause in Karlsruhe aber blieben seine Frau und vier Kinder zurück. Die Jüngste, Evamaria, war in jenen Tagen erst sechs geworden. Der Älteste, Hermann, war elf. Sie konnten das alles noch gar nicht begreifen.

Aber wir konnten es damals alle nicht begreifen, weil wir zu wenig wußten. Und heute sollten wir uns hüten, es zu vergessen, weil wir glauben, zu viel zu wissen, zu viel erlebt zu haben. Die Zeit heilt viele Wunden, aber es bleiben Narben zurück. Aber auch Lehren sollten heute gezogen werden aus dem Blut, das Unrecht und Gewalt vergossen hat. kmf

Meine Begegnungen mit Wessel *Straßburg - Drömminghausen*
während des Krieges.

In den folgenden Zeilen will ich mich bemühen, ein Bild meiner Begegnungen mit Wessel im Verlauf des Krieges zu geben. Durch die hinter mir liegenden ereignisreichen Jahre hat sich manches in der Erinnerung verwischt. Darum wird es nicht zu verhindern sein, dass sich tatsächliche Ereignisse und späteres Nachsinnen über die Zusammenhänge zu einem Bilde vereinigen, das vielleicht dem wirklichen Ablauf der Dinge nicht ganz entsprechen mag.

Ich will meine Niederschrift in zwei Teile gliedern:

- 1)
In die Zeit vom Beginn des Krieges bis zu Wessels Versetzung ins OKH als Chef der Heerwesenabteilung im Mai 1944.
- 2)
In die Zeit vom Mai 1944 bis zu seinem Tode nach dem missglückten Attentat am 20.7.1944.

Da ich Wessel im ersteren Zeitabschnitt nur drei Mal gesehen habe, ist es mir leider unmöglich, diese Schilderung etwa in die Form einer vollständigen Angabe seiner Dienststellungen mit genauen Daten zu kleiden. Um hierüber ein genaueres Bild zu gewinnen, werden sich eine Reihe anderer Zeugen finden lassen, wie etwa Kleikamp, Rudi Gersdorff u.m.a. Dagegen stehen mir die Ereignisse aus dem zweiten Zeitraum - weil dauernd in seiner Nähe - sehr viel deutlicher im Gedächtnis. Ihre Schilderung ist daher als wesentlich authentischer zu werten.

1. Vom Beginn des Krieges bis zur Versetzung Wessels ins OKH.

Wessel war in seiner letzten Friedensstellung Generalstabsoffizier beim XI.AK. in Hannover gewesen. Mit diesem Armeekorps rückte er auch in den Polenfeldzug aus und zwar als Quartiermeister. In dieser Eigenschaft oblag ihm die Versorgung der dem Korps unterstellten Truppen. Der Zufall wollte es, dass ich mit meiner Truppe gegen Endes des Polenfeldzuges während der Kämpfe in der Puczcza Kampinoska westl. von Warschau dem XI.AK. unterstellt wurde.

Während einiger Ruhetage nach Abschluss der Säuberungskämpfe westl. Warschau besuchte ich Wessel auf seinem Gefechtsstand, der sich damals in einem Schloss eines polnischen Edelmannes, Helenow, befand. Das Haus war in leidlichem Zustand angetroffen worden, sodass das Wohnen in ihm angenehm sein musste. Ein Hauch besserer und sorgloser Tage wehte noch durch die z.T. vom Krieg verheerten Räume.

Ich fand Wessel verwundet vor. Durch einen Unglücksfall hatte er einen Schuss ins Bein erhalten. Trotzdem er erhebliche Schmerzen auszuhalten hatte, liess er sich nicht von seinem Dienst entbinden und ging weiter seinen Pflichten nach. Zu mir war er herzlich und verwandtschaftlich wie immer und ich freute mich an mannigfachen Histörchen, die er in unnachahmlicher Weise zu erzählen verstand.

Seine Beinverletzung muss aber gut abgeheilt sein, denn als ich ihn im Januar 40 in Duisburg erneut besuchte, wo sein Korpsstab damals lag, war von der Verletzung nichts mehr zu bemerken. In der Zwischenzeit war Wessel in den Generalstab versetzt worden und ich sah ihn damals zum ersten Male in seiner neuen Generalstabsuniform.

Nach dieser Begegnung im Januar 40 habe ich Wessel lange nicht mehr gesehen. Unsere Wege trennten sich, um sich erst in Russland wieder zu kreuzen. - Bald, nachdem ich ihn in Duisburg besuchte, wurde Wessel 1.Gen. St.Offz. (la) einer Inf.Division. Mit dieser nahm er an der Besetzung Norwegens teil. Er kam dabei nach seinen späteren Schilderungen selbst in sehr gefährliche Situationen, die er aber mit Geschick zu meistern verstand. Für die von ihm wiederholt bewiesene Tapferkeit und seine Leistungen in der Führung wurde er während des Norwegenfeldzuges mit dem EK I ausgezeichnet. - Während Wessel bei Drontheim eingesetzt war, kämpfte ein Vetter mehrere 100 km nördlich von ihm, der damalige Kapitänleutnant und Zerstörerkommandant Heinz F.L., der nach Verlust seines Zerstörers mit den

II

Gebirgsjägern Dietls gemeinsam auf den Eisfeldern von Barwik kämpfte. Durch überragende Tapferkeit erwarb er sich hier gleichfalls das EK I, das ihm als Marineoffizier - ein Kuriosum - zuerst von Dietl, also vom Heer - und erst nachträglich von der Marine verliehen wurde, sodass er es zweimal erhielt.

Nach Beendigung des Norwegenfeldzuges verblieb Wessel bei seiner Division in Norwegen. Vor dem Beginn des Russlandfeldzuges wurde er als 1.Gen.St.Off. (Ic) zum XLVI.AK. versetzt, das an den schwierigen Weidkämpfen im mittelfinnischen Raum teilnahm. Dieser Stab muss besonders glücklich zusammengesetzt gewesen sein, denn Wessel sprach später mit besonderer Freude von dieser Zeit. Sein kommandierender General war der General d.Kav. Feige und sein Chef des Stabes Oberst d.R. Graf Dohna aus Ostpreussen. Mit diesen beiden Herren, die nach seinen Schilderungen eine untadelige und vornehme Gesinnung hatten, verstand sich Wessel besonders gut und er fühlte sich in diesem Stabe besonders wohl. Mit Dohna hat Wessel auch späterhin Verbindung gehalten. Dohna war später Chef des Stabes stellv.Gen.Edo.XI in Danzig. Er passte dem dortigen Gauleiter aber nicht und wurde auf dessen Verlangen hin seines Postens enthoben.

Dohna gehörte zu den Kreisen in Ostpreussen, die stark gegen den Nationalsozialismus eingestellt waren. Er hatte mit den Verschwörern den 20.7. Verbindung, wurde nach dem Attentat verhaftet und später hingerichtet.

Erst im Frühjahr 1942 habe ich Wessel wiedergesehen, wo er als 3.Gen.St.Off. (Ic) bei der Heeresgruppe Süd tätig war. Ich befand mich damals auf der Durchfahrt zur Front, um bei meinem Regiment eine Compagnie zu übernehmen. Wessel nahm mich in seiner Wohnung im Hauptquartier der Heeresgruppe in Peltawa sehr gastlich auf und stellte mich u.a. seinem damaligen Chef d.Stabes, General v. Bodenstern vor. - Unsere Begegnung fand in den Tagen vor dem Beginn der Schlacht um Charkow und der grossen Sommeroffensive im Südschnitt der Ostfront statt. Wessel äusserte sich unter dem Eindruck der eingetretenen Katastrophen des Winters 41/42 und seiner eigenen Kenntnisse über den Gegner sehr pessimistisch über unsere weiteren Erfolgsaussichten in Russland. Er sah damals schon klar voraus, dass wir mit einer Welt von Feinden im Rücken nie in der Lage sein würden, Russland zu besiegen.

Durch gelegentliche Briefe und Telefonate hielt ich mit Wessel weiter Verbindung. Bis in den schicksalvollen Winter 42/43 blieb Wessel bei der Heeresgruppe Süd. Dann wurde er als Abteilungschef in das Amt Abwehr des OKW versetzt. Sein Vorgesetzter war Admiral Canaris, eine der interessantesten Figuren unter der damaligen militärischen Führung. Dass Admiral Canaris den Nationalsozialismus ablehnte und die Hitlersche Kriegsführung als wahnsinnig verabscheute, ist nach dem 20.7. bekannt geworden. Es ist anzunehmen, dass im Kreise seiner engsten gleichgesinnten Mitarbeiter schon frühzeitig Pläne zu einem Umsturz und auch einer Beseitigung Hitlers erwogen worden sind. In diesen Kreis trat Wessel mit den selben Ansichten ein. Wie er mir später erzählte, hat er zu Admiral Canaris in einem sehr persönlichen Vertrauensverhältnis gestanden. Er hat ihn auf mehreren Auslandsreisen begleitet und nahm an allen Plänen und Erwägungen Canaris teil.

In dieser Zeit mögen Pläne zu einer Beseitigung Hitlers als die einzig möglich erscheinende Lösung des immer katastrophaleren Formen annehmenden Krieges entstanden sein. Ausser Wessel gehörte der später hingerichtete Oberst Hansen zu den Vertrauten Canaris! Wessel hat wohl die Verbindung zu weiteren Kreisen gehalten, die sich vor allem um die Person des Obersten Graf Stauffenberg gruppierten. Stauffenberg war mit Wessel schon zusammen auf der Kriegsakademie gewesen. Von daher und als ehemalige Kavalleristen waren sie einander gut bekannt.

Stauffenberg galt als einer der befähigten jüngeren Generalstabs-offiziere. Er hatte auf der Kriegsschule und Kriegsakademie überragende Leistungen gezeigt und hatte sich auch im Kriege als hervorragend leistungsfähiger und kluger Offizier bewährt. Als tief gläubiger Katholik war er in einen immer schärferen Gegensatz zum Nationalsozialismus geraten, je mehr Unheil dieser anrichtete. Lange Zeit in der Organisationsabteilung des OKW war er mit mehreren Alters- und Gesinnungsgenossen befreundet. Unter ihnen

III

befanden sich Stieff und Mertz von Quirnheimb. Durch den umfassenden militärischen Überblick, den er hier gewann, erkannte er mit seinem durchdringendem Verstand im Dilettantismus der Hitlerschen Kriegführung das entsetzliche Unheil das dem deutschen Volke drohte.

Stauffenberg wurde in Afrika im Sommer 43 schwer verwundet. Er hatte fast alle Finger und ein Auge verloren. Nach schwerem langen Krankenzustand dem Tode entronnen, mögen sich in vielen einsamen Stunden, die in ihm wurzelnden Ideen zu einem brennenden Hass gegen Hitler verdichtet haben. Einigermassen wieder hergestellt und trotz seiner Jugend an verantwortungsvollster Stellung als Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres in Berlin, machte er sich im Frühjahr 1944 ans Werk, den inneren Widerstand gegen den Nationalsozialismus sowie die Beseitigung Hitlers zu organisieren. Von anderer Seite habe ich später gehört, dass Stauffenberg in jenen Monaten vor dem Attentat in seinem durch die erlittenen Wunden und den Verlust des einen Auges entstellten Gesicht, einen geradezu dämonischen Ausdruck angenommen hatte. Innerlich ganz erfüllt von der grossen vor ihm liegenden Aufgabe, konnte er seinen glühenden Panatismus in seinen Äusseren nicht ganz verbergen.

Wann Wessel endgültig mit Stauffenberg zur Vorbereitung der Verschwörung zusammengetroffen ist, ist mir nicht bekannt. Er erzählte mir im Sommer 44, dass er Stauffenberg wiederholt aufgesucht hätte. Ich halte für sehr wahrscheinlich, dass Wessel der Mittelsmann zwischen den Leuten um Canaris und Stauffenberg gewesen ist.

2. Die Zeit im OKH vom Mai 1944 bis zu Wessels Tode.

Im Mai 1944 erfuhr ich - ich war kurz vorher selber ins OKH gekommen -, dass Wessel ins OKH versetzt werden würde. Durch die dauernden Intrigen des allmächtigen SD, hatte sich Keitel bestimmen lassen, das Amt Abwehr als Teil des OKW aufzulösen und den ganzen militärischen Nachrichtendienst dem SD zu unterstellen - eine heutzutage schon gar nicht mehr verständliche Handlung dieses Mannes ohne Rückgrat, der auf jeden Wink der Partei oder der SS sofort reagierte und unversüßlich alles, was verlangt wurde, rücksichtslos der Partei auslieferte. Im Zuge der Verlagerung des Nachrichtendienstes zum SD waren Personen wie Canaris, gegen den sich die Hauptangriffe der SS richteten, und auch Wessel nicht mehr genehm. Canaris wurde verabschiedet, um kurze Zeit darauf für immer in den Kerkern der Gestapo zu verschwinden. Wessel wurde kurz vor der endgültigen Übernahme der Abwehr durch den SD als Chef der Heerwesenabteilung ins OKH versetzt. So sah ich denn Wessel im Mai 1944 wieder. Ich war sehr froh darüber, denn ich schätzte Wessel sehr und versprach mir von seiner Gegenwart manches Zusammensein und viele Anregungen.

Wir kamen dann auch in den Sommermonaten sehr häufig zusammen und sahen uns alle zwei oder drei Tage. Ich besuchte ihn dann meistens auf seinem Büro, von wo aus wir Spaziergänge im Umkreis unseres Lagers (in der Nähe von Angerburg in Ostpreussen) machten. Wessel hatte eine ausgesprochene Abneigung davor, sich in einem geschlossenen Raum mit mir zu unterhalten. Er sprach sich eigentlich nur während eines Spazierganges mir gegenüber offen aus. Durch seine lange Tätigkeit im Nachrichtendienst mit allen Praktiken desselben vertraut, befürchtete er bei seiner Einstellung eine mögliche Überwachung in seinen Räumen. Es war typisch für die ganze damalige Situation, dass man sich schon vor dem Attentat nicht einmal in seinen eigenen Räumen inmitten eines von Stacheldraht und hundert Sicherungsmassnahmen umgebenen Lagers des Heeres, vor dem Netz der Gestapo sicher fühlte.

In unseren vielen gemeinsamen Unterhaltungen besprachen wir die politische und militärische Situation des Reiches, die nach dem Gelingen der Invasion in Frankreich in ein entscheidendes Stadium getreten war. Wir waren uns beide darüber im Klaren, dass durch die gelungene Invasion der Krieg endgültig verloren war, und alles andere, was folgte, nur nachteilig für uns sein musste und uns dem völligen Untergang zuführen musste. Die Substanz des Volkes konnte nur gerettet werden, wenn mit dem sinnlosen Krieg so schnell als möglich Schluss gemacht würde. Das Haupthindernis

IV

für diese Lösung sah Wessel mit Recht in der Person Hitlers, mit dem die Alliierten nie einen Frieden schliessen würden.

Er hat mir gegenüber die Möglichkeit eines gewaltsamen Eingreifens des Heeresoffizierkorps als der einzigen Korporation, die dazu überhaupt in der Lage war, angedeutet, sprach sich aber immer wieder mit Erbitterung und Sorge über den Mangel an Zivilcourage unserer hohen Vorgesetzten und das immer stärkere Eindringen von SS und Partei in unsere Reihen aus. Von den laufenden Vorbereitungen zum Attentat hat er mir gegenüber nie gesprochen. Ich kann mir das bei unserer sonstigen völligen Übereinstimmung in unseren Ansichten nur so erklären, dass er mich vor den Folgen eines sehr möglichen Fehlschlages bewahren wollte. In meiner untergeordneten Stellung konnte ich ihm und seinen Freunden ohnehin von keinem Nutzen sein.

Wessel war, wie gesagt, in seiner Anschauung von der Gesamtlage sehr pessimistisch. Oft erschien er mir, der ich ihn von früher her als fröhlichen Menschen kannte, allzu sorgenvoll. Was ihn für Sorgen quälte, ist mir in seiner vollen Bedeutung erst später aufgegangen.

Wessel war in jener Zeit, soweit ich darin Einblick hatte, häufig mit General Fellgiebel, dem Chef des Heeresnachrichtenwesens und einem der Haupt der Verschwörung, und dessen Chef des Stabes Oberst Rahn sowie auch gelegentlich mit dem Generalquartiermeister General Wagner zusammen. Ausserhalb des Lagers weiss ich von Besuchen beim Grafen Dohna, seinem ehemaligen Chef aus Finnland, der sich wie oben geschildert, als Verabschiedeter auf seinem Gut Tolksdorf in Ostpreussen aufhielt. Dorthin kam auch General Fellgiebel des Öfteren, möglicherweise auch der später gleichfalls hingerichtete Graf Lehndorff-Steinort, auf dessen Territorium das Lager des OKH lag.

Dann kam der 20.7.44. Das OKH war damals durch den Stoss der Russen bis zu den Grenzen Ostpreussens unmittelbar bedroht. Es befand sich nur 50 km hinter der Front. Infolgedessen war die Verlegung des OKH nach Zossen bei Berlin befohlen. Ich selber sollte am Abend des 20.7. nach Zossen fahren. Auch Wessel wollte am selben Abend mitfahren. Nachmittags um 4 Uhr hörte ich von einem Kameraden, dass im Führerhauptquartier bei Rastenburg ein Attentat gegen Hitler unternommen worden wäre. Hitler selber wäre kaum verletzt, dagegen wären mehrere Offiziere, u.a. zwei Offiziere des OKH, die im Führerhauptquartier zum Vortrag gewesen waren, verwundet worden. Über die Täterschaft war noch nichts bekannt, allerdings kursierten schon die wildesten Gerüchte.

Da ich Wessel in seinem Arbeitszimmer wusste, eilte ich kurze Zeit darauf dahin und fand ihn ganz allein dort vor.

Er wusste anscheinend schon von dem Ausgang des Attentats, leichenblass sass er in seinem Stuhl und winkte mir nur ab, als ich anfang, ihm zu erzählen, was ich wusste. Infolgedessen verliess ich ihn bald wieder unter dem Eindruck, dass ihn das Misslingen des Attentats in irgend einem mir noch nicht fasslichen Zusammenhang tiefer ergriff.

Abends suchte ich ihn im Zuge auf, mit dem wir gemeinsam nach Berlin fahren. Ich fand ihn genau so apathisch und niedergeschlagen vor wie am Nachmittag. Auf meine Vermutungen, dass ev. OT-Arbeiter, von denen ich wusste, dass sie zu jener Zeit im Führerhauptquartier arbeiteten, das Attentat verübt hätten, erwiderte er nichts. Ich verliess ihn darauf bald wieder und sah ihn auch am nächsten Tag nicht wieder, wo ich durch in Berlin auf der Strasse verteilte Extrablätter die ersten Nachrichten von den wehren Tätern erfuhr.

Am Übernächsten Tage, dem 22.7., musste ich überraschend ins OKH nach Ostpreussen zurückfliegen, weil das OKH, entgegen den bisher gegebenen Befehlen in Ostpreussen verbleiben musste. Wessel kehrte, glaube ich, am selben Tag ins OKH-Lager nach Ostpreussen zurück.

Inzwischen war die Verschwörung der am Attentat beteiligten Offiziere aufgedeckt worden. Täglich fanden zahlreiche Verhaftungen von Offizieren durch den SD im OKH statt, eine bis dahin unerhörte Tatsache. Mehrere Offiziere nahmen sich das Leben, so der Generalquartiermeister General Wagner. Eine düstere, gedrückte Atmosphäre lastete damals auf uns allen. Jeden Tag musste man gewärtig sein, von den

V

Mäschern des SD abgeholt zu werden und einem mehr als ungewissen Schicksal entgegen zu gehen. Partei und SS triefen vor Hass und bewarfen das Offizierskorps, insbesondere den Generalstab, als den angeblichen Hort des Defaitismus, und den Adel mit Schmutz. Man erinnere sich der blutrünstigen seinen ganzen bösen Hass offenberahenden Rede Leys, inder er die am Attentat beteiligten Offiziere als "Verräter und blaublütige Schweine" bezeichnete.

Wessel tat in diesen Tagen, so schien es mir, nur mehr mechanisch seinen Dienst. Er sah sehr blass aus und war nervöser, als ich ihn je vorher erlebt hatte. Ich sah ihn immer nur ganz kurze Zeit, denn ich hatte in jenen Tagen ausserordentlich viel zu tun und kam kaum zum Schlafen. Einmal erwähnte er mir gegenüber, dass er die Absicht hatte, ins Baltikum zu fliegen, um dort bei der Heeresgruppe Nord dienstliche Angelegenheiten zu regeln. An einem Abend assen wir noch zusammen mit einigen andern Herren. Ich erkannte Wessel an diesem Abend garnicht mehr wieder, so zerfahren und nervös war er. Sonst immer ein brillianter Gesellschafter, voller Witz und voller amüsanter kleiner Anekdoten, für die er berühmt war, war er an diesem Abend einsilbig und hörte kaum zu.

Am Abend des 25.7. wurde ich aus dem Büro von Keitel angerufen und gefragt, ob ich wüsste, wo mein Vetter Wessel wäre, er wäre im OKH nicht aufzufinden. Ich hatte keine Ahnung, wo Wessel sich aufhielt und gab als Antwort einige Hinweise, wo er vielleicht sein könnte.

Am nächsten Morgen - am 26.7. - wurde ich erneut angerufen und nach Wessel gefragt. Ich wusste gleichfalls nicht, wo er sich aufhielt. Ich dachte mir bei den Anrufen nichts besonderes, weil ich wusste, dass Wessel durch sein Arbeitsgebiet sehr viel mit dem OKW zu tun hatte. In den Vormittagstunden erschien plötzlich völlig aufgelöst ein Oberstleutnant Schmidt (ich glaube, dass er so hiess) in meinem Geschäftszimmer. Er arbeitete unter Wessel in der Heerwesenabt. Er teilte mir mit, dass Wessel seit dem Morgen verschwunden sei, Wessel hätte am Morgen gegen 8.30 Uhr noch das Geschäftszimmer der Heerwesenabteilung aufgesucht. Dort war ihm gemeldet worden, dass am Abend u. am Morgen vom OKW nach ihm gefragt worden war. Auf diese Meldung hin hatte er das Geschäftszimmer sofort wieder verlassen. Das Personal nahm an, dass er sich fertig machen wollte, um den für diesen Vormittag geplanten Flug zur Heeresgruppe Nord (im Baltikum) anzutreten. Dem war aber nicht so gewesen, denn irgend jemand hatte ihn gegen 8.45 Uhr das zum Walde hinter dem Lager führende Tor verlassen sehen. Da Wessel seit Stunden nun nicht mehr gesehen worden war und Schmidt ohnehin mehr wusste, als er mir zunächst sagte, musste ich annehmen, dass Wessel irgend etwas zugestossen war. Ich entschloss mich darauf, nachdem Wessel schon mehrere Stunden vermisst war, ihn suchen zu lassen. Die Suche blieb aber den ganzen Tag über erfolglos. Schliesslich fanden wir ihn gegen Abend tot auf - garnicht weit vom Lager, nur in etwa einem Kilometer Entfernung von dem Tor, das er am Morgen verlassen hatte, an einem abgelegenen Fleck im Walde. Als wir ihn fanden, meinte einer von uns, dass Wessel sich einen besonders schönen Ort für seine letzte Stunde ausgesucht hatte. Er hatte sich unter einem Busch niedergelassen und auf einer aus einem Notizblock herausgerissenen Seite ein paar Zeilen an seine Frau niedergeschrieben. Sein Gesicht zeigte nicht die Schrecken der Zerstörung, sondern die Züge eines Menschen, der nach vielen und schweren Sorgen seinen Frieden gefunden hatte. Nichts Gehetztes war mehr in diesem Gesicht zu finden. Still und klar, in einer edlen, schon überirdischen Ruhe wird mir der Ausdruck seines Gesichtes immer vor Augen stehen.

Aber ich sollte mich nicht lange in das Antlitz des Verblichenen versenken dürfen, denn schon waren die mir bereits von ihren früheren Besuchen im OKH bekannten SD Leute zur Stelle und beschlagnahmten die Leiche und alle vorgefundenen Sachen. Meine Bitte, wenigstens den Zettel mit den an seine Frau gerichteten Zeilen behalten zu dürfen, wurde abgelehnt. Nach Rückkehr in das Lager wohnte ich der Untersuchung von Wessels Wohn- und Arbeitszimmer bei. Alle Gegenstände, auch des persönlichsten Bereichs, wurden trotz meines Protestes verpackt und mitgenommen. Ich wurde von den SD-Leuten über meine Beziehungen zu Wessel ausgefragt, hinterliess aber wohl einen verhältnismässig unbefangenen Eindruck, so dass ich nicht verhaftet wurde. Ich erstattete darauf meinem Vorgesetzten

VI

von dem Vorfall Meldung. Da ich ihm versichern konnte, dass ich von den Attentatsplänen nichts gewusst hatte, war ihm die Handhabe gegeben, mich gegen etwaige Sippenhaft zu decken, was er auch mannhaft getan hat.

Am nächsten Morgen kam der völlig veratörte Oberstlt. Schmidt erneut zu mir. Er erzählte mir noch Näheres über Wessels letzten Tag, den 25.7., den er teilweise mit Wessel zusammen verbracht hatte.

Sie waren lange am Nachmittag und Abend zusammen spazieren gegangen. Wessel hatte sich von dem fürchterlichen Druck, der nach dem missglückten Attentat auf ihm lastete, etwas erleichtern wollen - darum hatte er Schmidt zum Spaziergang mitgenommen. Schmidt war schon früher mit ihm zusammen gewesen. Ich hatte den Eindruck, dass er Wessel blind ergeben war. Schmidt sagte mir - er war in seiner Aufgeregtheit oft kaum zu veratören und redete häufig wirr durcheinander -, dass Wessel sich ihm gegenüber geäußert hätte, dass er alle die Anwürfe, die jetzt gegen den Generalstab erhoben würden, nicht mehr mit anhören könnte. Der Generalstab wäre durch Hitler gegen seinen Willen in das Abenteuer dieses Krieges hineingelanciirt worden. Nach dem Versagen der Älteren Generation, denen Hitler im Februar 1938 das Rückgrat gebrochen hatte, hätten sich die Jüngeren keinen anderen Rat mehr gewusst, als den sinnlosen Krieg so schnell als möglich durch die Beseitigung Hitlers zu beenden. In grosser Niedergeschlagenheit hatte er sich Schmidt gegenüber geäußert, dass er all die Schmach und Schande, die jetzt der Nationalsozialismus auf Offizierkorps und Generalstab hereinbrechen liess, nicht mehr überleben könnte. Er hätte sich daher entschlossen, sich ins Baltikum zu begeben und dort auf der geliebten Heimat Erde an der Front den Tod zu suchen.

Das war also Wessels Plan gewesen. Er wollte ins Baltikum, um dort an der Front den Tod zu suchen.

Am 26.7. um 10 Uhr sollte er mit der Kuriermaschine abfliegen. Alles war dazu vorbereitet. Die Koffer in seinem Zimmer, die ich abends bei der Haussuchung durch den SD vorfand, waren gepackt. Es war also alles zum Abflug ins Baltikum vorbereitet, als er noch einmal vor dem Start sein Büro aufsuchte. Hier wurde ihm nun gemeldet, dass am Abend vorher und schon wieder am Morgen - diesmal dringend - vom Büro Keitels nach ihm verlangt und er zur persönlichen Meldung im OKW bei Keitel bestellt worden war. Die ungewöhnliche Tatsache einer persönlichen Meldung bei Keitel musste ihm klarmachen, dass die bisherigen Untersuchungen bereits den Schatten eines Verdachtes auf ihn geworfen hatten. Die Meldung bei Keitel konnte nur ein Vorwand für eine nachfolgende Überantwortung an den SD sein. Wessel wird eingesehen haben, dass es keinen Ausweg mehr für ihn gab. Tatsächlich hat der SD schon an der Kuriermaschine gewartet, um ihn dort festzunehmen. Die Gefahr, die ihm drohte klar erkennend, liess ihn beschleunigt seinen letzten Gang antreten. Darum verliess er nach dieser Meldung unverzüglich das Lager, um nur noch als ein Toter dorthin zurückzukehren.

Ich selbst war in den nächsten Tagen wiederholten Verhören unterworfen. Da man mir aber ausser meiner Verwandtschaft mit Wessel nichts nachweisen konnte, liess man mich nach einiger Zeit unbehelligt; allerdings wäre ich wohl damals ohne das Eingreifen meines Vorgesetzten auch für lange Zeit hinter den Mauern der Gestapogefängnisse verschwunden. Immerhin wurde mir damals für alle Fälle der Polizei-vermerk "politisch unzuverlässig und der Teilnahme am 20.7. verdächtig" gegeben, wie ich erst vor kurzem erfahren habe.

Es mag am 28.7. gewesen sein, als ich erfuhr, dass jener Oberstlt. Schmidt, der mich in seiner Aufregung zweimal aufgesucht hatte, auch seinem Leben ein Ende gesetzt hatte. Ich hatte gleich gehnt, dass hinter seinem nervösen Gebaren ein tieferes Wissen um die Zusammenhänge stecken musste. Wie ich später erfahren habe, muss er von der Beschaffung des Sprengstoffes für das Attentat gewusst haben. Die Untersuchungskommission hat Wessel die Beschaffung des Sprengstoffes zur Last gelegt. Es handelte sich bei dem Sprengstoff um eine besonders hochexplosible Verbindung, die nur von den Engländern benutzt wurde. Die Abwehr war in den Besitz dieses Sprengstoffes gekommen und angeblich hatte Wessel den Sprengstoff dem

VII

Grafen Stauffenberg zur Verfügung gestellt. Wenn der Sprengstoff, wie anfangs geplant, in den steinverkleideten Räumen des Berghofes auf dem Obersalzberg zur Anwendung gekommen wäre, hätte er eine verheerende Wirkung gehabt. So aber in der Holzbaracke des Lagesimmers im Führerhauptquartier bei Rastenburg in Ostpr. angewandt, verpuffte ein erheblicher Teil der Wirkung durch das Nachgeben der leichten Holzkonstruktion.

Durch Nachfragen im Büro von Keitel erfuhr ich, dass Wessel noch nicht beigesetzt worden war. Ich setzte mich nun dafür ein, dass Wessel beerdigt würde und erbot mich, die Beerdigung durchzuführen. Ich bekam immer wieder die Antwort, dass die Leiche noch nicht freigegeben werden könnte. Schliesslich - nach etwa 10 Tagen -, nachdem ich nicht locker gelassen hatte, wurde mir die inzwischen auf den Angerburger Friedhof überführte Leiche zur Bestattung überlassen. Der Standortpfarrer, der zuerst einige Bedenken hatte, erklärte sich schliesslich damit einverstanden, die kirchliche Beisetzung durchzuführen. Bei der Beerdigung, bei der der Pfarrer eine kurze Ansprache hielt, waren ausser mir noch Oberst Kleikamp, ein guter Bekannter Wessels und damaliger Chef der Personalabteilung des Generalstabes, und zwei Herren von der Meerwesenabteilung zugegen. Andere, die Wessel auch gut kannten, hielt die Furcht, sich durch ein Erscheinen bei seiner Beerdigung zu ihm zu bekennen, und die sich daraus für sie möglicherweise ergebenden Folgen davon zurück, bei der Beerdigung dabei zu sein. Kleikamp und ich legten Kränze nieder. Mein Kranz war in den Wappenfarben blau-weiss gehalten.

Wessel wurde auf dem Friedhof der Stadt Angerburg in Ostpreussen beigesetzt. Sein Grab lag etwa 30m von der kleinen Friedhofskapelle entfernt. Es wurde später durch ein einfaches Holzkreuz mit der Namensaufschrift ohne weitere Angaben kenntlich gemacht. In der Grube nebenan ruht - meiner Erinnerung nach - ein früh verstorbenes Kind des Obersten Paul Baron Wolff.

Ich möchte mit grosser Sicherheit annehmen, dass es sich bei dem erwähnten Oberstlt.Schmidt um einen Irrtum handelt - die angeführten Einzelheiten treffen vollständig auf Schröder zu. E.F.L.

Wessel Baron v. Freytag - Loringhoven

geboren am 22.11.1899 - aus dem Leben geschieden am 26.7.1944

Erbherr auf Adamünde in Livland; - Oberst im Generalstabe des Deutschen Heeres; - diese zwei Tatsachen sollten keine Spannung bedeuten. Und doch sind sie der Urgrund eines Zwiespaltes von diesem Leben, das Opfer war und sich zuletzt selbst zum Opfer brachte. Der livländische Edelmann, der die Heimat verlor, suchte eine zweite Heimat in der Gemeinschaft des Offiziercorps, in Pflichterfüllung bis zur Selbstaufgabe. Er fand Freundschaft, wie selten einer. Er fand zunächst auch Befriedigung in seinem Wirkungskreise. - Das Fazit aber dieses viel zu kurzen Lebens sind wenige Worte an Freunde - ein Jahr vor seinem Tode: "Ihr ahnt nicht, was es heißt, nutzlos zu sein."

Es ist das Schicksal vieler Balten gewesen: an einen Eid gebunden zu sein, der sie zwischen Heimat und Herrscher stellte. Nie aber hat ein baltischer Edelmann schwerer kämpfen müssen als Wessel Freytag, der als Offizier einer Führung geschworen hatte, die er als infam und unfähig erkennen musste. Kann einer wird ahnen, was es bedeuten musste, sich von diesem Eide zu lösen. Aber der Aristokrat - und Aristokratie bedeutet doch "Herrschaft der Besten" - ist im Dienste des schlechthin Ordinairen nicht denkbar.

Wessel Baron Freytag - Loringhoven entstammt einem Geschlecht, das der Heimat und dem Deutschen Reich viele bedeutsame Persönlichkeiten gegeben hat, - vom Landmeister des Ordens bis zu selbstlosen klugen Führern der engeren Heimat, hohen Offizieren und namhaften Gelehrten. - Er stammt aber auch aus einem Elternhause, welches ihm ein unschätzbares Kapital für sein schweres Leben mitgab, ein Kapital, das mit der Gründung des eigenen so sehr glücklichen Hausstandes seinen Wert nicht verlor. Wer sein Elternhaus gekannt hat, wird die bestrickende Gastlichkeit nicht vergessen, die souveräne Liebenswürdigkeit des Hausherrn, wie die personifizierte Güte der Hausfrau, deren Gedächtnis ganz junge Gäste beschämen konnte, wenn sie sich noch nach Jahren deren Lieblings Speisen erinnerte. Dies Gedächtnis hat die Mutter dem Sohn vererbt, ein Gedächtnis, das auf eine Bedewendung, auf einen leisen Blumenduft so reagieren konnte, das längst entschwundene Bilder mit allen Details in seinen sprudelnd lebhaften Erzählungen greifbar deutlich

werden. Diese Gabe liess ihm aber auch ein Gesicht, einen Ausdruck, ein kurz vernommenes Wort unvergesslich festhalten.

Er war ein Junge von noch nicht 12 Jahren, als ich ihn in seinem Elternhause zum ersten Male sah. Wenig Berührungspunkte haben junge Menschen von 12 und 21 Jahren - ausser einem Sympathiekontakt, der später Freundschaft werden kann. Ich habe ihn damals nur beobachtet, wie aufmerksam er gegen ältere Menschen war - eine Rücksicht auf den Stand; wie liebevoll er sich mit den Tieren, die ihm anvertraut waren, beschäftigte. Wie vergess er, wie ich erfuhr, für sein Pferd, für seinen Hund, aber zu sorgen, wie für sich selbst. Hierin ist er sich sein ganzes Leben lang geblieben, immer zuerst an andere denkend, - dabei der geborene Herr, der Distanz selbstverständlich war.

Nach dem Verlust unserer Heimat sah ich ihn erst mehrere Jahre später wieder. Ich wusste von seinem tapferen Einsatz in den Strassen der Baltischen Landeswehr, von diesem Plan einer Gemeinschaft ohne Gleichen.

Er war ein Mann geworden, aber der grosse Charakter des Jungen war geblieben. Ich fand den Jungen in dem Mann wieder in jeder noch so belanglosen Unterhaltung.

Aber unsere Unterhaltungen waren selten belanglos trotz einer lebhaften oft bizarren Formulierung. Tief ernst konnte er sein und seine Kenntnisse der Geschichte verblüfften mich. Dabei machte er trotz aller scharfen Kritik in allem eine gute Seite.

Sittliche Ehrfurcht vor den Kranken war die Voraussetzung. - Von dieser Begegnung nach all dem Fahren in der Fremde datiert unsere Freundschaft. -

Ich werde nie vergessen mit welcher liebevoller Ehrlichkeit er meiner leidenden Mutter begegnete. Ehrfurcht vor alten Damen dürfte selbstverständlich sein, aber es gibt Menschen! - Und meine Mutter liebte ihn wie einen Sohn. Darin war die keine Ausnahme. Viele alte Damen liebten ihn. Junge Mädchen strahlten, wenn er sich an sie wandte. Alte Herren liebten, wenn er sich näherte, nie nachsichtig, sondern willkommend. Und die jungen Herren suchten seine Freundschaft. Dabei war sein Qualitätsgefühl unerschütterlich. Alles Unrechte lehnte er ab. -

Es gibt in Baltikum einen besonders geläufigen Ausdruck für jemand, der etwas vorstellen will, was er nicht ist: "der Knete". Der Knete ist kleinlich, unsicher bei scheinbarer Annahme, eitel und von unstillbarem Geltungsbedürfnis. Je besser freytag auf einen solchen Charakter stand, war seine Ablehnung eindringlicher. Ich erinnere

nach mit welchem Ziel er mir von kleinlichen Zerstörungen bei einer Kränkung in seinem Bekanntenkreis erzählte. Nur dann konnte er hochaktiv sein.

Wir sahen uns dann öfter - ich bemerke, dass es nicht viel öfter war.- In eine Unterhaltung werde ich mich immer erinnern, eine Unterhaltung, die besonders den Ausspruch Professor Schimmels rechtfertigte: die Zeiten seien ein schändliches Volk.- Der Federball des Winters hatte allmählich den Ernst die Schwere genommen. Da fiel ein Fort von Wessel Freytag, das wie ein Motto für die direkte Bescheidenheit seines ganzen Lebens gelten könnte. Ich weis nicht mehr, was ich gesagt hatte, da unterbrach er sich lachend und rief: Und bei dir liegt überhaupt wie ein Ideal vor deinen Füßen! " -

Langtlich hat er immer einen Ruf im Mitten gesagt: den Ruf tatkraftvoller Hilfsbereitschaft und wirklicher Freundschaft! Und überall Menschen hat er seit der Zeit zu helfen verstanden, so sehr, mit so vorsichtigen Händen, die immer schon zurückwichen, wenn man es bemerkte. Niemals vergaß er den Namen eines anderen. Seine Correspondenz wuchs ins Riesenhafte durch die Briefe an Angehörige vom Todestage eines seiner Untergebenen - von dem großen Freundeskreise ganz im schweigen. Wir sprachen über die Schwierigkeit, einen Beileidsbrief mit dem genügenden Fakt zu schreiben, über die absolute Unmöglichkeit überhaupt ein Leben in einer Gemeinschaft ohne Fakt zu leben.

Inzwischen war die Veretzung von Potsdam zum Reiterregiment 7 nach Breslau erfolgt. Hier erlebte Wessel Freytag wohl die glücklichste Zeit seit dem Verlust der Heimat, trotz eines schweren Unglücksfalles. Er hatte unterdessen geheiratet.- als ich das junge Paar in Breslau besuchte, war die Skizze vor dem Empfang des Freundes in der Heimat einen ungeheuren Selbstverständlichkeit. Ich bin stolz darauf auch in diesem vorbildlich glücklichen Zustand als Freund aufgenommen worden zu sein, als Freund, der sich mitreden durfte. Die Tradition des Elternhauses fand ich vielleicht noch übertroffen und manchmal über habe ich dort vergessen, dass ich nicht in der alten Heimat war. Man hatte er in seiner Familie doch eine Heimat gefunden! Vor diesem Haus betrat, konnte sich selbsten Charms nicht antun. Und nach treuen Freund hat dieses Haus, dessen Charakter sich in keiner der späteren Aufenthaltsorte ändern konnte, gefunden - Jahre hindurch

IV

- denn Treue ist zeitlos. Viel zu kurze Zeit währte der Aufenthalt in Breslau - es folgte Dresden, die Kriegsakademie schliesslich der Generalstab.

Auf der Kriegsakademie fand Baron Freytag einen Freund, den er bewunderte; den Grafen Klaus Stauffenberg.

Oft bin ich bei Freytags in Berlin am Hohenzollerndamm gewesen. Nie merkte man dem überarbeiteten Hausherrn die Müdigkeit an, wenn man ihn nicht sehr genau kannte, er wusste sie in Liebenswürdigkeit fortzulachen, bis er sie selbst nicht mehr fühlte.

Die Versetzung als Hauptmann im Generalstabe zum XI. Corps nach Hannover trennte uns. Von dort ging Wessel Freytag in den Krieg. Nur wenige Male habe ich ihn dann noch gesehen.

Mit seltenen Unterbrechungen beginnen nun die Jahre namenloser seelischer Qual. Auf Schritt und Tritt musste er erleben, wie eine böswillig kurzsichtige, völlig diesseitige Staatsführung alle Heldentaten der Armees in Frage stellte. Wer Wessel Freytag gekannt hat, wird es ermessen, was es für den Edelmann und Offizier bedeutete, sich von seinem Eide zu lösen. Er ist einer der geistigen Urheber des Attentates vom 20. Juli 1944 genannt worden. Er hat den Sprengstoff dafür besorgt. Aber der Weg bis zum Herbst 1944 ist länger als viele Menschenleben in all seiner Verzweiflung und mehr und mehr schwindenden Hoffnung.

Viel Worte darüber zu machen wäre taktlos; ihn bedauern würde seinen Wert verkleinern. Ein Wort von ihm an seine Frau steht über dieser Zeit: "Du wirst doch mit Dir selbst kein Mitleid haben."

Es gibt einen Ausspruch, der unerbittlich die Eigensucht der Menschen richtet: Wer sich einsetzt, setzt sich aus." - Wessel Freytag hat nie Rücksicht auf sich genommen, auf den eventuellen Nachteil, der ihm erwachsen konnte, wenn er mit seiner ganzen Person sich für Menschen einsetzte. Wieviel wertvolle Menschenleben hat er gerettet, die die verbrecherische Gleichgültigkeit der Staatsführung achselzuckend in den Tod schickte. Und wieviel Liebe hat er geerntet, in Finland in Russland, überall dort, wo der Dienst ihm die Verantwortung gab. Wir haben die wenigen Male, die wir uns sahen, darüber gesprochen. Und es war eine grosse Freude, seine alte Lebhaftigkeit wiederzuerleben, wenn er erzählte, sich selbst immer nur als unwesentliches Werkzeug schildernd.

Y

Das letzte Mal habe ich ihn im April 1943 gesehen. Er war bei uns zu Besuch. Der erste Blick zeigte mir eine erschütternde Veränderung. Er sah grau und alte aus. Ich wusste nicht, dass damals ein Verfahren beim N.S. gegen ihn spielte. Ich wusste auch nicht, dass er unter größter Gefahr noch lebendig geblieben war, um über einen Mittelmann vor einem geplanten Attentat gegen das Regime zu warnen. Vergebens suchten wir den dröhnenden Ernst fortzuschicken. Es wurde nur ein knarrendes Lecken. Inner wieder schlangen wir - ganz gegen die sonstige Lebhaftigkeit eines Bismarckmenschen. - Da sagte ich in sehr einer Stille: "Es ist doch typisch, dass die Nazis das Christentum ablehnen. Bismarckmenschen sehen die Bismarckverpflichtung und -verpflichtung durch Gerechtigkeit." Und nun wurde Herr Freytag lebhaft wie früher. Es war, als hätte ich einen Gedanken ausgesprochen, den er oft gedacht. Wir sprachen oft fast gleichzeitig, zitierten historische Beispiele der Haltung, die das Christentum allein ermöglichte. Wir sprachen von unseren Verfahren, von Ihrer Haltung in den vielen gewalttätigen Morden unserer blutigen Geschichte. Sie hatten sich unter die Erde gestellt. "Ja", sagte Herr Freytag, "sehr viele unserer Verfahren starben wirklich in verlässlicher Haltung. Gott gebe einem dieselbe Kraft." - Bald darauf sagte er gehen. Ich begleitete ihn vor die Haustüre und sah die schmale, aufrechte Gestalt im Helllicht davongehen. Ein Mal drehte er sich um und winkte und grüßte zurück. -

Am 26. Juli 1944 hat er sich bei Angerburg erschossen, um einer sadistischen Hinrichtungsmethode zu entgehen. Sein Vetter, der ihn an einer schönen verborgenen Stelle im Walde fand, und trotz grosser Schwierigkeiten bestanden konnte, schreibt von dem friedlich - gelächten Ausdruck, den der Tod ihm geschenkt hatte. Auf seinem Schoss fand man einen in seine Brust gerichteten Brief voller Dank für die Liebe, die ihn doch begleitet hatte.

Lang habe ich es nicht lassen können, ihn in diesem Leben nicht mehr wiederzusehen.

Ich betrachte einen Freund, wie ich ihn nicht wiederfinden werde.

Und sehr viele werden mit mir trauern.

Barthel Baron Gelsen

Nachdem bekannt wurde, daß man in den USA die Rückgabe der Akten zum 20. Juli 1944 in Erwägung zieht, lege ich als Teilnehmer an diesem Staatssetzeichversuch und als Verantwortung tragender Geschichtslehrer diese Denkschrift vor.

Nöge sie dazu beitragen, rechtzeitig politischen und menschliches Unheil zu verhüten, das weder die Toten noch die Überlebenden des deutschen Widerstandes verdient haben.

gez. Dr. Fritzsche.

A b s c h r i f t
- - - - -Dr. H.K. Fritzsche
Hinterzarten/ Schw.

15. April 1954

Zur Frage der Akten der Gestapo und des ehemal. Reichs-
Justizministeriums den 20. Juli 1944 betreffend.

Eine der brennendsten Fragen deutscher Zeitgeschichte ist immer noch die Deutung und Verarbeitung des Komplexes "20. Juli 1944". Die jeweilige Stellungnahme ist geradezu ein Test dafür, an welchem politischen Ort der einzelne Staatsbürger bewußt oder unbewußt steht. Mit dem politischen Ort ist nicht das Bekenntnis zu einer politischen Partei oder einer sonstigen Organisation gemeint, vielmehr der sozial-ethische Standort des Einzelnen gegenüber einer Staats- und Gesellschaftsform. An der Diskussion um den 20. Juli 1944 wird immer wieder deutlich, daß der äußerlichen Konsolidierung seit 1945 noch keineswegs eine innere entspricht. Die Ereignisse waren so tiefgreifend, daß sie jeden Deutschen zur Rechtfertigung innerer Aufarbeitung und Selbstprüfung aufgefordert haben. Die Art und Weise, in der sich dieser Prozeß der Selbstprüfung im Bereich des Gespräches von Mensch zu Mensch, in der politischen Diskussion und in der Erörterung der Verantwortung des Intellektuellen vollzieht, ist entscheidend für die Form und den Inhalt einer politischen Kultur, welche die Grundlage der weiteren deutschen und europäischen Entwicklung ist.

Die Überlebenden des 20. Juli wissen, daß auch sie nicht frei sind von der ethischen Problematik, deren Lösung die eigentliche politische Aufgabe unserer Generation ist: wie die Freiheit behauptet werden kann, ohne sich der wertfreien Mittel der Unfreiheit bedienen zu müssen. Auch ihre Freunde, die der Tyrannei zum Opfer gefallen sind, waren in der Konfrontierung mit der Unmenschlichkeit und der Unwahrheit nicht frei von Anfechtungen. Aber sie haben ihre Entscheidung unter Opfern zu einem Zeitpunkt vollzogen, als diese Entscheidung ein totales Risiko bedeutete. Alle anderen mußten sie nur nachvollziehen. Diese Notwendigkeit eines ehrlichen Nachvollzuges ist ein moralisches Problem, vor dem viele Menschen noch stärkste Hemmungen haben. Sie sind heute in der Überzahl, und man kann geradezu von einer heimlichen Koalition sprechen, die zusehends in unser ganzes politisches und soziales Leben einsickert - eine lebensgefährliche Bedrohung für die Weiterentwicklung der Demokratie!

Die Überlebenden des deutschen Widerstandes würden die Geschichte verfälschen, wenn sie in dieser Situation als geschlossene Gruppe aufträten. Dafür ist aber jeder Einzelne erneut aufgerufen, in der Verpflichtung gegenüber den gefallenen Freunden sich hier und nun auf die Seite der Gewissensfreiheit zu stellen.

Diese Vorüberlegung war notwendig, um die lebensgefährliche Bedeutung eines Problems zu skizzieren, das in nächster Zukunft gestellt wird. Es handelt sich um die in Aussicht stehende Rückerstattung der Akten der Gestapo und des ehem. Reichsjustizministeriums zum 20. Juli 1944, die sich zur Zeit noch im Besitz der amerikanischen Armee befinden.

Akten dieser Art sind Schriftstücke öffentlich-rechtlichen Charakters. Ihr Besitzwechsel in die Hand der amerikanischen Armee erfolgte auf Grund der Kapitulation. Die endgültigen Eigentumsverhältnisse können erst in einem Friedensvertrag geklärt werden. Die Grundlage dieser Klärung wird sein, in welcher Weise die Frage der Rechtsnachfolge des nationalsozialistischen Staates geregelt wird. Zunächst können nur Vorentscheidungen getroffen werden, sofern die Rechtsnachfolge Teilgebiete betrifft, die ausschließlich staatsrechtlicher, nicht völkerrechtlicher Natur sind. Der Frage der Rechtsnachfolge im totalen Sinn kann auch deshalb jetzt nicht vorgegriffen werden, weil vielleicht dadurch andere Teilfragen ungünstig präjudiziert würden. Es empfiehlt sich also nicht, daß Bundesbehörden jetzt um die Rückgabe der Akten bemüht werden.

Diese Akten haben aber auch den Wert historischer Quellen. Die historische Wissenschaft, die unter dem Gesetz der Wahrheitsfindung steht, hat jenseits der formaljuristischen Erwägungen einen Anspruch darauf, alle Quellen möglichst bald und vollständig benutzen zu können. Sie sind für eine Darstellung der Geschichte der deutschen Katastrophe, der Vorgeschichte und der Geschichte des zweiten Weltkrieges unerlässlich. Es ist ein Merkmal moderner Despoten seit Napoleon, daß die der Machwelt zu überlassen wünschen. Sie pflegen deshalb Quellen zu vernichten, zu verfälschen und für ihre Zwecke zu konstruieren. Auch der Nationalsozialismus bediente sich solcher Praktiken, die heute in untergründiger Weise nachwirken und selbst seinen Gegnern das Geschichtsbild verfälschen. Die Historiker müssen deshalb ein legitimes Interesse daran haben, diese Akten möglichst bald und vollständig benutzen zu können. Das Institut für Zeitgeschichte hätte dann eine spezielle Methode zu entwickeln, wie Quellen des dritten Reiches wissenschaftlich zu interpretieren sind.

Aber mit den öffentlich-rechtlichen und den historisch-quellenmäßigen Merkmalen sind die Akten zum 20. Juli noch nicht hinreichend charakterisiert. Das erste Merkmal ist bürokratischer und formalrechtlicher Natur; das zweite dient dem wissenschaftlichen Perfektionsbedürfnis. Aber bereits die Diskussion einer möglichen objektiven Wahrheitsfindung auf dem Wege historischer Forschung führt zur Bezeichnung des dritten und sicherlich wesentlichsten Merkmals dieser Akten: sie sind Dokumente über Einzelmenschen, nach denen ein Unrechtsstaat die Hand ausgestreckt hat. Fällt man die Antithese Einzelmensch-Unrechtsstaat ganz schlicht und sauber, dann werden die anderen Merkmale, der formalrechtliche und der Quellencharakter, natürlich nicht aufgehoben, aber doch in bestimmten Fällen stark eingeschränkt. Welches sind diese Fälle und wann ist diese Einschränkung nicht nur verantwortbar sondern darüber hinaus erforderlich?

Der öffentlich-rechtliche Wert dieser durch den Unrechtsstaat hergestellten Akten kann nur darin bestehen, daß den ehemaligen Häftlingen die Tatsache und die Dauer ihrer Haft bescheinigt werden kann. Ferner kann - reinnegativ - bescheinigt werden, daß die Inhaftierung keine kriminellen Gründe hatte. Und schließlich kann bestätigt werden, daß jemand aus politischen Gründen hingerichtet wurde. Einen anderen Wert können diese Akten in den Händen von Polizeibehörden des heutigen demokratischen Staates nicht haben.

Der historische Quellenwert der Gestapo-Akten ist schwieriger einzuschränken. Hier liegt das Problem in der Fragwürdigkeit historischer Wahrheitsfindung auf dem Gebiet der Zeitgeschichte begründet. Der Chronist kann Ereignisse, die sich vor seinen Augen abspielen, aufzeichnen, beschreiben und in Zusammenhängen deuten. Dem Historiker, der sich mit weiter zurückliegenden Zeiten beschäftigt, sind solche Darstellungen selbst wieder zu Quellen geworden, und zu ihrer Deutung steht ihm eine mehr oder weniger perfekte Quellenkritik zur Verfügung. Im Falle der Gestapo-Akten müßte eine solche Quellenkritik erst noch entwickelt werden, und es fragt sich, ob ein Zeitgenosse, der immer in Meinungen befangen ist, dazu überhaupt in der Lage ist. Denn was sich psychologisch in einer Zelle und bei einem Gegenüber zwischen Gestapo-Kommissar und einem Häftling abspielte, ist als Vorgang so komplex, daß die Vernehmungsprotokolle dann nur noch einen sehr eingeschränkten Quellenwert besitzen. Das gleiche gilt für die Verhandlungsprotokolle. Man vergleiche einmal das "Gespäch-" Freislers mit einem Angeklagten vor dem Volksgerichtshof, wie der Tonfilm es wiedergibt, mit dem schriftlichen Protokoll des gleichen Vorgangs. Nun kann eingewandt werden, daß es ja die Aufgabe des interpretierenden Historikers sei, alle Faktoren zu beachten, die zu einer sachgemäßen Interpretation des Textes beitragen. Aber hier können politische und persönliche Widerstände gar nicht ausgeschaltet werden: Durch nur geringfügige Nuancenverschiebungen, die der zeitgenössische Historiker nicht vermeiden kann und auf die er um seines Zieles willen oft nicht verzichten will, können bereits entscheidende Fehlinterpretationen auftreten, die als solche durchaus in den geschichtlichen Zusammenhang passen und deshalb nicht erkannt werden, die aber die Würde der Einzelperson außer Acht lassen.

Die juristischen und historischen Kategorien bringen ein legitimes öffentliches Interesse an den Akten zum Ausdruck. Aber es ist zu fragen: Gibt es Grenzen dieses öffentlichen Interesses, wenn es sich um Menschen handelt, die vom Unrechtsstaat umgebracht wurden oder die durch seine Gefängnisse und Lager gegangen sind? So interessant, beklärend oder erschütternd gewisse Protokolle für die Mit- und Nachwelt auch sein mögen, so unmöglich ist es aus Gründen der Menschlichkeit, den noch lebenden nahen Angehörigen das Bild eines Menschen vor dem Galgen ohne ihren Willen vorzuführen. Ebenso ungehörig ist es, etwa einem Überlebenden einen Spiegel vorzuhalten, der durch Gefängnis, KZ, Fessel, Folter, Hunger und Todesnot nur verzerrt sein kann.

Eine wissenschaftliche Fehlinterpretation kann tiefgreifende politische Folgen haben. Die Feinde der Demokratie, die Träger restaurativer Tendenzen, die Anhänger einer neuen Dolchstoßlegende - von bestimmten Kräften des Auslandes ganz abgesehen - warten nur darauf, um in jede sich bietende schwache Stelle hineinzustoßen. Aber das ist noch nicht einmal das Wesentlichste. Ob das Gestapo-System wirklich überwunden ist, erweist sich daran, ob der Wert des Personalen wirklich dem öffentlichen, auch dem historischen Interesse vorgezogen wird oder nicht. Die Behandlung der Akten zum 20. Juli wird zeigen, wie es um unsere politische Kultur steht!

- 4 -

Die Überlebenden des deutschen Widerstandes, die gegen dieses Gestapo-System gekämpft haben, möchten ihr Recht auf eine Garantie feststellen, daß die Geschichte des deutschen Widerstandes auf Grund der Gestapo-Akten nicht von einzelnen interessierten Personen oder Instituten geschrieben wird, sondern in Arbeitsgemeinschaft von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen, die in der Lage sind, die Komplexität der in den Akten nur verzerrt wiedergegebenen Phänomene wahrheitsgemäß zu deuten.

Bisher haben nur ganz wenige Deutsche die in Frage kommenden Akten in den USA ganz oder teilweise durchsehen können; zu diesen gehören: der Rechtsanwalt Fabian von Schlabrendorff, der Historiker Prof. Gerhard Ritter und der Referent der Bundeszentrale für Heimatdienst, Dr. C.C. Schweitzer. (Prof. Ritter hat sich dabei einige Abschriften zum Zwecke seiner eigenen Forschung gemacht.) Da die Zulassung zur Besichtigung der Akten nur bei amerikanischen Dienststellen liegt, ist nicht abzusehen, welcher Personenkreis schließlich zur Kenntnis von Teilaussügen gelang. Das Gesamtstudium würde sehr viel Zeit fordern, und es ist unwahrscheinlich, daß vorläufig einzelnen Deutschen diese Zeit in den USA gewährt wird.

Nun wird davon gesprochen, daß man in den USA erwägt, das Material - oder doch einen Teil davon - schon vor Abschluß eines Friedensvertrages an Deutschland zurückzugeben. Auf welche Weise und zu welchem Zeitpunkt auch immer das Material zurückkommt, man muß deutscherseits auf die Entgegennahme vorbereitet sein. Nach Berücksichtigung der oben erwähnten politischen, wissenschaftlichen, aber vor allem menschlichen Gesichtspunkte müßten Sicherungen gegen eine Fehlleitung und Fehlverwendung schon jetzt geschaffen werden.

Es wird vorgeschlagen: Bundesjustizministerium und Bundesinnenministerium (Bundeszentrale für Heimatdienst), der Verband deutscher Historiker und das Kuratorium der Stiftung "Hilfswerk 20. Juli 1944" einigen sich auf die Ernennung eines Gremiums (Treuhand-Ausschuß für Dokumente des deutschen Widerstandes), dessen Mitglieder sich aus Vertretern der zuständigen Bundesbehörden, des Verbandes deutscher Historiker, des Bundesarchivs, des Instituts für Zeitgeschichte und aus dem Kreise der Überlebenden - darunter Juristen, Historiker und Bundestagsabgeordnete - zusammensetzen müßten.

Die Aufgabe dieses Ausschusses, denn Schirmherrschaft der Herr Bundespräsident übernehmen sollte, müßte darin bestehen, die Sichtung des Materials zu organisieren und zu überwachen.

Photokopien, die nötig sind, um Haftseiten und Urteile zu bescheinigen, werden den zuständigen Bundes- und Wiedergutmachungsbehörden übergeben. Etwa noch vorhandene letzte Briefe und Aufzeichnungen werden sofort den Angehörigen ausgehändigt. (Es besteht Veranlassung zu der Annahme, daß eine Reihe von letzten Briefen durch die Gestapo nicht zugestellt wurden!). Aus der Masse des Materials sollte ausgesondert werden, was dem Institut für Zeitgeschichte sofort zur Verfügung gestellt wird und was im Bundesarchiv auf die Dauer von 30 Jahren unter Verschuß zu halten ist. Sollte der Ausschuß der

Ansicht sein, daß die Erhaltung bestimmter Schriftstücke aus Gründen der Menschlichkeit nicht zu verantworten ist, so sollte er die Vernichtung erwägen können.

Möge rechtzeitig erkannt werden, daß die hier vorgeschlagene Maßnahme ein Akt geistigen Verfassungsschutzes ist, dessen wir in der Gegenwart besonders bedürfen.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Stiftung "Hilfswerk 20. Juli 1944"
Geschäftsstelle Nörten-Hardenberg (20b)

Freiherr v. Gersdorff

Zum Zeitpunkt des Ausbruchs des Russland-Feldzuges 1941 war ich im Generalstab der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront. Eines Tages, wenige Wochen vor Feldzugsbeginn, flatterte auf meinen Schreibtisch ein ungeheuerliches Schriftstück. Es war der von Hitler unterzeichnete Befehl, alle in Kriegsgefangenschaft geratenen Kommissare und Politruks der Roten Armee dem SD zur Liquidierung zu übergeben oder sie selbst an Ort und Stelle zu töten. Gleichzeitig lief ein Befehl ein, wonach im Russland-Feldzug die Gerichtsbarkeit gegen deutsche Soldaten eingeschränkt werden sollte, das heisst von deutschen Soldaten begangene Verbrechen brauchten nicht unbedingt kriegsgerichtlich verfolgt zu werden. Meine Offiziere und ich waren über diese ungeheuerlichen Tatsachen erschüttert. Der sofort ins Bild gesetzte stellvertretende Chef des Generalstabes, der damalige Oberst Henning von Tresckow, erfasste sofort das Folgeschwere der Situation. Er sagte zu mir etwa: "Wenn es uns nicht gelingt, den Feldmarschall und die anderen Oberbefehlshaber zu veranlassen, sich umgehend zu Hitler zu begeben und die Zurücknahme dieser Befehle zu fordern, wird durch die etwaige Durchführung eine Schuld auf das deutsche Volk geladen, die die Welt in hundert Jahren nicht vergessen wird. Man wird nach dem Krieg die Schuld nicht nur Hitler und seinen Spiesgesellen geben, sondern ebenso Ihnen und mir, Ihren und meinen Kindern, der Frau dort auf der Strasse und dem Kind, das dort drüben mit dem Ball spielt." Wir begaben uns sofort zu Feldmarschall von Bock, dem damaligen Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte. Auch er war erschüttert, konnte sich aber nicht entschliessen, dem bestimmten Vorschlag Tresckows zu folgen und sofort, gleichzeitig mit den Oberbefehlshabern der Heeresgruppen Nord und Süd zu Hitler zu fliegen. Er entschloss sich nur zu einem formellen Protest, der aber natürlich bei Hitler keinerlei Beachtung fand. Tatsächlich wurde der Befehl von der Truppe zum grössten Teil umgangen. Wir haben in dieser Form getan, was damals in unseren Kräften stand. Ich erzähle Ihnen diese Begebenheit, um Ihnen ein Beispiel für den ungeheuerlichen Zwiespalt zu schildern, in den der Offizier geriet, als ihm sein damaliger Oberster Befehlshaber zum ersten Mal die Durchführung eindeutiger gemeiner Verbrechen zumutete. Nur so können Sie die Beweggründe erfassen, die zum Widerstand gegen den ertappten Verbrecher zwangen.

Was wir gewollt haben, ist nicht nur im Ausland sondern leider auch in Deutschland viel verkannt worden. Und doch gehört dieser Kampf - wie es in einem ausländischen Kommentar heisst - "Zu dem Edelsten und Höchsten, das in der politischen Geschichte aller Völker je hervorgebracht wurde."

Wie oft bin ich während kurzer Urlaubstage im letzten Krieg gefragt worden: "Wann wird die Wehrmacht handeln? Wann werden endlich die Generäle eingreifen?" Die diese Fragen stellten, waren Menschen, die erkannt hatten, dass die Entwicklung unaufhaltsam der Katastrophe entgegen trieb. Es waren aber auch Menschen, denen klargeworden war, dass die Nationalsozialistische Führung das gesamte deutsche Volk mit schwerer Schuld belastete, dass die deutsche Ehre gefährdet war und dass in dem unwahrscheinlichen Fall eines Sieges der nat. soz. Führung unvorstellbares Grauen über Europa und die ganze Kulturwelt hereinbrechen würde.

Mit Recht sahen sie in dem Eingreifen des militärischen Führerkorps den letzten Ausweg. Die Wehrmacht verfügte als einzige Institution des Widerstandes über Machtmittel, die eine Wendung auf gewaltsamem Wege herbeiführen konnten, nachdem eine legale und friedliche Lösung aussichtslos geworden war. Andererseits musste jedem Einsichtigen klar sein, dass gerade dieses militärische Führerkorps die stärksten Hemmungen gegen einen gewaltsamen Staatsstreich haben musste. Jahrhundertlange Tradition und die Erziehung in einer festgefügtten Armee, die unter der monarchischen Staatsform stets eine unbedingt vertrauenswürdige und anständige Führung erlebt hatte, hatten revolutionäre Ideen und damit Begriffe wie Meuterei und Tyrannenmord aus dem Wörterbuch des deutschen Soldaten gestrichen. Und doch ist es ein geschichtlicher Fehler zu glauben, dass der deutsche Offizier nichts anderes als nur eine gedanken- und gefühllose Befehlsmaschine gewesen sei. Abgesehen von dem traditionellen Ethos deutschen Soldatentums liess die in der deutschen Wehrmacht in einzigartiger Weise entwickelte Auftragstaktik jedem Einzelnen genügend Spielraum, um die Durchführung gegebener Befehle sinnvoll zu gestalten. Erst Hitler versuchte durch bewusste Abkehr von dieser Auftragstaktik den deutschen Soldaten zum gewissenlosen Befehlsempfänger zu degradieren. Die preussisch-deutsche Geschichte beweist in vielen Beispielen, dass bis dahin in entscheidenden Fällen das Gewissen stets dem blinden Gehorsam übergeordnet war. Diese innere Selbstständigkeit endete allerdings vor der Person des Obersten Befehlshabers, der ja zugleich das Staatsoberhaupt war. Der deutsche Soldat war daran gewöhnt, dass dieses Staatsoberhaupt ihm niemals etwas befehlen würde, was gegen seine soldatische Ehre verstossen würde. Die sichere Gewissheit der Richtigkeit dieses Grundsatzes bildete eine der wichtigsten Grundlagen für das Gefüge und den Geist deutschen Soldatentums und hatte das Vertrauensverhältnis geschaffen, das einer der Schlüssel für die grössten Leistungen des deutschen Soldaten gewesen war. Dieses unbedingte Vertrauensverhältnis brach unter Hitler mehr und mehr in sich zusammen und hinterliess bei der Masse des Offizierskorps einen Zustand der Leere und Ratlosigkeit. Gewohnheit und nicht zuletzt die raffinierten Tarnungsmassnahmen Hitlers liessen aber diese Entwicklung nicht schlagartig erfolgen, zumal das Verbrecherische seiner Staatsführung für die Mehrzahl erst während des Krieges erkennbar wurde. Der überwiegende Teil des älteren Offizierskorps begegnete bei der sogenannten Machtübernahme dem neuen Regime mit ausgesprochenem Misstrauen. Man vertraute aber zunächst auf die höchsten militärischen Führer und glaubte so lange unbeschwert alle Befehle ausführen zu können, als sie in den führenden Stellungen der Wehrmacht die Ehre des deutschen Soldaten wahren konnten. Es bedeutet eine der tragischsten Erscheinungen, dass diese in den besten Regimentern der alten kaiserlichen Armee erzogenen Offiziere zum Teil vor der ihnen zugefallenen geschichtlichen Aufgabe versagt haben.

Für den Entschluss zur befreienden Tat war das Entscheidende die Frage des Erkennens der Situation. Es wird im Ausland zum Teil noch heute nicht für möglich gehalten, dass weiten Kreisen des deutschen Volkes das Verbrecherische des Nationalsozialismus lange verborgen blieb. Jeder, der die 12 Jahre des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland miterlebt hat, weiss aber, dass nur diejenigen die Gesamtlage in ihrer vollen Tragweite beurteilen konnten, die in die grösstenwehnsinnigen Planungen Hitlers eingeweiht wurden oder Kenntnis von seinen verbrecherischen Anordnungen erhielten.

Es ist daher kein Wunder, dass sich die ersten Anfänge eines aktiven Widerstandes in der Wehrmacht zunächst nur in ihren Spitzenorganisationen und in hohen Berliner Dienststellen bemerkbar machten. Tragische Schicksalsfügung hat die Durchführung dieser Vorkriegs-pläne zur Beseitigung des Regimes vereitelt. Sonst wäre der Welt wahrscheinlich der zweite Weltkrieg erspart geblieben. Gründe waren einmal die verständlichen Hemmungen, gegen einen Mann und seine Ideen anzugehen, dem damals fast die Gesamtheit des deutschen Volkes zujubelte und bedingungsloses Vertrauen entgegenbrachte. Zum anderen war es die nachgiebige Haltung des Auslandes. Wie entschlossen und tatkräftig trotzdem schon zu diesem Zeitpunkt der Widerstand geleistet wurde, geht aus der Tatsache hervor, dass der deutsche Chef des Generalstabes des Heeres Anfang September 1938 die englische Regierung durch einen besonderen Vertrauensmann vor Hitler und seinen Versprechungen warnen liess. Die bedauerliche Quittung auf diese für einen deutschen Offizier ungeheuerliche Massnahme war das Abkommen von München, dass den Kräften des Widerstandes allen Wind aus den Segeln nahm. Kein Mensch hätte in Deutschland Verständnis für einen Staatsstreich zu einem Zeitpunkt aufgebracht, als Hitler durch seine geschickt erscheinende Aussenpolitik den Frieden gerettet zu haben schien. Das Mißtrauen der Westmächte gegen eine deutsche Widerstandsbewegung, das damit damals schon in Erscheinung trat, hat dann zum Schaden der gesamten Welt niemals aufgehört. Heute weiss man, dass ein Deutschland unter Führung seiner besten und fortschrittlichsten Männer, die sich in der Widerstandsbewegung zusammengefunden hatten, eine gesunde und friedliche Entwicklung der europäischen und Weltpolitik garantiert hätte. Der Widerstandsgedanke ist in der Wehrmacht seit den ersten Jahren des nationalsozialistischen Regimes stets lebendig geblieben, auch in den Jahren der grossen militärischen und politischen Erfolge. Es war kein Defaitismus sondern militär- und wirtschaftspolitische Weitsicht sowie die Erkenntnis des politischen und militärischen Dilletantismus Hitlers, die bei den leitenden Persönlichkeiten des Widerstandes die Gewissheit der völligen Aussichtslosigkeit eines deutschen Endsieges schufen. Noch mehr aber zwang sie das Grauen vor der nat. soz. Gewaltherrschaft und deren verbrecherischen Taten dazu, alles zu tun, um das deutsche Volk und die Welt von seinen Verderbern zu befreien. Es ist eine geschichtliche Lüge, dass persönlicher Ehrgeiz die Männer des Widerstandes beseelt hätte und dass sich die Mehrzahl erst nach Wendung des Kriegsglücks zum Widerstand entschlossen hätte. Tiefes Verantwortungsgefühl gegenüber Gott, der Welt und dem deutschen Volk war das Antriebsmoment, das die Widerstandskämpfer wie unter einem inneren Zwang handeln liess. Henning von Tresckow, in dem ich neben dem Generaloberst Beck den bedeutendsten und aktivsten Widerstandskämpfer der Wehrmacht erblicke, sagte uns, seinen engeren Vertrauten, bereits vor dem Russland-Feldzug in geradezu schauerlicher Weise die Katastrophe von 1945 voraus. Der Krieg hatte die Lage gerade des militärischen Widerstandes unendlich erschwert. Schien es nicht für jeden Soldaten unverantwortlich, im Augenblick des Kampfes gegen eine Welt von Feinden die eigene Staatsführung beseitigen zu wollen? Jeder einzelne von uns musste sich mit den ungeheuerlichen Problemen, die aus dem Kampf zwischen Gehorsam und Gewissen erwachsen, auseinandersetzen. Diese innere Auseinandersetzung ist gerade dem deutschen Soldaten wirklich nicht leicht geworden. Weniger Furcht vor dem persönlichen Einsatz und den möglichen Folgen für Leben, Angehörige und Besitz

als vielmehr die Probleme des geleisteten Eides und die Sorge um die politische Zukunft waren es, die uns nur nach schweren inneren Kämpfen zum Widerstand verpflichteten. Ein Eid wird auf Gegenseitigkeit geleistet. Hitler aber hatte seinen Eid gegenüber der deutschen Nation schon 1 000 fach gebrochen. Und galt unser Eid nicht einzig und allein Deutschland und dem deutschen Volk? Gerade darum mussten wir handeln, weil wir klar erkannten, dass Volk und Heimat blind der grössten Katastrophe ihrer Geschichte entgegengetrieben.

Aus den Zweifeln an der Rechtmässigkeit unserer Entschlüsse erwuchs so die Verpflichtung zur befreienden Tat. Es ist eine erschütternde Tatsache, dass noch heute viele Deutsche das Verbrecherische und Dilletantische Hitler'scher Staatsführung nicht erkannt haben oder erkennen wollen. Hitler allein hat den zweiten Weltkrieg gewollt und heraufbeschworen, er allein hat ihn politisch und militärisch verloren. In seinem Cäsarenwahn machte er höchstpersönlich alle die entscheidenden Führungsfehler, die Deutschland in ein Meer von Blut und Tränen verwandelte. Er, den die heute noch wirkende Propaganda zum "grössten Feldherrn aller Zeiten", der ohne Rücksicht auf Menschen- und Materialverluste seinen fixen Ideen nachlief. Die anfänglichen militärischen Erfolge sind trotz seiner schon damals sich auswirkenden Führungsfehler durch den überlegenen deutschen Soldaten und den unbestreitbaren Rüstungsvorsprung erzielt worden. Hitler hat den Krieg verloren, einzig und allein nur er hat dem deutschen Volk den "Dolchstoss" versetzt. Wir, die wir diese unumstösslichen Tatsachen erkannt hatten, hatten daher auch alle Bedenken gegen den Tyrannenmord fallen lassen. Wir waren uns darüber im Klaren, dass man diesen paralytischen Verbrecher totschlagen musste wie einen tollen Hund, um die Menschheit von einer Geissel zu befreien. So wurde der Attentatsgedanke vor allem in den Widerstandskreisen der Wehrmacht gefasst und immer wieder vorwärts getrieben. Der Tod Hitlers schien auch die einzige Möglichkeit, um das deutsche Volk von seinem mystischen Glauben an seinen Verderber zu befreien. Vor allen anderen war es Henning von Tresckow, der davon überzeugt war, dass der Tod Hitlers die Voraussetzung für die Rettung Deutschlands aus Untergang, Schmach und Not war. Das Schicksal hat es anders gewollt. Denn nur schicksalhaft kann man es nennen, wenn u.B. bei Tresckows Flugzeugattentat im März 1943 der in Tätigkeit gesetzte Zünder versagt, nachdem zahlreiche ausprobierte Zünder ausnahmslos einwandfrei gearbeitet hatten oder wenn schliesslich am 20.7.44 unvorherzusehende Ereignisse das Gelingen des Attentats vereiteln. Ich bin oft gefragt worden, ob denn ein am 20. Juli 44 gelungener Staatsstreich vieles geändert hätte, ob er sich nicht im Gegenteil eher nachteilig ausgewirkt hätte. Nun, fraglos wäre es auch so zu einer Gesamtbesetzung Deutschlands gekommen, aber der Krieg wäre viele Monate eher beendet worden, Hunderttausende von Männern, Frauen und Kindern wären am Leben geblieben, eine grosse Zahl heute zerstörter deutscher Städte wären unversehrt geblieben. Vorallem aber hätte sich das deutsche Volk von dem grössten Verbrecher seiner Geschichte selbst befreit und hätte unter einer verhandlungsfähigen Regierung anständiger Männer seinen ehemaligen Feinden ganz anders gegenüber gestanden. Die in diesem Fall noch stärker in Erscheinung getretene Dolchstosslegende ist letzten Endes nur eine Propagandapareole, der man mit Hilfe der Wahrheit wie

jeder anderen Propagandalüge den Garaus machen könnte. Die Gerüchte über Sabotage an der militärischen Kriegsführung gehören samt und sonders in den Bereich der Fabel. Es sei denn, dass man es Sabotage nennt, wenn mutige Männer des Widerstandes die von Hitler befohlenen Verbrechen wie z.B. die Entführung des Papstes oder die Ermordung der französischen Generale Giraud und Weygand verhinderten oder wenn verantwortungsbewusste Truppenführer vor allem während der Endphase des Krieges sinnloses Blutvergiessen vermieden haben. Wir Soldaten, die wir Hitler und seinem Regime erbarmungslosen Kampf angesagt hatten, haben im Gegenteil unsere militärische Pflicht bis zur letzten Konsequenz erfüllt. Wir glauben sogar, sie besser erfüllt zu haben, indem wir wenigstens versuchten, die Katastrophe abzuwenden und die Ehre zu retten. An dieser Überzeugung ändern auch die heutigen Hassgesänge eines Reners nichts. Ihm wird die Geschichte das Odium auferlegen, Mitschuldiger an den letzten Auswirkungen der deutschen Tragödie geworden zu sein. Mir aber ist gewiss, dass die Worte, die Henning von Tresckow kurz vor seinem Tod gesprochen hat, ihre Berechtigung erfahren werden.

"Jetzt wird die ganze Welt über uns herfallen und uns beschimpfen. Aber ich bin nach wie vor der felsenfesten Überzeugung, dass wir recht gehandelt haben. Ich halte Hitler nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für den Erzfeind der Welt. Wenn ich in wenigen Stunden vor den Richterstuhl Gottes treten werde, um Rechenschaft abzulegen über mein Tun und Unterlassen, so glaube ich mit gutem Gewissen das vertreten zu können, was ich im Kampf gegen Hitler getan habe. Wenn einst Gott Abraham verheissen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn auch nur 10 Gerechte drin seien, so hoffe ich, dass Gott auch Deutschland ununschuldig nicht vernichten wird."

Eugen Gerstenmaier

Eine Kandidatur als Symptom



Die deutsche Nachkriegspolitik hatte bisher nichts Anziehendes. Uns liegt jede Geringschätzung der Männer fern, die sich ihr schon seit mehreren Jahren reines Herzens und guten Willens annehmen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß dem politischen Amt bislang nicht die Möglichkeit zur politischen Tat innewohnte, sondern daß es im wesentlichen auszuführen hieß, was die Besatzungsmächte anwiesen. Jetzt ist — um mit einer häufig gebrauchten Formulierung Gerstenmaiers zu reden — der Zeitpunkt gekommen, da Deutschland aus einem politischen Objekt zum politischen Subjekt wird. Damit ist auch der Zeitpunkt gekommen, daß der Politiker nicht mehr auf verwaltende Vollzüge beschränkt bleibt, sondern ihm persönliche Entscheidungen abgefordert werden.

Diesen Zeitpunkt herbeizuführen, hat Gerstenmaier nach seinen Kräften mitgewirkt. Sein Amt als Leiter des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen in Deutschland bot ihm die Gelegenheit dazu. Idee, Gestalt und Leistung des Hilfswerks, der wirksamsten Tat der dienenden Kirche, sind von ihm bestimmt worden. Der Ort, an dem diese einzigartige Einrichtung als Antwort auf die Nöte der Zeit angesiedelt ist, bezeichnet auch den geistigen Ort Gerstenmaiers: es ist der Bezirk, in dem sich dienendes Christentum und dienende Politik berühren, in dem sich Kirche und Staat überschneiden. Hier ist manchem, der in der Formel „Trennung von Kirche und Staat“ befangen ist, nicht ganz geheuer. Der Weg, den Gerstenmaier und seine Mitarbeiter in den letzten vier Jahren gegangen sind, hat diese Zwiespältigkeit des öffentlichen Urteils wie in einem Spiegel aufgefangen. Der eine erhob den Vorwurf, die Kirche werde in die Politik hineingetragen; der andere befürchtete, die Politik werde mit der Kirche vermischt. Nur wenige vermochten und vermögen einzusehen, daß die soziale Aufgabe der Politik und das diakonische Amt der Kirche unter dem Druck ihrer Pflichten heute sehr nahe zueinander gerückt sind, indem beider Bemühen dem gleichen Gegenstand gilt: dem gegenwärtigen Menschen in seiner irdischen Not. Beide dürfen sich nicht mehr in Deklamationen erschöpfen — die Politik nicht in gesetzlichen Vorkehrungen, die Kirche nicht im Trostzuspruch —, von beiden werden samaritanische Taten gefordert.

Der Arbeit des Hilfswerks sind im Laufe der Jahre immer weitere Gebiete zugewachsen. Dem Hilfswerk kam zugute, daß an seiner Spitze ein Mann stand, der während seiner Einkerkierung vom 22. Juli 1944 bis zum Zusammenbruch des Hitlerregimes die Kraft hatte, sich im Schatten des Gängers statt mit seinen eigenen Nöten mit der Not des Volkes zu beschäftigen. Am Tage seiner Befreiung verließ Gerstenmaier das Zuchthaus nicht als seelisch Gebrochener, sondern mit dem drängenden Willen, anzupacken und aufzubauen — um es in seiner drastischen, gut schwäbischen Art auszudrücken: um den Dreck wegzuschaffen, den andere gemacht hatten —, und mit dem Plan für ein Hilfswerk der Evangelischen Kirche im Kopf. Auf dem Kirchentag von Treysa wurde ihm im August 1945 einstimmig aufgetragen, das Hilfswerk zu schaffen und sein Leiter zu sein. Danach griffen Gerstenmaier und das Hilfswerk überall zu, wo es Notstände gab, für deren Beseitigung keine Instanzen bestanden.

Ein Beispiel: Gerstenmaier hatte weniger Grund als irgendeiner, den Vertretern des Dritten Reiches freundlich gesonnen zu sein. Aber als Deutscher und Christ tat er alles, was in seiner Macht stand, ihnen zu ihrem Recht zu verhelfen, wo immer es gefährdet schien, bis zur Rechtshilfe an Deutsche, die in ausländischen Lagern jahrelang ohne Aburteilung als angebliche oder auch wirkliche Kriegsverbrecher saßen. Wie stark Gerstenmaier von dem Willen zur Gerechtigkeit und Nächstenliebe erfüllt ist, konnte man etwa erleben, wenn man ihn als Zeugen in einem Prozeß sah, wo er mit seinem ganzen Temperament von dem ausländischen Militärgericht forderte, daß seinen eigenen Peinigern von gestern, den auf der Anklagebank sitzenden Zuchthauswachen von Bayreuth, volle

Gerechtigkeit unter Anrechnung aller mildern-
den Umstände widerfahren solle.

Lange vor den politischen Stellen, die es da-
mals noch garnicht geben konnte, baute Ger-
stenmaier die Beziehungen zum Ausland wieder
auf und half die Kanäle schaffen, durch die sich
der Strom der Auslandshilfe nach Deutschland
ergoß. Auch auf dem im engeren Sinne des
Wortes caritativen Gebiet der Hilfswerksarbeit
begnügte er sich nicht mit der Übernahme über-
kommener Methoden, sondern suchte n. . . den
Umständen angepaßte Wege. Er war es, der auf
die Umstellung der ausländischen Liebesgaben
von Fertigwaren auf Rohstoffe drängte und es
erreichte, daß beispielsweise an Stelle fertiger
Schuhe Rohleder im gleichen Werte gespendet
wurde, wodurch nicht nur ein Vielfaches an
Schuhen hergestellt, sondern auch zahlreichen
deutschen Arbeitern Arbeit gegeben werden
konnte. Er war es auch, der beim Nachlassen
der ausländischen Spenden nach der Währungs-
reform mit aller Energie an den Ausbau deut-
scher Selbsthilfe ging bis zu dem geplanten Bau
von Flüchtlingsstädten mit eigenen Industrien,
deren erste sich auf dem Wege zur Verwirk-
lichung befindet.

Die Kreise, die das Hilfswerk im weiten Be-
zirk des öffentlichen Lebens, der sozialen Für-
sorge und der Vorsorge namentlich für die Hei-
matvertriebenen zog, sind also längst nicht
mehr auf den Raum beschränkt, den das Her-
kommen den „kirchlichen“ zu nennen pflegt.
Soll diese Arbeit nicht unnatürlich beengt oder
gar ungetan bleiben, so muß sie fortan von
einer verbreiterten Plattform aus geführt
werden, wenn anders dienende Kirche und so-
ziale Politik nicht nebeneinander herlaufen oder
sich in die Gehege geraten wollen. Dies ist
der Sinn der Mitteilung des Hilfswerks, daß
sein Leiter sich entschlossen habe, „seine Kraft
der Politik zu widmen und seine sozialen Pläne
auf diesem — nämlich dem politischen — Bo-
den aktiv zu verfolgen.“ Bestand und Aufgabe
des Hilfswerks bleiben dabei selbstverständlich
unangetastet.

Eine ganze Reihe von Männern hat in den
letzten Jahren, in der Zeit der Machtlosigkeit
der deutschen Parlamente, auf anderen Wegen
versucht, die gesteckten sozialen und politi-
schen Aufgaben zu bewältigen, Gerstenmaier
auf dem Wege des Hilfswerks. Es erscheint uns
als ein bemerkenswertes Symptom der bevor-
stehenden Bundestagswahl und des zunehmen-
den Subjekt-Werdens Westdeutschlands, wenn
einige von ihnen sich jetzt zum ersten Mal im
Nachkriegsdeutschland für eine Wahl aufstel-
len lassen. Für diese Entwicklung, die wir be-
grüßen, ist die Kandidatur Gerstenmaiers ein
Symptom.

CuW.

Der Sport, die Masse

*Zu unserer kritischen Betrachtung „Das Bacchanal“
 („Christ und Welt“ Nr. 27), in der wir die Begleit-
umstände bei den in Stuttgart ausgetragenen Deut-
schen Fußballmeisterschaften beleuchteten, ist uns
folgende Zuschrift gegangen:*

Vom Sport sprechen, heißt zugleich von den
Zuschauern, von seinen Verehrern sprechen:
denn es gibt heute kaum einen sportlichen
Wettkampf, der nicht vor Tausenden und Aber-
tausenden von Menschen ausgetragen würde.
Diese Wechselwirkung zwischen denen, die den
sportlichen Wettkampf betreiben und denen,
die ihn ansehen, geht so weit, daß ein Sportler
oder eine Mannschaft erst durch den Einfluß
der rings verteilten Massen zur wirklichen
Höchstleistung angespornt wird.

Die Zahlen, mit denen der Sport heute auf-
warten kann, sind wahrhaft erstaunlich hoch.
Selbst in der Zeit des Dritten Reiches brachte
der Sport bedeutend mehr Menschen auf frei-
williger Basis in Bewegung als jede andere Ein-
richtung. Oder könnte sich jemand vorstellen,
daß eines Politikers willen — oder auch 22 Po-
litiker wegen — eine 99 000köpfige Menschen-
masse einen ganzen Sonntag lang in glühender
Hitze ausharrt?

Es wäre eine allzu einfache Methode, wollte
man die Erscheinung, daß große Massen ganz
und gar in den Bann einer sportlichen Ver-
anstaltung geraten, ja ihr verfallen, mit den
Worten abtun: hier handelt es sich wieder ein-
mal um eine jener so bedauernswerten Erschei-
nungen unserer Zeit, durch die der Mensch be-
weist, daß er im Grunde doch ein Massenmensch
ist — ein gleichsam auswechselbarer Bestandteil
im Weltgetriebe, der sich hinreißen läßt und
die Vernunft mißachtet. Gewiß: im Banne einer
solchen sportlichen Veranstaltung wird der ein-
zelne Mensch wie überall, wo er in großer Zahl
gleichzeitig auftritt und ein bestimmtes Ereig-
nis ihn physisch und psychisch fesselt, ein ande-
res Wesen. Er verliert das Bewußtsein, ein Ein-
zelner zu sein, er fühlt und handelt als Glied
einer Masse. Zwischen dem Ich und dem Ande-
ren fallen die Unterschiede, und die Hingabe
gegenüber dem Ereignis erweist sich als die
große Verbindung, die beide umfaßt und für
nichts anderes mehr Raum läßt.

Man beachte übrigens, daß hierin — gerade
beim Sport — eine gewisse soziale Funktion
liegt. Die führenden Funktionäre des Sports
haben dies oft ausgesprochen: für die 90 000
in der Fußball-Arena oder für die 300 000, die
an einer großen Rennstrecke die rasenden Mo-
toren verfolgen, haben Klassen-, Standes- und
Berufsunterschiede aufgehört zu existieren. Der
Regierungsrat kann derselbe Fußballfanatiker
sein wie der Bauhilfsarbeiter, der Ostflüchtling

Ramcke contra Gerstenmaier

Bonn, Ende Dezember

Der ehemalige General Ramcke, ein gewiß tapferer Soldat, gehörte zu jenen fanatischen Kämpfern, ohne die Hitler sein wahnwitziges Unternehmen nicht hätte zu Ende führen können.

Der Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier, ein Mann mit großer Courage, gehörte damals zu jenen wenigen, die nicht nur die Einsicht, sondern auch den Mut hatten, dem Zerstörer des Vaterlandes noch in letzter Stunde in den Arm zu fallen. Da es aber zu viele Ramckes und zu wenige Gerstenmaiers gab, mißlang der Versuch.

Gerstenmaier steht seit Jahren in der vorderen Reihe jener Männer, die sich um die Wiederaufrichtung des Vaterlandes mühen. Ramcke steht, wo er hingehört: in der Ecke. Nur daß er sich dort leider nicht so still verhält, wie es ihm wohl ziemte. Als Gerstenmaier diese Ramckes, Remers, Naumanns und wie all die unbelehrbaren heißen, auf dem CDU-Parteitag in Stuttgart aufforderte, mehr Zurückhaltung zu zeigen, verklagte ihn Ramcke wegen Ehrenbeleidigung. Die Sache schwebt noch.

Im Laufe dieser Auseinandersetzung aber ließ Ramcke durch seinen Rechtsanwalt Dr. Massmann etwas tun, was in der Goebbelschen Propaganda-küche nicht hätte abgefeimter zusammengebraut werden können. In zwei „Schriftsätzen“, die Massmann im Auftrage Ramckes sämtlichen Mitgliedern der Synode der evangelischen Kirche Deutschlands zuschickte, stellte er bedenkenlos die Tatsachen auf den Kopf und behauptete, Dr. Gerstenmaier habe der Widerstandsbewegung nicht angehört. Er habe sich im Gegenteil mit dem Nationalsozialismus sogar ganz gut verstanden; sein Widerstand sei nichts als eine Legende.

Daß Gerstenmaier zum Kreisauer Kreis gehörte, der nach dem 20. Juli so blutige Opfer bringen mußte, ist also nach Ramcke-Massmann nur eine Legende. Daß sich Gerstenmaier als Freund und Mitverschworener des Grafen Stauffenberg in den entscheidenden Stunden jenes verhängnisvollen Tages in der Bendlerstraße bereit hielt, kann von Ramcke nicht abgestritten werden. Aber er versucht, das alles ins Lächerliche zu ziehen. Daß Gerstenmaier kurz darauf verhaftet wurde und monatelang im Gefängnis saß, aus dem ihn erst die Amerikaner befreiten — auch das möchten Ramcke und Massmann als Legende gelten lassen.

Gerstenmaier hatte gegen die Verbreitung dieser Unwahrheiten eine einstweilige Verfügung beantragt. Sie wurde vor einigen Tagen vom Kieler Landgericht mit der Begründung abgelehnt, daß ein Schutz Gerstenmaiers durch den „außerordentlichen Befehl“ einer einstweiligen Verfügung zur Zeit nicht notwendig sei.

Wir müssen wohl annehmen, daß das Gericht von der Tatsache ausging, daß die Mitglieder der Synode die Schriftstücke bereits in Händen haben. Wie denn aber, wenn Ramckes Rechtsanwalt nun auf den Gedanken käme, sie auch noch anderen Leuten zuzuschicken?

Der Bundestagspräsident hat gegen Ramcke Ehrenbeleidigungsklage eingereicht. Man muß dem Urteil mit Spannung und sehr wachem Interesse entgegensehen.

Robert Strobel

Die Zeit v. 9.1.1959

Eidesstattlicher Bericht des Freiherrn Sigmund v. Gemmingen-Hornberg.

Am 22. Februar 1945 kam überraschend mein Bruder Hans Weiprecht Freiherr v. Gemmingen-Hornberg auf der Durchreise zur Ostfront zu meiner Frau, Ingeborg, Freifrau v. Gemmingen-Hornberg, welche damals in Wentorf bei Hamburg, Kreis Lauenburg, Hochweg 4 wohnte, zu Besuch. Da ich in der Nähe militärisch verwundet war, konnte ich noch am gleichen Tag kommen, um meinen Bruder zu sehen.

Mein Bruder war damals Unteroffizier bei der Infanterie und nach einer längeren Uk-Stellung als Landwirt seit etwa einem Jahr bei einer Ersatzkompanie in Mainz verwendet worden. Ich wunderte mich, dass mein Bruder als Angehöriger des Jahrgangs 1905 und Vater von fünf unmündigen Kindern, -ein sechstes wurde im Juni erwartet, -soeben erst aus einer längeren Lazarettbehandlung entlassen, als Einzelner an die Ostfront versetzt wurde. Mein Bruder hatte einen Versetzungsbefehl zur Frontleitstelle Güstrow zwecks Verwendung in einer Frontdivision. Auf meine Frage, wieso es zu dieser Versetzung gekommen sei, erzählte mir mein Bruder die nachfolgenden Zusammenhänge:

Er sei Ende Dezember 1944 zum OKW nach Lübben bei Berlin befohlen gewesen. Dort habe er sich bei einem Hauptmann, dem Adjutanten eines Generals gemeldet. Dieser habe ihm eröffnet, dass er sich am kommenden Morgen bei dem betr. General zu melden habe. (Es stellte sich später heraus, dass es General Maisel sei). Es handle sich um den Schwager meines Bruders, Hauptmann Max Graf Drechsel. Am nächsten Morgen meldete sich mein Bruder beim General; dieser habe ihn zunächst gefragt, ob der "ehemalige" Hauptmann Max Graf Drechsel sein Schwager, also der Bruder seiner Frau sei. Als mein Bruder bejahte, fragte der General, ob ihm bekannt sei, dass sein Schwager nicht mehr am Leben und aus welchem Grund er tot sei. Mein Bruder antwortete, er habe den Tod seines Schwagers erfahren, er wisse aber den Grund des Todes nicht. Hierauf eröffnete ihm der General, dass Graf Drechsel an der Verschwörung, die zum Hitlerattentat am 20. Juli 1944 führte, beteiligt gewesen sei und in Berlin hingerichtet wurde. Der General unterzog daraufhin meinen Bruder einem sehr scharfen Verhör über sämtliche Angehörige der Familie Drechsel. Der General tat so, als habe er von diesen keine Kenntnis. Mein Bruder musste genaue Auskunft geben über Namen, Alter, Beruf, Erziehung und Familienstand der Eltern seines Schwagers und jedes einzelnen seiner Geschwister. Mein Bruder nannte hierbei auch die Schwester seines Schwagers, Gräfin Helene Drechsel. Auf die Frage nach ihrer Beschäftigung antwortete mein Bruder, sie sei als Krankenschwester in einem Kriegsverwundetenzentrum tätig. Auf die Frage des Generals, ob sie einem geistlichen Orden angehöre, gab er eine bejahende Antwort. Hierauf fragte ihn der General, ob er die Zugehörigkeit der Gräfin Drechsel zu einem geistlichen Orden billige. Mein Bruder antwortete, die Gräfin Drechsel sei bereits, als er seine jetzige Frau und deren Familie kennen lernte, im Kloster gewesen. Er habe mit ihrem Entschluss, ins Kloster zu gehen, nichts zu tun gehabt. Hierauf bedrängte ihn der General zu sagen, ob er den Entschluss einer deutschen Frau, ihrer wichtigsten Aufgabe, nämlich dem deutschen Volk Kinder zu schenken, zu entsagen, billigen könne. Mein Bruder verwies auf die grossen Verdienste der weiblichen Orden in der Kranken- und Verwundetenpflege, speziell während des Krieges hin, zu werden entspreche es seiner religiösen Überzeugung, dass eine Frau der Welt entsage, um ihr Leben Gott zu weihen. Hierauf antwortete der General mit verbliebenem Gesicht, dann habe ihn also sein Vater falsch erzogen: Mein Bruder wehrte sich gegen diesen ungerechtfertigten Vorwurf gegenüber seinem verstorbenen Vater, der vor dem ersten Weltkrieg ein vorbildlicher Offizier gewesen sei und sich während des ersten Weltkriegs militärische Verdienste erworben habe. Er habe bisher, ebenso wie sein Vater, keinen Gegensatz zwischen der Pflichtenauflassung eines deutschen Offiziers und Soldaten und der kathol. Religion feststellen können.

Im weiteren Verlauf des Verhörs musste mein Bruder darüber berichten, dass er ebenso wie seine Brüder im Jesuitenpensionat Feldkirch erzogen worden sei und dass sein jüngster Bruder Robert dem Benediktinerorden beitrat.

Der General suchte nun zu ergründen, ob mein Bruder mit seinem Schwager politisch konspiriert habe. Als mein Bruder erklärte, er habe während des Krieges nur einmal und zwar bei einem zwei Jahre zurückliegenden Besuch seinen Schwager wenige Stunden gesehen, stellte der General seine Nachforschungen in dieser Richtung ein.

Hierauf befassten sich die Fragen des Generals mit dem militärischen Werdegang meines Bruders... Diesen Teil des Verhörs schloss der General mit den Worten: "Sie haben also als Soldat versagt!"

Schliesslich richtete sich das Verhör auf die religiöse Einstellung seiner Familie. Mein Bruder wurde gefragt, ob seine Geschwister und Eltern wie auch er gläubige Katholiken seien, was er selbstverständlich bejahte.. wurde gefragt, ob sie regelmässig zur Kirche gingen und auch sonst ihre religiösen Pflichten erfüllten, ob seine Kinder getauft worden seien und ob sie den Religionsunterricht besuchten. Aus der Fragestellung und dem Ton des Generals ging hervor, dass dieser die kath. Haltung meines Bruders ablehne. Er verwendete verschiedentlich den Ausdruck, die Erziehung in seiner Familie sei völlig verfehlt und stehe in direktem Gegensatz zum Nationalsozialismus.

Das ganze Verhör fand unter vier Augen statt. Der General sass am Schreibtisch, gab nicht einen Augenblick seine schroff-dienstliche Haltung auf und liess meinen Bruder während der ganzen Zeit stramm stehen. Entendete das Verhör mit den Worten: "Über ihre weitere militärische Verwendung wird der Oberbefehlshaber des Heeres entscheiden."

Damit war mein Bruder zu seiner Truppe entlassen.

Mein Bruder hat beim OKW Befehl erhalten, über den Inhalt seines Verhörs seinen Truppenvorgesetzten Rapport zu erstatten.

Als wenige Wochen später meinem Bruder seitens seines Truppenvorgesetzten seine Einzelversetzung zur Verwendung an der Ostfront eröffnet wurde, erklärte ihm dieser, er habe die Aufhebung dieser Versetzungsverfügung von höchster Stelle erfolgt sei. Obwohl eine Begründung für die Versetzung nicht genannt sei, sei ihm, dem Truppenvorgesetzten hieraus klar, dass die Versetzung die Folge des Verhörs beim OKW sei.

Einige Zeit nach dem Besuch meines Bruders in Wentorf erhielt ich von ihm einen Brief aus Güstrow, in dem er mir mitteilte, dass er zu einer Division versetzt sei, die in Kurland kämpfte. Da die deutschen Streitkräfte in Kurland damals bereits auf engstem Raum in einer völlig hoffnungslosen Lage eingeschlossen waren, war aus dieser Mitteilung zu entnehmen, dass er durch diese Versetzung mit Absicht dem Tode oder der russischen Kriegsgefangenschaft ausgesetzt wurde.

Mein Bruder Hans Weiprecht befand sich bei seinem Besuch in Wentorf in einem sehr schlechten Gesundheitszustand, wie ich es vorher noch nie bei ihm erlebt hatte. Als er uns verliess, war es meiner Frau und mir klar, dass er ein Opfer Himmlers geworden war, der ihn lediglich wegen seiner Verwandtschaft mit dem Hauptmann Graf Drechsel und wegen seiner kath. Überzeugungstreue zu vernichten befohlen hatte.

Wie ich im September 1945 bei meiner Rückkehr aus englischer Kriegsgefangenschaft erfuhr, ist mein Bruder am 18. April 1945 infolge einer bei Danzig erlittenen Verwundung im Marinelazarett Kiel verstorben. Die Division, zu der er versetzt wurde, war noch vor seinem Eintreffen aus Kurland zurückgezogen und in Danziger Raum eingesetzt worden.

Ich gebe diese eidesstattliche Versicherung dem Amtsgericht Heilbronn, abt. f. Rechtshilfessachen und allen denjenigen Behörden u. Dienststellen insbes. auch der Besatzungsmacht gegenüber ab, denen nachzuweisen und glaubhaft zu machen ist, dass mein Bruder Hans Weiprecht Fhr.v. Gemdingen-Hornberg ein Opfer des Nationalsozialismus, insbes. Heinrich Himmlers geworden ist.

"Gisevius' Doppelrolle."

Ehemaliger Gestapochof lobt Schachts Einstellung

DPD. Nürnberg, 18. April

Einen "ehrgeizigen Schwätzer" nannte der frühere Chef der Gestapo Rudolf Diehls, der als Zeuge im Schacht-Prozess vernommen wurde, Dr. Gisevius, den Verfasser des Buches "Bis zum bitteren Ende". Die Behauptungen, die Gisevius in seinem Buch über die Zustände in der Geheimen Staatspolizei aufgestellt habe, könne man nur als groben Unfug bezeichnen. Die Schilderung Gisevius' über seinen eigenen Eintritt in die Gestapo nannte Diehls "ein reines Feuilleton". In die Gestapo sei Gisevius nicht hineinkommandiert worden, sondern er habe mit Gewalt hineingewollt.

Diehls behauptete, Gisevius habe eine unglaubliche Doppelrolle gespielt. Noch im Dezember 1943 habe er sich in der Schweiz mit Gisevius über die Frage unterhalten, wie man am besten aus der fast aussichtslos gewordenen Lage hinauskomme. Die dabei von ihm gemachten Äusserungen gegen das Regime, aus denen seine Sympathie für die Widerstandsbewegung hervorgegangen sei, wären ihm dann in den Verhören durch die Gestapo im November 1944 fast wörtlich, von Gisevius unterschrieben, vorgehalten worden.

Gisevius habe sich als ein Mann erwiesen, der einerseits in der Widerstandsbewegung arbeitete, andererseits aber nicht davor zurückschreckte, auch noch für die Gestapo Spitzeldienste zu leisten.

Über Schacht sagte der Zeuge aus: "Ich habe diesen Mann wegen seiner Klugheit, seines sittlichen Ernstes und wegen seiner Zivilcourage stets bewundert und geschätzt." Er will Schachts oppositionelle Grundeinstellung genau gekannt und dessen Lippenbekenntnis für den Nationalsozialismus nie ernst genommen haben.

Die Einstellung der Partei zu Schacht charakterisierte Diehl mit der Feststellung, dass "auch beim dümmsten Parteigenossen kein Zweifel darüber bestanden, dass Schacht ideologisch nicht zu ihm gehörte".

Der Karl May des deutschen Widerstands

Von Rudolf Pechel

I.

Hans Bernd Gisevius hat es für richtig gehalten, sein Buch „Bis zum bitteren Ende“, das in zwei Bänden erschienen war, ausgerechnet zum 20. Juli 1954, in einem Band zusammengefasst, mit Ergänzungen neu erscheinen zu lassen. Ein Buch, von dem der deutsche Historiker Michael Freund schrieb: „an dem allzusehr der Geruch des Mörders des Autors hängt, nämlich des politischen und dazu noch oft zweigleisigen politischen Geheimdiensters“. Andere nennen es „ein unangenehmliches Gemisch von sehr persönlichen Dingen mit historischen Tatsachen“.

Die verdiente Kritik, die dem Buch zuteil wurde, im wesentlichen eine radikale Ablehnung als Dokument, hat dazu geführt, dass die Historiker sehr zurückhaltend mit dem Buch umgehen und dass eine Dokumentation, die sich auf Gisevius stützt, von vornherein als nicht zuverlässig abgelehnt wird.

Gisevius schreibt in seinem Vorwort, dass „hier und da Richtigestellungen erforderlich“ wurden, und führt dann fort: „Zu meinem Erstaunen waren es weit weniger, als ich zunächst vermutet hatte“.

Wenn es Gisevius um eine zuverlässige historische Darstellung gegangen wäre, so hätte er das ganze Buch richtigstellen und umschreiben müssen.

Wie nun seine

„Richtigstellungen“

aussehen, dafür nur ein — aber charakteristisches — Beispiel.

Gisevius behauptet in der ersten Auflage, dass er Generalfeldmarschall von Brauchitsch verschiedentlich gesprochen hätte. Das gibt er in der jetzigen Fassung unverändert wieder, aber mit einem Zusatz. Bekanntlich hat Brauchitsch im Nürnberger Prozess unter Eid ausgesagt, dass er Gisevius überhaupt nicht kenne. Jetzt steht bei Gisevius als Zusatz: „Ich bitte, mich nicht misszuverstehen, wenn ich dies überhaupt erwähne. Dass alle diese braunen Würdenträger nichts, wirklich nichts als die laute Wahrheit gesagt haben, das wissen wir mittlerweile zur Genüge. Ich tue es gar nicht dieses, moralisch längst gerichteten Brauchitsch wegen. Ich benutze lediglich diesen Anlass, um zu registrieren, welche Widerstandsexpressen sich so eifrig einfinden. Brauchitschs Meineld meiner Aussage vorzuziehen.“

Er hält es also für möglich, einen deutschen Offizier des Meines zu zeihen, während ein so echter Widerstandskämpfer wie der norwegische Oberarzt Johan Scharffenberg in einer Auseinandersetzung über die Besetzung Norwegens durch deutsche Truppen folgendes sagt: „Nach englischer Rechtsprechung erhielten Raeder und Jodl — und andere Angeklagte — in Nürnberg Gelegenheit, als Zeugen unter Eid auszusagen. Aber schon die deutschen militärischen Ehrbegriffe würden sie davon abgehalten haben, vor Gericht zu treten... Da Lügen mit seinem Ehrbegriff als adeliger Offizier (von Falkenhorst) unverträglich sein würden, erkenne ich seiner Erklärung Beweiskraft zu...“ Gisevius aber hat den Mut, einem wehrlosen Toten Meinel vorzuziehen. Warum nicht schon in Nürnberg zu Lebzeiten von Brauchitschs?

Wer ist dieser Hans Bernd Gisevius?

der eine zeitlang sich in die internationale Öffentlichkeit mit einem so wunderbar gruseligen Buch hineingespielt hat und dessen Entfernung aus der Schweiz öffentlich in der Schweizer Presse verlangt worden ist?

Sein Lebensgang in Stichworten:

Erstes politisches Auftreten als junger Student mit einem schweren Angriff gegen den antifaschistischen „Münchener Hochschulring“ in „Völkischen Beobachter“. Darauf seine Wahl nach dem Muster ungewisser Aktionen in die Leitung des Hochschulrings. Von den Kommunisten wegen seines arroganten Auftretens und seiner nationalsozialistischen Neigungen abgelehnt, stellt er sich vorbehaltlos in den Dienst der von Hugenberg finanzierten Alterserschaft gegen die Leitung. Seit 1929 Eindringen in die Vorzimmer Hugenberg und anderer Schwerindustrieller. Agitatoren Vertreter der extremen Rechtsrichtung der Deutschnationalen Volkspartei, besonders des Hugenbergischen Volksbegehrens gegen den Young-Plan. Zur Bezeichnung als Referendar von Berlin nach Düsseldorf versetzt. Anschluss an Poensgen und den späteren Staatssekretär in Görings preussischem Innenministerium. Traurige Berühmtheit durch den Hausmann-Prozess (Hausmann war sozialdemokratischer Landrat des Lennep-Ruhr-Kreises, von Gisevius in öffentlicher Versammlung „Mistvieh“ genannt). Gisevius forderte in der Deutschnationalen Volkspartei enges Zusammengehen mit Hitler und Unterstützung der Wahl Hitlers zum Reichspräsidenten. Mitte 1933 Absetzung von Hugenberg wegen dessen Verweigerung eines sicheren Reichstagsmandates für Gisevius als Stahlhelmvertreter. Assessorexamen unter Ausnutzung der erleichternden Bestimmungen für solche, die in der Weimarer Republik Nachteile erlitten hätten. Offener Uebertritt zu Hitler mit Grauert's Unterstützung, begrüßt mit grosser Schlagzeile in der Berliner Ausgabe des „Völkischen Beobachters“ Juni 1933. Brachte den von ihm geleiteten „Kampfring“ der deutschen Bischof-Jugend als Morgengabe für Göring mit. Trotzdem Ablehnung seines Antrags auf Mitglied-

schaft in der NSDAP. Durch Grauert Aufnahme in den preussischen Staatsdienst und Delegation in die Gestapo zur Bespitzelung von Rudolf Diels. Seine Gönner: Frick und zeitweise Göring. Er hatte genaue Kenntnis der Nazigründe auch in den Konzentrationslagern, trotzdem blieb er bei der Stange. Initiator des Verbots des Katholischen Jugendverbandes „Die junge Front“. Erst spät Anschluss an den Widerstand. Sein Einfluss blieb, abgesehen von seiner Verbindung zu General Oster, auf den Schacht-Kreis beschränkt.

Gisevius hat der neuen Ausgabe weiter eine Abrechnung mit seinen Kritikern zugefügt, wobei er nur einige Seiten widmet.

Reduktion der US-Armee wird auf demokratischen Widerstand stossen

Washington, 23. Dezember. (ag. Reuters) Der Vorschlag der Verwaltung Eisenhower, die Armeebestände im Laufe der kommenden 18 Monate um 18 Prozent herabzusetzen, dürfte nächstes Jahr im demokratischen Kongress auf heftigen Widerstand stossen, die demokratischen Mitglieder der Ausschüsse beider Häuser gaben der Besorgnis Ausdruck, diese Reduktionen könnten die Fähigkeit der Vereinigten Staaten gefährden, ihren internationalen Verpflichtungen nachzukommen und im Lande selbst eine starke und bewegliche Reserve zu unterhalten.

Nach Ansicht führender Demokraten dürfen derartige Reduktionen nicht vorgenommen werden, nur um das Budget auszugleichen, wenn sie nicht auch durch die internationale Lage gerechtfertigt sind.

Eine Gallup-Umfrage

New York, 23. Dezember. (United Press) Das Gallup-Institut veröffentlichte das Ergebnis seiner neuesten politischen Umfrage, die die Abklärung der Chancen einer dritten Partei unter Führung von Senator McCarthy zum Ziele hatte. Die Befragten hatten zu sagen, für wen sie wählen würden, wenn

Wie damals, als ich mein Buch „Deutscher Widerstand“ schrieb, so leidet mich auch heute einig das Motiv, die geschichtliche Wahrheit klarstellen zu helfen und deshalb die Verzerrung in Gisevius' Schrift richtigzustellen. Kein Wort von dem, was ich in meinem Buch (S. 251 ff.) und in der „Deutschen Rundschau“ über Gisevius gesagt habe, nehme ich zurück.

Mein Verleger, der alte Dr. Rentsch, und ich erwarteten, dass Gisevius mich auf Grund meiner Darstellung und meines Urteils über seine Person und sein Buch verklagen würden. Wir haben sein Ehrgefühl überschätzt. Wie er ja auch nicht gegen „Die Tat“ geklagt hat, die ihn „einen Gestapogent und amerikanischen Spionageträger“ genannt und seine Ausweisung aus der Schweiz verlangt hatte. Jetzt versucht er Rache zu nehmen und andere Kritiker und mich in Grund und Boden zu verdammen.

Er wusste wohl, warum er nicht geklagt hat. Denn ich kann alles, was ich über ihn gesagt habe, beweisen. (Schluss folgt.)

1956 Präsident Eisenhower für die Republikaner, Adlai Stevenson für die Demokraten und McCarthy für eine neue Partei als Präsidentschaftskandidaten auftreten würden.

87 Prozent der Befragten gaben eine klare Antwort. 61 Prozent entschieden sich für Eisenhower, 41 Prozent für Stevenson und nur 5 Prozent für McCarthy. Gegenüber der letzten „Präsidentschaftsumfrage“ vom Januar 1954 ist Stevensons Anteil um 6 Prozent gestiegen, während Eisenhower seine Position halten konnte. Neben 35 Prozent für Stevenson gab es vor einem Jahr viele Unentschiedene.

Amerikanische Liebesgabenpakete für Italien

Rom, 23. Dezember. (ag. Reuters) Die Botschaft der Vereinigten Staaten in Italien, Mrs. Claire Booth Luce, übergab den italienischen Behörden die ersten von 600 000 Liebesgabenpaketen, die auf Weihnachten an italienischen Familien zugehen sollen. Jedes Paket wiegt 4,5 kg und enthält Reis, Mehl, Bohnen, Hühnerfleisch, Butter und Milchpulver. Der Wert dieser amerikanischen Weihnachtsgeschenke beläuft sich auf 2 Millionen Dollars. Hinzu kommen 1800 Tonnen Lebensmittel, die von amerikanischen Dienststellen in Italien gespendet werden.

Der Erfinderprozess Hoffmann

„Der zweite Verhandlungstag im Schwurgerichtsprozess in Biel gegen den Berliner Ingenieur Hoffmann brachte die Fortsetzung der Zeugenvernehmungen. Mit grosser Aufmerksamkeit hört sich das Gericht die Ausführungen des Direktors Schilling von kantonaler Technikum in Biel an. Dieser legt dar, wie die kantonale technische Volkswirtschaftsdelegation seinerzeit an das Technikum das Ersuchen richtete, sich mit der angeblichen Erfindung des Hoffmann zu befassen. Die beiden Fachlehrer für Elektrotechnik, die Elektroingenieur Gabriel und Eichenberger, überprüften darauf in privatem Auftrage, aus rein beruflichem Interesse, ohne jegliches Entgelt von irgendeiner Seite während ihrer Freizeit die Sache Hoffmann. Insbesondere wurde geprüft, ob und wie weit der Bericht der Motorenfirma Still den Tatsachen entspricht. Es ging längere Zeit, bis eine Demonstrationsmaschine in versuchsartigem Zustande vorhanden war. Die von Ing. Hoffmann verfochtene These, ein neues physikalisches Gesetz gefunden zu haben, welches dem perpetuum mobile gleiche, erwies sich für die beiden Fachleute als vollkommen hinfällig. Die von ihnen unternommenen Versuche zeigten nun allerdings vergleichsweise erhöhte Leistungen der Maschine, jedoch nicht in dem von Hoffmann behaupteten Ausmass. Auch entsprachen sie in keiner Weise den angeblich in Hamburg erzielten Messresultaten.“

Unvorsichtige Experten

Anschließend werden die beiden Elektrofachlehrer Gabriel und Eichenberger abgehört. Sie bestätigen, dass ihre Messungen zu einem günstigen Verlauf gekommen hatten, was sie, reichlich unvorsichtig, Hoffmann in einer schriftlichen Erklärung bescheinigten, die mit dem Stempel des kantonalen Technikums versehen ist (!) und die Unterschrift der beiden Examinatoren trägt. Der Zeuge Gabriel gab der Überzeugung Ausdruck, dass bei einer der beiden geprüften Maschinen der sog. „M 20“ tatsächlich eine Mehrleistung zu erzielen ist, die er auf 30 Prozent veranschlagte. Dagegen erscheint auch nach seiner Auffassung die Behauptung vom erhöhten Wirkungsgrad nicht begründet. Im übrigen stellt er Hoffmann für die Durchführung der Laboratoriumsarbeiten kein schlechtes Zeugnis aus. „Er arbeitete präzise und sauber.“

„Uns hat nur der technische Teil dieser Angelegenheit interessiert“, versicherte der Elektrofachlehrer Eichenberger dem Gericht, der sich so wenig wie sein Kollege Gabriel bewusst wurde, wie gefährlich es war, dem Hoffmann einen Rapport über die Messungen auszuhändigen. Dieser liess denn auch sofort dieses nicht unwesentliche Schriftstück notariell beglaubigen, welches sich vorzüglich dazu eignet, neue Kapitalisten zu Geldhingaben zu verleiten.

Das Vorgehen der beiden Technikumslehrer erscheint uns so bedenklicher, als sie darüber im Bilde waren, dass Hoffmann bereits im Zuchthaus gesessen hatte.

Einen ganz vorzüglichen Eindruck hinterlassen wohl allgemein die Ausführungen des Ingenieurs H. Strauss, der mit Hoffmann als seinerzeitiger Leiter der Amtsstelle zur Einführung neuer Industrien im Kanton Bern zusammentrat und diesem Manne offensichtlich mit einem gesunden Misstrauen begegnete. „Viele von der Sache Hoffmann schien mir unbrauchbar, einiges jedoch wertvoll.“ Ing. Strauss war es dann auch, der der kantonalen Fremdenpolizei bezüglich Hoffmann eine klare Absage gab, worauf das Technikum die Weisung erhielt, mit diesem Schluss zu machen.

Nachforschungen im Ausland

„Polizeileutnant Dr. Spörri erläuterte sodann seinen aufschlussreichen Bericht über die Nachforschungen, die er in Deutschland, Österreich und Ungarn angestellt hat. Er hat erachtet, dass Hoffmann in München seine Versuche etwa anderthalb Jahre lang durchführen konnte. In Wien wurde von ihm eine Frau eingenommen, welche dem Hoffmann ihr 20 000 Schilling betragendes Vermögen in naiver Weise übergeben hatte. Die Nachforschungen in Berlin ergaben, dass der Angeklagte während der Zeit des Naziregimes politisch nicht tätig war. Der Zeuge konnte hier auch Rücksprache nehmen mit dem Sachverständigen Prof. Dr. Klooss, welcher ihm gegenüber erklärte, er habe „nicht einwandfrei den Beweis erbringen können, dass die Sache Hoffmanns ein Schwindel sei.“ Das im Jahre 1942 gegen Hoffmann in Deutschland durchgeführte Strafverfahren war „absolut nicht politisch.“ Wenn dieses Verfahren von einem grösseren Verfahren abgezwängt und geheim durchgeführt wurde, so nach Auffassung Spörri deshalb, weil sich gewisse Grössen des Dritten Reiches nicht blamieren wollten, welche Geld für die angebliche Erfindung gegeben hatten.“

Bekanntlich hat er sich im Trübel der Besetzung Deutschlands durch die alliierten Truppen als „politischer Verfolger“ ausgegeben. Zu diesem Punkt äusserte sich der als Zeuge auftretende deutsche Staatsanwalt Dr. Alfer (Hannover), der 1942 die Ermittlungen im Strafverfahren gegen Hoffmann durchgeführt hatte. Nach glaubhafter Darstellung Alfers darf die Tatsache, dass die damaligen Strafakten den Stempel „Geheim Reichssache“ tragen, noch nicht zum Schluss verleiten, dass es sich hier um eine politische Sache gehandelt habe. Diese letztere Möglichkeit wurde dagegen weitgehend vom nächsten Zeugen, Rechtsanwalt und Notar Faigle aus Berlin, bejaht. Indizierend hierfür ist die unverhältnismässig lange Strafdauer von sieben Jahren Zucht-

haus, die man Hoffmann aufsalzte und sodann auch die Bezeichnung „Politisch“, die sich auf einem Schriftstück vorfindet und deren Urheberschaft Hoffmann selber zugeschrieben wird, was dieser entschieden bestritt.

Ein vernichtendes Urteil

Prof. Dr. Dünner orientiert zum Abschluss des zweiten Verhandlungstages das Gericht über das Ergebnis der überaus sorgfältig durchgeführten Untersuchung der Hoffmann'schen Maschinen in der ETH Zürich. Sein Urteil lautet vernichtend: Er konnte weder einen erhöhten Wirkungsgrad, noch eine Mehrleistung feststellen. Was die Kupferersparnis anbetrifft, so wird diese reichlich durch erhöhte Wärmeverluste aufgewogen.

KURZE NACHRICHTEN

Vereinzelte Dammbrüche in Holland

ag. (AFP) Die Lage in Holland ist weiterhin besorgniserregend. In Rotterdam wurde ein Teil des Damms vor dem Industriequartier von den Meeresgewalten weggerissen. Drei Hektaren Industriegelände, auf dem vor allem zwei Fabriken stehen, sind überflutet. In Stellingdam, auf der Insel Göre, fliesst das Wasser durch undichte Stellen in den Dämmen ein. Auf der Insel Texel wurden die dem Endracht-damm nächstgelegenen Häuser evakuiert. Die Lage des Leuchtturms von Cocksdoorn an der Nordspitze der Insel wird als sehr prekär betrachtet.

Überschwemmungen in Dänemark

ag. (AFP) Der heftige Sturm rief an der dänischen Kattegatt-Küste Überschwemmungen hervor. Auf Jütland stehen die tiefer gelegenen Quartiere der Hafenstädte Frederikshavn, Aalborg und Grenaa unter Wasser.

In der Nordsee wurde der holländische Dampfer „Coeta“, der einen Steuerbruch erlitt, vom dänischen Dampfer „P. V. Mortensen“ in Schlepptau genommen. Das dänische 2764-Tonnen-Schiff „Cimbria“, das vor der Insel Texel in Seenot geraten war, konnte nach einem holländischen Hafen abgeschleppt werden.

(DPA) Die schweren Stürme der letzten 36 Stunden haben den Fahrverkehr zwischen Skandinavien und Mitteleuropa am Mittwoch lahmgelegt.

Lloyds geben drei Vermisstmeldungen

ag. (Reuters) Die Schiffsversicherer Lloyds gibt bekannt, dass drei Schiffe offiziell als vermisst betrachtet werden: das 214-Tonnen-Schiff „Lady Sheila“ (Grossbritannien), der 278-Tonnen-Schleppdampfer „Exportado Segundo“ (Lissabon) und das 400-Tonnen-Motorschiff „Westward“ (Holland).

Neue Überschwemmungen in England

(United Press) Der Sturm und Regen der vergangenen Nacht hat in England zu neuen Überschwemmungen geführt. Der Fluss Yare trat in den beiden Städten Yarmouth und Gorleston über die Ufer, nachdem der gegen die Küste anrasende Sturm der Ebberückströmung entgegengegriffen und am frühen Morgen die neue Flut hinaufgetrieben hatte. In verschiedenen Strassen der beiden Städte stand das Wasser über einen Meter tief. Es wurden weitere Flutwarnungen verbreitet.

Schneesturm in Norditalien

ag. (AFP) Ungewöhnlich heftige Schneestürme haben einen grossen Teil Norditaliens heimgesucht, zahlreiche Bergdörfer von der Aussenwelt abgeschnitten und den Strassenverkehr an vielen Stellen unterbrochen.

Der Wind fegte die Dächer zahlreicher Häuser weg und riss eine grosse Anzahl von Kaminen herunter. Mehrere Personen wurden verletzt. Längs der Küste wurden die Fischerboote von dem Sturmwehter über das Meer geschleudert. Sie vertriehen aber noch rechtzeitig in die Häfen zurückzukehren. Auch in Südtalien herrscht schlechtes Wetter. In Kalabrien tauchen wieder Wölfe auf. In den Tälern auf. Die Hirten bewachen sich, um ihre Herden zu schützen.

Die Dauerwelle
wie sie gefällt
- von
Kunstlehand
geschaffen -
für wenig Geld



Mattmüller Coiffure

im Barfüsserhof
Telephon 22 03 29
obere Passage
ELIZABETH BOCK
Präparate

899/1

Zigeunerweihnacht

von Alexander Sacher Masoch

Damals, im Winter, drangen die hageren Wölfe bis zu den letzten Häusern der Ortschaft vor und rissen das Vieh, wo sie es trafen. Der Frost spannte seine dünnen harten Finger über den Fluss, und klirrend gefror das bewegte Wasser zwischen den Ufern.

Da brachten sie an einem Dezembertag Schwalbe heim, den vagebuhlerischen Geiger. Gott weiss, woher er kam. Sie fanden ihn fünfährig Meter vor dem Ort, bei den Wäldern, mit einem bösen Befehl über dem Schädel, halb erfroren. Jahrelang war er fort gewesen, und nun kam er so heim, auf zwei Latten. Es war spät am Abend, und die Leute, die ihn gefunden hatten, trugen ihn direkt zum Arzt. Ihre Hände häuperten gegen das schwere Elend. Er wurde Licht Haus. Der Arzt, ein alter Mann, selbst bereits kühn, jedoch standhaft in seinem Beruf, kam mit kenden Brillengläsern, um nach Schwalbe zu sehen, auf dem Tisch lag, umringt von den inzwischen herbeigeholten, laut jammernden Verwandten.

„Arzt räusperte sich. Dieser alte Mann hatte jahrelang in der Gegend gewirkt und kannte seine Zigeuner. Er räusperte sich also, dann schimpfte er los und je die ganze Gesellschaft zur Tür hinaus.“

„Jetzt war er allein mit Schwalbe, der mit geschlossenen Augen, einen notdürftigen Verband um den Schädel, dalag, und sah sich die Bescherung an. Manchmal brumme er leise vor sich hin, als wolle er sich selbst die einzelnen nötigen Handgriffe erläutern, aber schob die Brille auf die Stirn hinauf und liess sie dann wieder auf die starke, gebogene Nase zurückfallen. Inzwischen war Schwalbe soweit aufgetaut und schielte mit einem Auge unter dem Verband hervor, dann schloss er es wieder mit einem Ruck. Er dachte dann gar nicht, ob es nicht gut wäre, aufzuspringen und nach der Weite zu sehen. Und schon bewegten sich die Finger langsam seitwärts, um die Tischkante zu greifen. Indessen begann der alte Mann neben ihm sprechen, als wäre noch ein Dritter im Zimmer, in der Fall erklären müsste.“

„Dieser Kerl hier ist mit einer Art niedergeschlagen. Ein Gluck, dass er schläft! Denn wenn er wach ist, muss er gleich sterben. Stürzt er aber,

dann behalte ich seinen Kopf hier für mein Museum. Zwar kommt er dann ohne Kopf im Jenseits an, was eine grosse Schande ist — aber durch seine eigene Schuld! Das ist klar!“

Schwalbe gab es in diesem Augenblick auf, davon zu laufen. Er nahm vielmehr alle Kraft zusammen und lag stocksteif auf dem Tisch, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Der alte Mann war sehr geschickt, reinigte die Wunde, entfernte die Knochen splitter und begann dann zu nähen. Das alles war sehr schmerzhaft und dauerte eine ganze Weile. Aber die schreckliche Aussicht, ohne Kopf in den Himmel oder ins Fegfeuer zu wandern (die Hölle mochte er gar nicht mit in Betracht ziehen), verlieh Schwalbe, der wie alle seine Stammesangehörigen, kein grosser Schmerzerdulder war, ungeahnte Kräfte, und nur einmal, als die Nadel einen Nerv berührte, krampfte sich seine Finger fester um die Tischkante, wobei er ein mörderisches Gegröl anhebt.

„Na, siehst du“, sagte der alte Mann, der mit leichten Fingern an seinem Kopf hantierte, „das ist ein gutes Zeichen! Gleich habe ich dich wieder zurechtgepflegt. Dann kommst du heim zu den Kindern. Wie viele sind es denn?“

„Sieben, Herr, sieben“, flüsterte Schwalbe gepresst, mit geschlossenen Zähnen.

„Weisst du das so genau?“ sagte der alte Mann, um die Operation mit der üblichen scherzhaften Wendung zu beenden, die zur Erleichterung des Patienten mitunter nützlich ist.

„Ich glaube schon“, flüsterte Schwalbe nach einigem Nachsinnen.

„Wir sind fertig“, sagte der Arzt. „Im Frühjahr kennst du mir das Holz kleinmachen dafür oder du spielst mir was vor.“

„Jawohl, gnädiger Herr!“ hauchte Schwalbe, denn jetzt war er wirklich schwach.

Dann wurde Schwalbe von den jammernden Verwandten fortgetragen, auf den Latten. Und wie das bei Menschen mit urwüchsiger Lebenskraft zu sein pflegt, erholte er sich erstaunlich schnell.

Am Weihnachtsabend war er bereits sehr guter Dinge, aber schon wieder in Not. Aufgeregt stürzte er in das Zimmer des Arztes.

„Herr!“ rief er, den Hut vom verbundenen Schädel ziehend, „Ich werde das Holz kleinmachen und noch

den Garten umgraben. Ausserdem bin ich bereit, dir dein Lieblingslied zu spielen, wann immer du es forderst.“

„Was willst du also?“ fragte der alte Mann mit einem leisen Lächeln.

„Ein Kind, Herr!“ rief er, hilflos mit den Armen schlenkernd.

„Siehst du, das achte, wenn ich mich recht entsinne.“

„Das achte, Herr.“

Schwalbe trug die Instrumententasche, und so zogen sie los, im Dezembersturm, durch finstere Gassen, weit hinaus bis zum Ende der Ortschaft, wo die Hütte der Zigeuner lag. In der Stube waren wieder alle versammelt, die ganze Verwandtschaft, von der runzligen Grossmutter abwärts, und es herrschte grosses Geschrei. In der Ecke der Stube lag auf einer Decke die Wöchnerin in Krämpfen.

Der Arzt wärmte die Hände beim Feuer, dann drehte er sich um, und während seine Brillengläser zornig blitzten, ging er mit erhobenem Stock auf die braune Gesellschaft los. (Worte wären hier zwecklos gewesen). Dieser deutlichen Sprache folgte leere Seite der Raum augenblicklich bis auf Schwalbe, der schluchzend in einer Ecke kauerte. Draussen im Hof wurde inzwischen ein grosses Feuer angezündet, um Weihnachten zu begehen. Sie pflanzten einen Tannenbaum in die Erde und hingen duftende Brote daran auf. Dann sprangen sie laut schreiend durch die Pfannen, huschten und prägeln sich, lachten und schrien und die Kinder des Geigers bildeten einen Ring ums Feuer und sprangen halb nackt durch den Schnee. Aber der Schrei, der aus dem Hause drang, machte sie alle plötzlich verstummen. Schen und ängstlich drängten sie sich aneinander und näherten sich still dem Haus. Die Tür sprang auf und Schwalbe erschien mit breitem Grinsen im Hof. Im grossen Schwellen vernahm man die dünne Stimme des neugeborenen Kindes im Haus. Schwalbe lief nach der Geige. Dann pflanzte er sich vor dem Feuer auf und spielte dem Arzt, der in seinen Pelz gehüllt, mit langsamen alten Schritten näher trat, sein Weihnachtslied vor. In diesem Lied verschwand die Armut der Hütte. Das ganze weihnachtliche Land war darin, mit seinen Bergen und Tälern, seinen weiten Ebenen und seiner bleichen Sonne. Die weisse, leuchtende Schneedecke war

darin, aber auch die Wölfe, die hager und mit grünen Lichtern durch die Nacht strifften. Dieser Schwalbe war ein grosser Künstler, wenn er wollte. Und heute wollte er. Sondern, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, stand der Arzt und nahm sein Honorar in Empfang, das aus Tönen bestand, für das man nichts kaufen konnte, das schnell verwahrt war, aber das Herz mit weihnachtlichem Glanz erfüllte...

Schwalbe packte die Instrumententasche und dann gingen sie wieder los, die Zwei, durch die Weihnacht, denn der Arzt musste heim. Ihre Schritte knirschten im Schnee. Dann sagte der alte Mann:

„Ich habe sie gezähnt, Schwalbe, es war das neunte.“

„Das ist schon möglich, Herr.“ — erwiderte Schwalbe, der ein grosser Philosoph war. — „Ich war lange fort. Und dann — im Rechnen bin ich immer schwach gewesen.“

Wissenschaftliche Nachrichten

ag. Berufung. Prof. Dr. Richard Luchsinger, Privatdozent für Otolaryngologie an der Universität Zürich, hat eine Berufung als Professor an die Universität Johannesburg (Südafrika) angenommen.

Inseratenschluß über die Feiertage

Für Montag-Morgen- und Abendblatt vom 27. Dezember

Annahmeschluss: 24. Dezember, 8.00 Uhr

Werden Korrekturbzüge verlangt, so ver-

steht sich obige Schluszeit um mindestens

6 Stunden früher.

INSERTATENVERWALTUNG DER NATIONAL ZEITUNG:

Publicitas AG., Basel, Freiestrasse 29, Telephon 22 29 29

1023/22

als «neuer Sieg des französischen Volkes» in seinem unerlöschlichen Kampf zur Verteidigung der nationalen Interessen und gegen jede Art von Wiedervereinigung des Landes» gefeiert. Die Pariser Verträge seien ein amerikanisches Komplott, um einen Krieg im Herzen Europas zu entfachen. Ausser einer «aggressiven amerikanischen Clique» und deren Gefolgsleuten sei niemand an den Pariser Verträgen interessiert. Frankreich habe erkannt, dass es durch diese Verträge in furchtbare Gefahr gestürzt würde.

Der Karl May des deutschen Widerstands

Von Rudolf Pechel

II. (Vgl. Nr. 393)

Bei dem Versuch, mich zu diffamieren, geht Gisevius so weit, dass er versucht, meine Darstellung der Mission, die mich zum Feldmarschall v. Witzleben führte, als unzutreffend hinzustellen. Der Tatbestand war, dass der Plan, Witzleben zu bewegen, mit den zuverlässigen Panzerdivisionen nach Deutschland einzurücken, um dem Hitler-Regime ein Ende zu bereiten, am einen Abend im Hause des Generalobersten v. Hammerstein-Equord von Beck vorgebracht und von Hammerstein gebilligt worden. Witzleben schickte seinen Adjutanten Graf Schwerin-Schwannfeld zu mir nach Berlin, um einen Besuch von mir unter dem Vorwand eines Vortrages im Stabe Witzlebens vorzubereiten. Gisevius weiss genau, dass Männer wie Goerdeler und Jessen sich nicht bereit gefunden hätten, den Auftrag für Witzleben beim Betreten Deutschlands, vorzubereiten, wenn nicht auch dazu die Zustimmung der militärischen Sachverständigen Beck und Hammersteins vorgelegen hätte. Seine Behauptungen grenzen hart an Verleumdung: Charakteristischweise bemerkt Gisevius, dass ich bei meinem Besuch in Paris nicht «bis zu Witzlebens Vorgedragenen» wäre. Das ist aus seiner Mentalität heraus verständlich; denn es sind viele Klagen vorliegt, und Gisevius gibt ja selber in seinem Buche zu, dass er zu vielen Männern als unerwünschter Besucher sich vorgedrängt hätte.

Der Tatbestand ist folgender: Nach meinem Vortrag im Stabe Witzlebens, an dem der Feldmarschall nicht teilnahm, machte sich bei einigen Herrn des Stabes eine gewisse Spannung bemerkbar. Ich bat darauf Graf Schwerin, die Zustimmung des Feldmarschalls einzuholen, dass ich ihn nicht persönlich aufzusuchen brauchte, sondern Graf Schwerin die Botschaft Beck's, Hammersteins und Goerdelers ausrichten könnte, und dass Schwerin sie dann dem Feldmarschall vorbringen sollte. Witzleben, der mich seit Jahren kannte, stimmte zu, und Graf Schwerin brachte mir dann später seine Antwort, die ich an Beck und Hammerstein weitergegeben habe.

Es ist in eine Tatsache, dass jeder den andern nur bis zur Höhe des eigenen Bewusstseins begreift. So hat Gisevius wieder erkannt, dass die Männer des 20. Juli aus Gewissenszwang gehandelt haben, noch hat er die Gründe begriffen, warum ich seine Darstellung zurückgewiesen habe. Von ganz wenigen Hinterbliebenen des Widerstandes abgesehen, herrschte allgemein eine heile Empörung über die Art, in der Gisevius sich in die Rolle einer zentralen Figur des deutschen Widerstandes hineingesetzt hatte und wie gehässig er tragende Persönlichkeiten des Widerstandes in seinem Buch behandelte, nur unter dem einen Gesichtswinkel, ob sie ihn anerkannt oder abgelehnt hätten. Das traf besonders auf die Schilderung Graf Stauffenbergs zu, die er auch in seinem neuen Buch nicht wesentlich verändert hat. Ich bin damals dringend und immer wieder gebeten worden, aus meiner Kenntnis die Behauptungen von Gisevius richtigzustellen. Ich habe es niemals für erforderlich gehalten und hatte es auch nicht nötig, das, was ich im Widerstand getan habe, in denselben Beleuchtung zu setzen und mir eine Rolle auszusuchen, die ich nicht gespielt habe. Ich habe es auch niemals nötig gehabt, mich bei irgendjemand

Weitere Auslandsmeldungen

Erklärung der sowjetischen Schriftsteller

Moskau, 27. Dezember, ag. (Reuter) Die sowjetischen Schriftsteller haben am Sonntag in Moskau einen eifürigen Kongress abgeschlossen und zuhause den Zentralkomitee der Kommunistischen Partei eine Erklärung herausgegeben, in der es heisst, die sowjetische Literatur sei untrennbar mit den Zielen der Oktoberrevolution verbunden. Für das Volk sei weniger getan worden, als die Schriftsteller hätten tun können und sollen. Gleichzeitig werden die sowjetischen Schriftsteller aufgefordert, «über die Widersprüche und Konflikte des sowjetischen Lebens im Geiste des sozialistischen Realismus nachzudenken». Die sowjetische Literatur sei noch weit von der Erfüllung ihrer Berufung entfernt und müsse über den Kampf zwischen dem alten und neuen gründlich nachdenken. «Die sowjetischen Autoren sollten so schreiben, dass ihr Schrifttum wie eine Hymne der Freundschaft für die fortschrittlichen Völker des Auslandes ertönt. Sollte ein neuer Weltkrieg entfesselt werden, dann werden die sowjetischen Schrift-

steller dem sowjetischen Mutterland ihre Fähigkeiten, ihre Kunst, ihre Kraft und ihr Leben zur Verfügung stellen, wie sie es im Kampf gegen den deutschen Faschismus vor dessen Niederlage taten.»

Blutige Weihnachten in Nordafrika

Casablanca, 27. Dezember. (United Press) Nach Polizeiberichten haben die Weihnachtstage in Marokko und Algerien zahlreiche terroristische Anschläge gebracht, die mindestens fünf Tote und acht Verwundete neben erheblichem Sachschaden forderten. Eine Bombe in Casablanca am Weihnachtstag tötete eine Marokkanerin und verwundete acht Personen. Ein französischer Polizist wurde aus einem fahrenden Camion beschossen. Stromleitungspfähle am Stadtrand wurden in Brand gesteckt. Ein Marokkaner wurde auf der Strasse erschossen. In Algerien richtete sich ein Anschlag gegen eine Kapelle in Randon, deren Altar und Kirchenstühle demoliert wurden. Bei Conde Smeoudous im Departement Constantine entspann sich ein Feuergefecht zwischen vier Freischärlern und einer Polizeipatrouille. Ein Rebell wurde getötet und einer

Am andern Tag kam der Bootverleiher mit und reklamierte das Paar Ruder. Der Schiffer hatte zwar das Boot, nicht aber die Riemen abgeliefert. Ich ging zum Kai, wo die Schute noch immer lag. Ich rief und pochte an die Kombüse, aber niemand meldete sich. Rados stand bei dem Deck. Es war mit Personnen zugedeckt und da fiel mir eine längliche Erhöhung unter dem Segeltuch auf. Es waren die beiden fehlenden Riemen. Ich nahm sie so gelassen wie der Schiffer sie genommen hatte und brachte sie geschultert dem Verleiher. Dann rief ich Katinka an. Ihre Mutter war am Telefon. «Nein, Katinka können Sie nicht sprechen», sagte sie. «Katinka habe ich ins Bett gepackt. Sie ist erkrankt. Sie hat gestern Abend mit einem dieser grünen Bengel rudern wollen und dabei ist sie ins Wasser gefallen. Wer spricht dort? Ich erfand rasch einen Namen und hängte an.

Katinka sah ich später noch oft. Aber es blieb bloß freundlich kühles Grüßen. Die Rolle, die ich an jenem Abend gespielt hatte, schien ihr nicht imponiert zu haben. Wo ich ihr doch sozusagen das Leben gerettet hatte!

Musikalisches

Zürcher Stadttheater. v. Ausnahmeweise hat man wieder einmal die Neubeinschreibung einer Oper zustande gebracht, ohne Beihilfe von auswärtigen beanspruchten zu müssen. Die Titelrolle im «Rigoletto» ist jetzt an Matthias Schmidt übergegangen, der einen Narren von mächtiger Stimmkraft und musikalischer Prägnanz nicht bloss hinstellt, sondern im verständlichen Sinn auch zu beleben weiss. Darstellend ist Richard Müller, Herzog noch unentwickelt; als Sänger von Format jedoch hat unser lyrischer Tenor Mittel einzuweisen, die das verführerische Wesen des mautenreichen galantuomo glaubhaft machen. Anfangs etwas ängstlich, dann aber mit Selbstvertrauen in die Rolle hineinwachsend, hat Ise Wallenstein die Glida zu einem feldmervigen Geschöpf geformt, dem zwar das dramatische Agitare noch nicht ins Blut gedrungen ist, das sich aber im stilleren Wirkungsbereich der lyrischen Koloratur umso heimlicher fühlte. Ein argmetallischer Bravo, der seines Mörderantes mit Lässigkeit wartet, ist Charles Gilgig, dessen anrührende Sorella — Grace Hoffman — sich mit den Künsten einer schwarzhaarigen, nichts weniger als busstfertigen Maddalena noch nicht ganz vertraut zeigt.

Eisenhower besorgt

Angusta (Georgia), 27. Dezember. (United Press) Präsident Eisenhower hatte am Sonntag erneut eine telefonische Unterredung mit Staatssekretär Dulles über die durch die Krise in der Pariser Ratifizierungsdebatte geschaffene Lage. Später äusserte er in einem privaten Gespräch, er werde sich möglicherweise gezwungen sehen, seine bis 2. Januar geplanten Ferien abbrechen und nach Washington zurückzukehren.

einzuordnen, durfte aber die tiefe Freude erleben, dass die Männer des Widerstands mich aufsuchten. Gisevius hat auch gar kein Gefühl dafür, dass die Rolle, die er in Nürnberg gespielt, ihn um den letzten Rest von Achtung bei den überlebenden Widerstandskämpfern und den Angehörigen der Toten gebracht hat. Er war als Entlastungszeuge für Schacht geladen und trat dann als elus Art Kronzeuge gegen Göring auf, um dessen Wohlwollen er sich so innig bemüht hatte.

Die Versuche von Gisevius, mich aus meiner früheren Tätigkeit als einen Feind der Weimarer Republik hinstellen, können mich nicht zu einer Entgegnung veranlassen. Meine Tätigkeit als Herausgeber der «Deutschen Rundschau», in der ich Auswüchse in der Weimarer Republik bekämpfte, sie aber hehnt habe, liegen der Öffentlichkeit vor.

Nur eins sei bemerkt: Ich gehörte zu dem Kreise, der an die Möglichkeit einer konservativen Revolution glaubte. Die Gisevius für einen Nonsens erklärt. Nun, man kann wohl von einem Prädikat-Assessor dank der erleichterten nationalsozialistischen Bestimmungen nicht soviel Bildung verlangen, zu wissen, dass dieser Begriff von Hugo von Hoffmannsthal geschaffen worden ist.

Gisevius behauptet mit seiner zügellosen Phantasie, dass er in einer Regierung nach glücktem Putsch mindestens als Staatssekretär vorgesehen gewesen wäre und Beck und Goerdeler jeder ihn für sein Amt verlangt hätten. Sonderbar, dass er in keinem der unvorsichtigen Ministerlisten aufgeführt ist. Er will es nicht wahrhaben, dass man Leute wie ihn in aufgeregten Zeiten wohl benutzt, ihm aber niemals einen Platz in einem geordneten Staate einzuräumen bereit war.

Die Darstellung, die Gisevius von seinen Beziehungen zum amerikanischen Dienst von Allan Dulles gibt, überzeugt nicht. Tatsache ist, dass er von der militärischen Abwehr und von ihr reichlich dotiert, als Vizekonsul nach Zürich mit dem Auftrag geschickt wurde, in den Abwehring von Allan Dulles einzudringen. Da er aber zu gleicher Zeit auch Berichte an das Reichssicherheitshauptamt und die militärische Abwehr geliefert hat und an Allan Dulles Informationen gab, erhebt sich die Frage, welcher von den drei Instanzen gegenüber er wirklich gehandelt hat.

Das Buch von Gisevius ist nichts anderes als die Selbstverherrlichung eines überdimensionierten Narziss. Es wird dem Geist, aus dem der Widerstand geboren wurde, nicht gerecht. Es verzerrt das Bild einiger der Besten unserer Taten und wirkt in der Schilderung des 20. Juli 1944 direkt abstoßend, weil er die Männer des 20. Juli wie eine Schaar von Hühnern im Regen rat- und latelos durcheinander laufend hinstellt und sich selbst als den einzig vorhandenen ruhenden Pol.

Je mehr sich die Zeiten normalisieren, um so mehr werden die zwiefältigen Gestalten, die auf mehreren Schuften getragen haben, im Hintergrund verschwinden. Es wird die Zeit kommen, dass verdienstvollen das Buch von Gisevius eingereicht wird in Abteilung K — Kolportage, Unterabteilung S — Selbstbespiegelung.

(Schluss.)

verhaftet. Dazu kommen drei Todesopfer eines Bombenanschlags in Casablanca am Heiligen Abend.

Chinesischer Volksrat

Paris, 27. Dezember, ag. (AFP) Wie die Agentur «Neues China» meldet, wurde Präsident Mao Tse Tung zum Ehrenvorsitzenden und Ministerpräsident Tschu En Lai zum Vorsitzenden des Nationalkomitees der Konsultativen Politischen Volksrates von China gewählt, der in Peking tagte und die neuen Statuten des Rates billigte.

Dieser Rat ist die Organisation der Volksdemokratischen Einheitsfront und umfasst alle Nationalitäten, die demokratischen Klassen, die Parteien, die Volksorganisationen, die Chinesen im Ausland und die andern demokratischen Patrioten.

Seine wesentliche Aufgabe besteht darin, die Verfassung der Volksrepublik aufrechtzuerhalten; die Einheit unter den Bürgern zu fördern und die Regierung in ihrem Werk der Industrialisierung und

sozialistischen Umwandlung des Landes nach Kräften zu unterstützen.

Das Nationalkomitee soll auch die «unerschütterliche Freundschaft» mit der Sowjetunion, den Volksdemokraten und allen friedliebenden Ländern konsolidieren und entwickeln und den Weltfrieden verteidigen.

Es wählte ein ständiges Komitee von 65 Mitgliedern, dem auch der Dalai Lama angehört. Das Nationalkomitee tritt einmal jährlich zusammen.

ag. (Reuter) Die Agentur Neues China verbreitete eine Erklärung des Politischen Volksrats, die nach der Rede Tschu En Lais angenommen wurde. Es heisst darin: «Der Rat ist wegen der schweren Kriegsprovokation der Vereinigten Staaten entrüstet. Er verspricht, mit allen Kräften für die Befreiung Formosas gemäss der am 22. August von allen demokratischen Parteien und Organisationen des Volkes erlassenen Erklärung tätig zu sein. Das chinesische Volk wird diese Bemühungen erst einstellen, wenn Formosa befreit ist.»

Ein merkwürdiges Urteil

Wer ist René Sonderegger?

Die Antwort des Rechtsanwaltes: Ein turbulenter Journalist mit Ausdrucksvermögen von belebender Dramatik. Ein Mann, in dem das demokratische Bedürfnis zu schimpfen parallel zum Drange nach Heroenkult geht, und der seit 15 Jahren mit untrüglicher Sicherheit falsche Götter findet. Ein Schweizer, der ein Herold Adolf Hitlers und der Nazis gewesen war, und der in Hitler eine «ausgesuchte Blume in der Gattung der europäischen Blumen» erblickte. Im Bemühen, seinem Heroenkult schweizerisches Kolort zu geben, habe Sonderegger Adolf Hitler neben die Männer des Rütli, neben Heinrich Pestalozzi und Jakob Burckhardt gestellt, und selbst nach dem Kriege sei er noch der Nazipropaganda und dem Antisemitismus treu geblieben.

Erwiesen sei eine massive und unzulässige Einmischung Sondereggers in die Redaktion der «Reformierten Schweiz». Es liege im allgemeinen Interesse, dass Redaktor Stickleberger solche Verhältnisse der Öffentlichkeit bekannt gegeben habe. Stickleberger habe kein Kesseltreiben organisiert, sondern ein Rücktrittszirkular versandt, welches nicht rechtskräftig gewesen sei. Das Verschulden der Beklagten Heizmann und Sonderegger sei nicht durch Provokation vermindert worden, und deswegen müsse das bezirksgerichtliche Urteil fallen.

Für den beklagten Buchdrucker Heizmann vertrat Parreth Walter Marti die Auffassung, dass die Pressepolitik, die das Zirkular Redaktor Sticklebergers ausgeht, habe, als schwerer Missbrauch der Presse zu bezeichnen sei. Kein Verleger gebe seinem Redaktor Generalvollmacht, zu schalten und zu walten wie er wolle. Der Ankläger habe mit seinem Vorgehen der Druckerei den Todesschritt versetzt.

Einen Grenzfall

nannte in den Beratungen des Obergerichtes einer der Richter den Prozess, als er vom Verschulden Heizmanns sprach und betonte: Eine schwere Verletzung in den persönlichen Verhältnissen Redaktor Sticklebergers liegt sicher vor, hierin sind wir einig. Umstritten bleibt hingegen, ob ein schweres Verschulden der Beklagten vorliegt, wie nur die Minderheit des Gerichtes annimmt. Die Mehrheit des Gerichtshofes hingegen nimmt zwar eine besondere Schwere der Verletzung, nicht aber eine besondere Schwere des Verschuldens an, da Heizmann und Sonderegger durch Redaktor Stickleberger provoziert worden seien.

Das Obliegenheitsrecht gibt nur dann Anspruch auf eine Gemütsentschädigung, wenn jemand in seinen persönlichen Verhältnissen verletzt wurde, wo die besondere Schwere der Verletzung und des Verschuldens nachzuweisen ist. Das Obergericht betont, dass die Beklagten sich einer ganzen Reihe schwerer Verletzungen der persönlichen Verhältnisse des Klägers (also Redaktor Stickleberger) schuldig gemacht haben. Sie wiegen aber nicht so schwer, dass den Beklagten ein besonders schweres Verschulden zur Last gelegt werden könnte, so dass das Obergericht die Klage Sticklebergers abweist und ihn verpflichtet, den Beklagten Heizmann mit 600 Fr. und den Beklagten Sonderegger mit 50 Fr. für Umtriebe zu entschädigen.

Bemerkenswert am Urteil ist,

dass das Interesse der Abonnenten und einer weiteren Öffentlichkeit, über die Beziehung eines Hitlerverehrs und Nazifreundes informiert zu werden, als weniger wichtig angesehen wird, als das wirtschaftliche Interesse der Beklagten. Bemerkenswert ferner, dass den Beklagten, die sich einer schweren Rufgefährdung des Redaktors schuldig gemacht haben, zugute gehalten wird, sie hätten zu wenig Zeit gehabt, ihre Verteidigungsartikel genügend zu überlegen. Diese Begründung des Gerichtes könnte den oft unter grösster Zeitnot arbeitenden Journalisten geradezu verlocken, in aller Eile obiges Urteil zu kommentieren.

OMEGA
BIBARD PERREAUX
CP
W. SAUTER GOLDSCHMIDT-AD. FREIESTRASSE 27
ZÜRICH — BÜHL — UND — SÄHRNÄREN — MÖRKENHÖRN
FACHHÖRER & KONSTANTIN
JAEGER-LE COULTRE

Einer dieser grünen Bengel

Von Frank F. Braun

Wir trugen blaue Samtmützen. Sie hiess Katinka und lachte gern. Es ist schon lange her.

Auf dem Isebeck-Kanal spiegelte sich der Vollmond und der Bootverleiher fragte: «Eine Stunde?» Wir kletterten in das Boot, er passte die Riemen ein und gab uns einen Stoss mit dem Euterbaken.

Bei der Krugkoppelbrücke zog ich die Ruder ein. «Wir könnten nebeneinander sitzen», schlug ich vor. Katinka kam zu mir auf die Ruderbank. Sie war weich, warm und anschlüssig. Man kann nicht küssen, wenn man stocksteif nebeneinander sitzt. Ich rückte dichter an sie heran und da passierte es. Wir verloren nicht die Balance, das Boot glitt einfach unter uns weg. Katinka schrie nicht. Sie tauchte sofort wieder auf und hielt sich am Bootsrand fest. «Ich kann nicht gut schwimmen», sagte sie atemlos. Ich schob sie mit dem Boot an einen der Querbalken unter der Brücke, der gerade noch aus dem Wasser ragte. Darauf setzte sie sich, ihre Beine baumelten im Wasser. Ich schwamm zum Ufer, es war nicht weit, doch dauerte es einige Zeit, bis ich an dem gemauerten Rand hochkam. Es lagen da einige Oberländer Schuten. Ich rief um Hilfe und der Schiffer kam aus seiner Kombüse. Wir machten das Beiboot los und holten Katinka ab. Sie war sehr nass und der Taxifahrer musste mit einem Trübsand gewonnen werden. «Ich rufe an», verhiess ich. Dann gab ich dem Schiffer ein blankes Dreimarkstück. Er sollte unser Ruderboot einfangen und es dem Verleiher mit ein paar erklärenden Worten zurückbringen.

Ich wohnte in der Isestrasse und hatte es nicht weit. Unbemerkte gelangte ich ins Haus, ging sofort in mein Zimmer, hängte das nasse Zeug über einen Stuhl und legte mich ins Bett. Es war noch zeitig am Abend, gegen zehn Uhr. Um halb elf schickte Herr Voss, der unter uns wohnte, herauf. Bei uns müsse ein Waschbecken überlaufen, seine Stubendecke feuchte sich.

So kam meine Mutter in das Zimmer und entdeckte das nasse Zeug. Ich gab eine unvollständige Erklärung ab und mein Vater wollte sich krank lachen. «Wie kann einem das passieren?», rief er immer wieder. Er war alter Herr im Ruderclub Hammonia. Ich hätte es ihm genau erklären können, aber ich schwieg lieber.

Der warme und kompakte Zusammenklang der vier schönen Stimmen im hermiten Quartett der Schlussaktess hätte tatsächlich italienische Illusionen wecken können. Mehr durch seine heissvolle Gestalt als stimmlich imponierend wirkt Willy Meyers Montetone. Georg Reinhardt's Inszenierung (mit den drastischen Bühnenbildern von Max Rothliaberger) bringt nur geringe Abweichungen vom Üblichen. Dass sich musikalisch alles in guter Ordnung vollzog und der Rhythmus von Verdis unverwundlicher Oper nicht ins Schwanken geriet, dafür sorgte umsicht und mit klaren Befehlen Eduard Hartogs.

11. Internationaler Musikwettbewerb in Genf 1955. ag. Nach dem grossen Erfolg des 10. Internationalen Musikwettbewerbs, an dem 227 Kandidaten aus 34 Ländern teilgenommen hatten, beschloss das Organisationskomitee, auch für 1955 wieder einen solchen internationalen Wettbewerb in Genf vorzubereiten. Dieser wird vom 17. September bis 1. Oktober stattfinden und folgende Kategorien umfassen: Gesang, Klavier, Orgel, Bratsche, Trompete und Soubassus für Klavier und Violine.

Teilnehmer können wieder die jungen Künstler aller Länder im Alter von 15 bis 30 Jahren. Der Wettbewerb wird abermals in Zusammenarbeit mit Radio Genf und dem Orchestre de la Suisse romande organisiert.

Schneewittchen in Frankreich. Die Oper Schneewittchen (Blanche-Neige) von Otto Maas, Musik Franz Schubert, in der musikalischen Einrichtung von Felix Weingartner, hatte bei der vor einigen Tagen stattgefundenen Premiere im Grand-Théâtre Municipal in Bordeaux einen stürmischen Erfolg bei Publikum und Presse. Das Theater von Bordeaux wird mit der Oper in den nächsten Monaten in den Theatern von Toulouse, Lyon und Marseille gastieren. (Vertriebsrechte: Theaterverlag Weiss AG, Basel).

Ehrend eines Schweizer Musikers in Deutschland. ag. Der Ministerpräsident von Baden-Württemberg hat Dr. Rudolf von Tobel aus Bern, seit unterhalb Jahren Lehrer am Hochschul-Institut für Musik in Trossingen, Kreis Tuttlingen, zum Professor ernannt.

Der 1903 in Bern als Berner Bürger geborene Prof. Dr. Rudolf von Tobel studierte in Bern Musik und

Musikwissenschaft. Er wurde erstmals bekannt mit seinem Werk «Die Formenwelt der klassischen Instrumentalmusik». Als Freund und Schüler von Pablo Casals verfasste er später eine in mehrere Sprachen übersetzte Biographie des grossen Musikers. Prof. Dr. Rudolf von Tobel leitet in Trossingen die Ausbildungskurse für Violoncello, unterrichtet Kammermusik und leitet das Kammerorchester, überdies ist er als Solist und Kammermusiker tätig.

Saison-Eröffnung in der Mailänder Scala. Mit Spontinis «Vestalin» geschah der grossartige Auftakt der diesjährigen Wintersaison der Mailänder Scala, mit einem Publikum, dessen überwältigende Eleganz heutzutage nur noch in Italien bei dergleichen Anlässen anzutreffen ist, vom künstlerischen Gesichtspunkt aus eine ideale Angelegenheit, und man wurde das Gefühl nicht los, einem pompösen und eminent glanzvollen Staatsgast zu beläuen. Trotz des bekannt herrlichen Orchesters und überwältigend schöner Stimmen. An ihrer Spitze die unvergleichliche Callas-Meneghini, die ihre wundervolle Stimme «führt», wie man das heute sehr selten hört, — der grossen Künstlerin Signani und dem neuen, hervorragenden Versprechen der Italienischen Oper: den jungen Tenor Franco Corelli. Antonia Votto betreute den musikalischen Teil auf das sorgsamste. Das grosse Ereignis des Abends war die Gegenwart Toscanini. Es war eine schöne Geste der Sängerin Meneghini-Callas am Schluss des 2. Aktes, ein ihr zugeworfenes Blumenbouquet dem Meister Toscanini in der Bühnenprobenzinsloge unter dem Jubel des Publikums zu überreichen, dessen Ovationen kein Ende nehmen wollten.

I. D. U.

Sicherheit und Ruhe durch



Revolutionär wider Willen?

Zu der Auseinandersetzung über Carl Goerdeler und den 20. Juli

Von Franz BÖHM

Im Heft 230 haben wir angekündigt, daß wir im Anschluß an die Auseinandersetzung zwischen Professor Constantin von Dietze und unserem Mitherausgeber Michael Freund über die Person und Leistung von Carl Goerdeler Professor Franz Böhm das Wort erteilen würden. Professor Böhm stand, wie Professor von Dietze, mit Carl Goerdeler und seinen Bestrebungen in persönlichem Kontakt. Im Gegensatz zu Professor Gerhard Ritter (und auch zu Michael Freund) ist er der Ansicht, man solle sich bei einer Würdigung und Deutung der Persönlichkeit Goerdelers und seiner Pläne ausschließlich auf diejenigen Quellen stützen, die uns für die Zeit *bis* zum 20. Juli zur Verfügung stehen. Erst wenn dieses Material „bis zur Grenze des Möglichen“ verwertet und kritisch gedeutet sei, könne man „mit großer Vorsicht an den Versuch heranreten, das, was sich nach diesem Zeitpunkt unter so außergewöhnlichen und furchtbaren Bedingungen ereignet hat, oder wenigstens einiges davon heranzuziehen, um von diesem späteren Geschehen und nach rückwärts hin teils die Persönlichkeit Goerdelers, teils die Geschichte des Widerstandes anzuleuchten“. Professor Böhm geht also in den folgenden Aufzeichnungen nicht auf den Disput ein, der um die Auslegung von Goerdelers Briefen, Denkschriften und Notizen nach seiner Verhaftung geführt worden ist, sondern gibt eine Darstellung der Vorgeschichte des 20. Juli und eine Interpretation der Taktik Goerdelers, die seine persönliche und geschichtliche Leistung als Beispiel einer echten revolutionären Aktion versteht.

Die Redaktion.

Durch das Buch Gerhard Ritters ist das Charakterbild Carl Goerdelers aus dem teils verklärenden, teils verzerrenden Dämmerchein der Legende in das Licht der Geschichte gerückt worden. Gerhard Ritter hat als Historiker das Andenken der von ihm in herzlicher Freundschaft verehrten Gestalt der Belastungsprobe der Tatsachen ausgesetzt. In seinem Buch ist eine Wahrhaftigkeit beheimatet, die mehr ist als eine Gelehrtentugend, nämlich eine wirkliche und echte Kraft. Denn manche der Tatsachen und Dokumente, die Ritter in seinem Buch ausbreitet, sind geeignet, den Leser an Goerdeler, ja am Widerstand irre zu machen. Besonders die Lauen und Schwankenden, aus denen sich leider unsere gebildeten Schichten zu einem recht großen Teil zusammensetzen, werden sich erleichtert fühlen, soweit es sie etwa bedrücken sollte, daß sie damals der ganzen Sache nicht recht getraut und deshalb die Vorsicht für den besseren Teil der Tapfer-

keit gehalten haben. Jetzt werden sie sagen: mit solchen dilettantischen Parzivals und Projektemachern kann man nicht ins Gefecht gegen Leute rücken, die mit so furchterregenden Waffen wie Gestapo, SS, Reichssicherheitshauptamt, Folter, Vergasungsöfen, Konzentrationslagern, Pendelgalgen, Metzgerhaken und mit Bestien wie Heydrich, Freisler und Kriminalrat Lange arbeiten. Ritter selbst ringt beim Anblick des Materials, das er gesammelt hat, mit Zweifeln und Skrupeln mannigfaltiger Art. Er hat zwar für seine Person eine Deutung erarbeitet; aber bei seiner unbefangenen und offenen Art des Darstellens läßt er den Leser beim Ringen und Überlegen des Historikers zuschauen.

Diese Zweifel bedrängen alle, denen der Widerstand Gewissenssache oder doch eine Sache des Wunsches war. Sie haben die Anhänger des Widerstandes schon bedrängt, als sie Goerdeler und seinen Kreis noch am Werke sahen und sich ihm zugehörig fühlten. Sie müssen in viel höherem Grade Gutgesinnte bedrängen, die Goerdeler persönlich nicht gekannt haben. Diese Zweifel betreffen nicht das *Ziel*: daß nämlich Hitler, seine Partei und sein Staat bei der ersten sich bietenden Gelegenheit vom deutschen Boden weggefegt werden müßten, und zwar ohne jede Rücksicht auf militärische, außenpolitische und innenpolitische Folgen. Die Zweifel gelten einer anderen Frage, nämlich der: wie *macht* man das? Hatte Goerdeler die persönlichen Eigenschaften, die ein solches Unterfangen fordert? Waren sein Weg, seine Pläne, seine Mittel seriös? War es, legt man den Maßstab großer Revolutionen an, „dilettantische Spielerei“?

*

Ich will versuchen, wenigstens einige *Hauptlinien* der Lage zu umreißen, vor die sich die Gegner des Nationalsozialismus gestellt sahen, nachdem Hitler zur Macht gelangt war. Hier ist zu-

nächst einmal festzustellen, daß das Emporkommen Hitlers selbst eine „große Revolution“ war*). Sie war, als Goerdeler in den Widerstand ging, fünf, als er verhaftet wurde, elf Jahre alt. Sie stützte sich auf eine immense Volksbewegung und auf eine fanatisch ergebene, militärisch disziplinierte Terroristengarde. Sie brachte eine territorial und bis zu einem gewissen Grade sogar fachlich gegliederte Parteiverwaltungsorganisation schon fix und fertig mit sich, deren Mitglieder sofort die Posten der Reichsstarthalter, der Länder-Ministerpräsidenten, vieler Oberbürgermeister und andere Ämter besetzten und den Rest der deutschen Verwaltung einschließlich der politischen Parteien, der Gewerkschaften, der Bürokratie, der Diplomatie, ja sogar der freien Berufe, der Anwälte und Ärzte, der großen Unternehmungen, der Wirtschaftsverbände kontrollieren und terrorisieren konnten. Ein imposanter Gleichschaltungsvorgang walzte über die deutsche Gesellschaft und ihren überkommenen Staat dahin und war binnen eines einzigen Jahres soweit abgeschlossen, daß nur noch die Wehrmacht und das Auswärtige Amt als zu bändigende Pappdeckelburgen der „Reaktion“ übrigblieben; sie wurden dann später ebenfalls ziemlich ohne Rest vereinnahmt.

Die Führer dieser Revolution, insbesondere Hitler selbst, waren willensstarke Machtmenschen von härtester Entschlossenheit und Virtuosen der revolutionären Strategie und Taktik von kältester Intelligenz und Könnerschaft. Ihre Ziele waren immens; jeder, der damals in Deutschland lebte, fühlte und wußte, daß auch das Ärgste und Radikalste, das sich zu irgendeinem Zeitpunkt ereignen mochte, immer nur ein Anfang, eine Vorstufe war und daß noch ganz anderes bevorstand. Die vor 1933 beinahe im Stillstand befindliche Staatsmaschine wurde in eine solche Umdrehungsgeschwindigkeit versetzt, daß schon der bloße Anblick dieser bislang für unmöglich gehaltenen, nie erlebten Dynamik jede Widerstandskraft lähmte, ja schon jede kühle Distanzierung zu einem schwer vollziehbaren Unterfangen machte. Alles, was damals in Deutschland an Machtgebilden existierte, eine politisch und sozial imposant organisierte Arbeiterschaft, von deren Mitgliedern im März 1933 noch über zwölf Millionen sozialdemokratisch oder kommunistisch gewählt hatten, der „starke Turm“ des Zentrums, der Stahlhelm, die Industrie, die Bürokratie gingen in die Knie; es dauerte nicht lange, da gingen auch die großen europäischen Mächte, die Sieger von Versailles, in die Knie; schließlich kam auch noch das bolschewistische Riesenreich Stalins an und ließ sich von Herrn Hitler das halbe Polen schenken.

Meines Wissens ist in der ganzen Geschichte kein Beispiel bekannt, das uns zeigt, daß gegen eine Revolution von solcher Wucht in einem Zeitraum von fünf bis zwölf Jahren eine auch nur nennenswerte revolutionäre Auflehnung angebrandet wäre. Wer sich wundert, daß es Goerdeler und dem deutschen Widerstand nicht gelungen ist, das „Dritte Reich“ zu Fall zu bringen, der wundert sich im Grunde darüber, daß es in der Geschichte keine Wunder dieser Art gibt. Jedenfalls hat es bisher kein solches Wunder gegeben. Wenn etwas am Aufstand des 20. Juli Anlaß zum Wundern gibt, dann ist es die Tatsache, daß er überhaupt versucht worden ist, daß er offenbar, was Umfang und Stoßkraft betrifft, viel gefährlicher war, als irgend jemand für möglich gehalten hätte, und daß es in so kurzer Zeit gelungen war, heterogene und zerstreute Gruppen von Unzufriedenen in solcher Breitenausdehnung, wenn auch locker, miteinander in Verbindung zu bringen und in ihnen den Willen zur praktischen Tat in so hohem Grad zu entbinden. Diese Sammlung aber war

in hohem Grade das Werk Goerdelers, und ebenso diese Aktivierung des Tatwillens in zahllosen Exponenten ehemals isoliert operierender oder raisonierender Gruppen. Nicht die anderen Verschwörer konnten Goerdeler politisch etwas bieten, etwa einen Ministersessel, sondern Goerdeler bot den Verschwörern dasjenige, was selbst ein Militärdiktator braucht, um sich länger als vier Wochen behaupten zu können, nämlich eine erfäßbare, zur Akklamation bereite, auf die Tat wartende Menge aktiver Menschen, auf die sich eine Putschregierung vom ersten Tag ihres Regierungsantritts stützen und verlassen konnte.

Von den Eigenschaften, die Goerdeler zu diesem Werk befähigten, soll noch die Rede sein; die wichtigste aber will ich schon jetzt nennen: es war der bergeversetzende Glaube, es war die hinreißende Pracht seines Rechtsempfindens und seiner Menschenachtung, es war die Unbedingtheit seines Willens: diese Verbrecher müssen weg! Kein anderer unter den Verschwörern besaß diese Eigenschaften in solchem Grad, so vortrefflich viele von ihnen auch sein mochten, so sehr manche von ihnen Goerdeler an realistischem Urteil, an politischer Erfahrung, an Situationsgefühl, an geläuterter Einsicht in politische und soziale Zusammenhänge, an Weite des Wissens und der Bildung auch übertreffen mochten. Man kann zum Handeln geborene Menschen nicht mit den Maßstäben messen, die man an Verfasser von politischen, sozialen und ökonomischen Denkschriften anlegen darf und muß. Clausewitz sagt einmal, beim Feldherrn komme es nicht auf den feinen, sondern auf den starken Geist an. Goerdeler aber besaß diese seltene Gabe des starken Geistes, eine Kraft von sehr edler Beschaffenheit. Gedanken von edler Beschaffenheit – sie brauchen keineswegs originell oder neu zu sein – werden fast nie mit großer Kraft gedacht; meist gilt, was Frau von Rémusat von Napoleon gesagt hat: er hatte die Gedanken eines Korporals, die aber dachte er mit großer Kraft.

*

Wenn eine kraftvoll geführte Volksbewegung über einen Staat und eine Gesellschaft hinwegbrannt, und seien ihre Parolen noch so niederträchtig – also etwa: Juda verrecke! –, dann ist in der Regel schon vorher alles, was nicht zu dieser Volksbewegung gehört, ideologisch, geistig, politisch und moralisch sturmreif geschossen und von seinen angestammten Kapitänen verlassen, die schon die Feder in der Hand haben, um dem noch vorgestern als Mondkalb verachteten Führer ein Ermächtigungsgesetz zu präsentieren. Mag auch das Alte in seiner Schwäche noch immer tausendmal besser sein – in allem und jedem – als das sieghafte Neue: nach dem Sieg des Neuen haben alle Verfechter des Alten zunächst politisch ein miserables Gewissen. Sie fluchen dem Sieger, sind aber gleichzeitig davon durchdrungen, daß er mit Recht gesiegt hat.

Diese Demoralisierung der Überwundenen kann ein vorübergehender Zustand sein, wenn der Sieger seinen Sieg nicht ausnützt, wenn er nach der Erklammerung des Thrones stehenbleibt. Dies ist nach 1918 geschehen, vor allem deshalb, weil die meisten „Revolutionäre“ gar keine Revolution wollten. Anders Hitler. Dieser zog es zwar vor, ohne Revolution zur Macht zu kommen, machte aber seine Revolution hinterher, nachdem er bereits in den Besitz der Regierungsgewalt gelangt war, anderthalb Monate nach der „legalen“ Machtübernahme, am Morgen nach den Märzahlen, am Tag der „nationalen Erhebung“. Und nun ging es los. Und wie verfolgte Hitler seine geschlagenen Gegner! Da war kein Winkel mehr sicher. In Tausenden und aber Tausenden von Städten und Gemeinden des Reichs flohen die Oberbürgermeister und Bürgermeister aus den Rathäusern hinaus, bloß weil sie Bedenken gehabt hatten, auf Geheiß von uniformierten Halbwüchsigen die Hakenkreuzfahne zu hissen; selbst diejenigen, die sich damals schworen, niemals in die Partei einzutreten, hielten es doch für praktisch – auch ich –, in der NSV oder im NS-Juristenbund einen Nothafen für tolerierte Pfahlbürger zu finden; wer in einem Tattersall abonniert war, ging in die Reiter-SA, und wer

*) Revolution freilich im Sinn von Gegenrevolution. Aber eine Gegenrevolution der Massen, getragen von einem unbeschreiblich volkstümlichen Haß gegen alles das, um dessen willen die bisher in der Geschichte bekannten Revolutionen entbrannt waren, wuchstunlich gegen die Freiheit, gegen die Gleichheit, gegen die Brüderlichkeit, gegen den Rechtsstaat, gegen die Bändigung der politischen Gewalt und der sozialen Ausbeutung. Hitlers Kampf war eine haßerfüllte Revolution gegen das Revolutionäre und gegen das Konservative zugleich – eine Erhebung für das Prinzip der Unterwerfung und Überlagerung schlechthin in seiner nacktesten, brutalsten und monumentalsten Form. Was aber den Umfang, die Wucht und die Stoßkraft des Vorgangs betrifft, war dieser Kampf eine Massenbewegung, keine Restauration enteigneter Privilegien.

sich ein Motorrad ausgeliehen hatte, trat in das NS-Kraftfahrerkorps ein. Wagten wir es damals ja noch nicht einmal in der Elektrischen, auch nur ein unbeteiligtes Gesicht zu machen; helle Augen, zukunftsgerötete Backen: wir wollen weitermarschieren, wenn alles in Scherben fällt. Verdammte Geschichte!

So sieht das Volk aus, an das man sich wenden muß, wenn einen der Hafer sticht, eine Revolution gegen eine frischgebackene Revolution auf die Beine zu bringen. Von der alten Ordnung will niemand mehr etwas wissen, auch deren erklärte Anhänger nicht. An die neue knüpfen sich alle Hoffnungen, selbst Hoffnungen derjenigen, die sie verabscheuen. Ein Drittes ist noch nicht sichtbar. Haben unsere Historiker einmal in den alten Büchern nachgeschlagen, wie lange es unter solchen Umständen dauert, bis sich im Volk eine neue Bewegung anbahnt, die man selbst bei sehr bescheidenen Ansprüchen als „revolutionär“ bezeichnen darf?

Aber sehen wir uns, bevor wir die besonderen Bedingungen prüfen, unter denen sich im siegteichen „Dritten Reich“ ein Widerstand zu konstituieren hatte, zunächst den nationalsozialistischen Autokratismus gegen die Weimarer Republik selbst einmal an. Wie ist Hitler damals verfahren? Wie lange hat er gebraucht, bis er einen bis zur Selbstaufgabe toleranten, mehr als schwach verteidigten Staat, eine politisch völlig hilflose Gesellschaft, wie Staat und Gesellschaft in der Weimarer Republik waren, über den Haufen geworfen hatte? Antwort: zwölf bis dreizehn Jahre hat er gebraucht. Sein erster 20. Juli, der 9. November 1923, ist schmächtig mißlungen. Und schließlich wurde ihm nicht einmal zugemutet, die Macht mit Gewalt an sich zu reißen; es hätte nicht viel gefehlt, und man hätte sie ihm auf einem silbernen Tablett aus der Reichskanzlei in den Kaiserhof hinübergetragen. Anders ausgedrückt: Hitler ist uns sogar den Beweis schuldig geblieben – man hat ihm diesen Beweis erspart –, ob er überhaupt imstande gewesen wäre, die Weimarer Republik zu überrennen, wenn sie verteidigt worden wäre. Vergleichen wir nun Hitlers „Kampf“ mit dem Aufstand Carl Goerdelers, so ergibt sich folgende Bilanz: Hitler schlug nach vier Jahren los, der von Goerdeler vorbereitete Widerstand explodierte nach sechs Jahren. Beide Versuche scheiterten. Hitler wurde gefangen, und Goerdeler wurde gefangen. Daß man Hitler nach einigen Monaten wieder springen ließ, war nicht sein Verdienst, daß Goerdeler hingerichtet wurde, nicht seine Schuld. Nach seiner Freilassung bis zu seiner Ernennung zum Reichskanzler hat Hitler keine neue Gewalttat gegen den Weimarer Staat mehr versucht.

Ergebnis: Hitler hat unter unvergleichbar günstigen Bedingungen zwölf bis dreizehn Jahre gebraucht, um sein Ziel zu erreichen. Goerdeler hatte unter den schwersten Bedingungen, von denen die Geschichte berichtet, nur die Hälfte dieser Zeit zur Verfügung. Bleiben als vergleichbare Leistungen der Aufbau einer das ganze Reich umfassenden, revolutionären und terroristischen Massenbewegung durch Hitler, wobei diesem Mann die ganze Fülle der Möglichkeiten und Mittel zu Gebote stand, die eine dem Volk ungewohnte, von wechselnden Regierungen ungeschickt und schwächlich gehandhabte demokratische Staatsform in einer Zeit schwerster außenpolitischer, innenpolitischer, sozialer und wirtschaftlicher Krisen einem Todfeind darzubieten vermag, und die Sammlung einer ebenfalls das ganze Reich und viele Schichten umfassenden Widerstandsbewegung durch Goerdeler unter den mörderischen Bedingungen eines hochdynamischen, vor Aktivismus platzenden Terrorstaats, in dem schon die Bezeugung von Mitleid gegenüber einem Juden oder das Abhören eines Auslandsenders mit schwersten Gefahren für Freiheit, Leib und Leben verbunden waren. Seine Leistung war, verglichen mit derjenigen des Hitlers der Kampfzeit, großartig; sie verdient in der Geschichte der Revolutionen und Gegenrevolutionen mit Achtung und Bewunderung genannt zu werden.

*

Wenn das Werk des Widerstandes deshalb schwerer war als das Werk Hitlers, weil sich beim Widerstand feine, sublimale Kräfte gegen rohe und gewaltsame durchsetzen mußten, während der

Nationalsozialismus ein Aufstand der Brutalität gegen die Gesittung und gegen die Freiheit war, so hatte es Hitler in einer anderen Hinsicht auch wieder schwerer als seine Widersacher. Wer in einem modernen Verfassungsstaat eine totale Diktatur aufzurichten will, muß nicht nur die Regierungsgewalt erobern, sondern auch die gesamte Gesellschaft oder – um mich für deutsche Ohren ganz unmißverständlich und plastisch auszudrücken – die Gesamtheit aller Zivilisten einer denkbar straffen militärischen Disziplin unterwerfen. Ist ihm das gelungen, dann muß er diese militärische Disziplin aber auch pausenlos handhaben. Er muß ohne Unterlaß befehlen und dirigieren, diese Befehle und Weisungen müssen im Alltag für jeden „Volksgenossen“ spürbar sein, die Untertanen müssen ständig in Atem gehalten werden, es darf niemand müßig herumstehen. Jedes Nachlassen in der Dynamik totalitärer Dirigiererei bedeutet selbst dann eine ganz schwere Gefährdung des Regiments, wenn niemand im Volk daran denkt, die Schwäche der Führung auszunützen, methodischen Widerstand zu üben und eine Revolution vorzubereiten. Das Geschäft totalitären Regierens erfordert einen für Durchschnittsmenschen schwer vorstellbaren Grad von Hochspannung, Energiegeladenheit, politisch-regiemäßiger Phantasie, Willenskraft, Unersättlichkeit im Unternehmen und Handeln, Leidenschaft im Kommandieren und Unterwerfen, Wachsamkeit, Gespanntheit, kurz: eine Herrscherbegabung und eine Herrscherleidenschaft, wie sie immer nur sehr wenigen Menschen eigen ist. Da nun bei der totalen Diktatur die gesamte Fülle der gesamten politischen Energie in der obersten Zentrale konzentriert ist, genügt ein Schlag gegen diese Zentrale, um die ganze Ordnung, das ganze System außer Funktion zu setzen. Das gilt besonders dann, wenn eine totale Diktatur noch jung ist und sich noch keine traditionelle Hierarchie mit dem erforderlichen Überbau von Institutionen und Konventionen ausgebildet hat, deren Röhrenbau auch dann noch eine Weile stehen bleibt, wenn vorübergehend kein Führer oder kein aktionsfähiges Direktorium vorhanden ist.

Wer dagegen eine parlamentarische Demokratie oder einen konstitutionellen Rechtsstaat vernichten will, der kann es sich nicht so bequem machen. Denn erstens sind bei diesem Staat die Gewalten und Herrschaftsfunktionen auf eine ganze Anzahl von Trägern in ganz bestimmter Weise verteilt; jeder dieser Träger besitzt eine eigene Lebens- und Beharrungskraft, an jeden von ihnen nesteln sich soziale und politische Interessen der mannigfaltigsten Art, jeder hat seine Tradition, jeder seinen spezialisierten und ausgebildeten Nachwuchs. Der Usurpator muß also hier ein ganzes Sortiment von Hydra-Köpfen abschlagen; es genügt nicht, daß er Reichskanzler wird, auch nicht, daß er die Ämter des Reichskanzlers, des Reichspräsidenten, des „obersten Gerichtsherrn“, des militärischen Oberbefehlshabers in seiner Hand vereinigt. Er muß die Richter korrumpieren, die Parlamente entmachten, die Gemeinden gleichschalten, die militärische Tradition denaturieren, der Diplomatie das Fürchten beibringen, daß die Exzellenzen von Todesschweiß befallen werden, die Bürokratie kirre machen und erreichen, daß die Fachleute vor der Politik zu zittern beginnen.

Zweitens aber – und dies ist von großer Bedeutung – ist bei dem parlamentarischen oder konstitutionellen Rechtsstaat die Gesellschaft und das Individuum – (auf deutsch: der Zivilist) – nur sehr unvollkommen und sehr indirekt in den Bereich der politischen Herrschaft einbezogen. Der Bürger ist nicht nur im Besitz politischer Wahlrechte, sondern er hat eine sehr weit bemessene Autonomie in Bezug auf das Planen und Gestalten von Lebensabläufen der mannigfaltigsten Art. Wichtigste Aktionen, so die Heranbildung und Erziehung von Kindern, Wissenschaft, Heilung von Krankheiten, Wirtschaft, Kunst, Technik, werden von den Bürgern getragen, geplant, entwickelt, gestaltet; der Staat begnügt sich weitgehend mit einer bloßen Hilfsstellung, mit der Übernahme subsidiärer und ergänzender Funktionen, mit der Pflege des Rechts und der Wahrung der Spielregeln. So bildet die Staatsgewalt sozusagen nur eine Art von Baldachin über der Gesellschaft; die Fülle der Lebensenergie ist hier nicht bei der

politischen Zentrale konzentriert, sondern im sozialen Unterbau der Gesellschaft beheimatet, also über die ganze Breite der Gesellschaft hin verteilt. Es entsteht ein recht kompliziertes, durch Verfassung und Zivilrechtsordnung institutionalisiertes Ineinandergreifen der Impulse von unten nach oben und von oben nach unten, mit zum Teil verbrieften Zuständigkeiten, die sowohl von den Mitspielern des Volks wie von den Mitspielern in der Regierung, Gesetzgebung und Justiz als Besitztitel empfunden und wertgehalten werden. Ein totalitärer Diktator muß auch in diese Sphäre mit rauher und brutaler Hand eingreifen; er muß die Bürger ihrer Freiheiten, Zuständigkeiten und Autonomien, sie ihrer Grundrechte berauben und aus einer Gesellschaft freier Menschen disziplinierte Regimenter eingedrillter, auf den Pfiff dressierter Rekruten machen. Er muß die Gesellschaft verstaatlichen und dem Staat die Aufgaben der Gesellschaft aufbürden, kurz: er muß den Leviathan des Thomas Hobbes bis an die Grenze des Zerplatzens aufblasen und ihn gleichzeitig im tollsten Hetztempo herumjagen.

Dieses Werk kann auch der gewaltigste Machtmensch nicht allein verrichten, auch nicht, wenn er sich in den Besitz der gesamten Staatsgewalt einer parlamentarischen Demokratie gesetzt hat, auch nicht, wenn das Parlament bereitwillig vor seinem drohenden Auge selbst Harakiri macht und ein Ermächtigungsgesetz anbietet, in dem die Grundrechte der Bürger zum Opfer gebracht werden. Er muß vielmehr eine von ihm schon vorher zu diesem Behuf eigens eincorzierte und organisierte *Marsenpartei* mitbringen, die bereits nach dem Bilde des zu errichtenden totalen Staats oder besser der zu errichtenden politisch totalisierten und verstaatlichten Gesellschaft aufgebaut ist, wenn es ihm gelingen soll, die Freiheit der Individuen und der Gesellschaft auch faktisch unter die Stiefel seines Regiments zu treten und aus freien Zivilrechtssubjekten (= von freien „Bürgern“ will ich als Deutscher nicht einmal sprechen =) zitternde und hörige Pyramidenfröner zu machen.

Aus diesem Grunde bedarf es eines ganz anderen Aufwandes, um eine Demokratie zu entrechten, als es bedarf, eine junge totale Diktatur zu Fall zu bringen. Fragt man, was mindestens geschehen müßte, um eine populäre totale Diktatur zu stürzen, so zeigt sich allerdings, daß es nicht genügt, den Diktator beiseitezuschaffen. Denn niemand ist wohl naiv genug, anzunehmen, daß sich in einem solchen Falle die Paladine, die Helfer und Helfershelfer und ihre Prätorianergarden nach einem solchen Ereignis einfach ins Privatleben verflüchtigen und ruhig abwarten, bis sie von den empörten Geschundenen einzeln totgeschlagen werden. Würde man sich mit der Beseitigung des Diktators begnügen, so würde die unvermeidliche Folge im besten Fall eine ganze Kette schwerster und blutigster Bürgerkriege sein, die vermutlich leichter in eine neue Diktatur als in die alte verfassungsmäßige Demokratie ausmünden. Es muß also Vorsorge für eine *Überleitungsphase* getroffen werden; als nächstliegende Lösung bietet sich hier eine Militärdiktatur an. Dieser *zweite* Schritt ist ungleich viel wichtiger als der erste, nämlich die Beseitigung des Führers und der Führerprominenz. Auf ihn muß also die ganze Sorgfalt einer antitotalitären Revolutionsstrategie verwendet werden; denn es leuchtet ein, daß eine Generalsdiktatur nicht so etwas wie eine stets griffbereite Medizintablette ist, die man nur aus der Schublade herauszuholen braucht, sobald der Diktator tot ist oder wohlverschnürt in irgendeinem Geheimkeller liegt.

*

Ich will an dieser Stelle einmal vorgreifen und eine Teilfrage erörtern, die im Zusammenhang mit Goerdeler's Ablehnung eines *Attentats* wichtig geworden ist. Es ist heute beinahe zu einer allgemein angenommenen These geworden, daß ein Attentat absolut unerläßlich war und daß die Idee Goerdeler's, Hitler persönlich aufzusuchen und ihn zum freiwilligen Rücktritt, wenn möglich zu einer öffentlichen Kundgebung (Entbindung vom Treueid, Liquidierung des „Dritten Reichs“, Aufforderung zur Rückkehr zum Rechtsstaat und zum Gehorsam gegen das provisio-

rische Generalregiment) zu veranlassen, ein völlig undiskutables, phantastisches, ja kindliches Projekt war, ein Projekt, das die politische Blindheit Goerdeler's, seine völlige Untauglichkeit zum Revolutionär beweise. Wenn man sich nun aber klarmacht, daß der erste Schritt, nämlich die Regie der Führerbeseitigung, im Verhältnis zum zweiten Schritt, nämlich zur Errichtung der Militärdiktatur, in der Gesamtstrategie der Revolutionen von sekundärer, ich möchte sagen, mehr *technischer* Bedeutung war, dann möchte ich fragen: war die Idee tatsächlich so absurd, den Auftakt zum Aufstand mit einer solchen Begegnung einzuleiten? Ich will hier die entscheidende Stelle aus Goerdeler's Brief an General Olbricht, datiert vom 17. Mai 1944 (wie Ritter annimmt: vom 17. Mai 1943), der in Ritters Buch zwischen den Seiten 352 und 353 im Faksimile abgedruckt ist, im Wortlaut zitieren:

„Finden wir keinen anderen Weg, so bin ich bereit, alles zu tun, um zu einer Aussprache mit Hitler zu gelangen. Ich würde ihm sagen, was zu sagen ist, insbesondere, daß sein Rücktritt vom Lebensinteresse des Volkes erfordert wird. Es ist nicht gesagt, daß eine solche Aussprache, wenn sie herbeigeführt werden kann, böse enden muß; Überraschungen sind möglich, nicht wahrscheinlich, aber das Risiko muß gewagt werden. Nur ist es wohl nicht unbeschwerlich, wenn ich Sicherheit verlange, daß dann unmittelbar gehandelt wird. (Sperrung von mir.)“

Der letzte Satz scheint mir entscheidend zu sein. Er läßt darauf schließen, daß Goerdeler seinen Gang zu Hitler (falls er herbeigeführt werden könnte) erst tun wollte, wenn die Aktion der Generale bis ins letzte vorbereitet und endgültig beschlossen sein würde, dergestalt, daß nur noch das Stichwort zum Losschlagen zu geben wäre. Lassen wir einmal alle Wahrscheinlichkeitsbetrachtungen aus dem Spiel und versuchen wir, die rein theoretischen Möglichkeiten eines solchen Versuches Revue passieren zu lassen:

Erste Möglichkeit: Hitler tritt kurzerhand zugunsten Goerdeler's oder einer Goerdeler genehmen Persönlichkeit zurück. Diese Möglichkeit brauchen wir hier wohl nicht zu erörtern; sie bestand natürlich nicht. Goerdeler läßt auch nirgends durchblicken, ob er einen solchen Ausgang ernsthaft in Betracht gezogen hat. Jedenfalls wurde dann ein unmittelbares Handeln der Generale im Sinne des Briefes nicht nötig.

Zweite Möglichkeit: Hitler geht zum Schein auf den Vorschlag ein, um Goerdeler auszuholen, insbesondere Goerdeler's personelle Absichten zu erfahren, um sodann in ganzer Breite zuzuschlagen. In diesem Fall mußte natürlich Goerdeler seine geplante Rolle als quasi naiver patriotischer Einzelgänger ohne Anhang und Organisation mit eiserner Verstellungskunst durchspielen; tat er es nicht, trat er Hitler als Haupt einer Verschwörung gegenüber, dann war freilich alles verloren. Hielt aber Goerdeler seine Rolle durch, da blieben die dritte und die vierte Möglichkeit übrig.

Dritte Möglichkeit: Hitler erklärt (mit oder ohne Wunsfall), daß er nicht daran denke, auf seine Mission zu verzichten, läßt aber Goerdeler, um ihn ironisch seiner moralischen Hochachtung und seiner politischen Minderschätzung zu versichern, in Frieden ziehen. Dann würde Goerdeler das Startzeichen zum Losschlagen gegeben haben. Die Generale konnten antreten mit der Parole: der Führer beharrt auf der Vollendung seiner gewissenlosen und verbrecherischen Politik.

Vierte Möglichkeit: Hitler läßt Goerdeler vom Fleck weg verhaften. In diesem Fall mußte natürlich vereinbart sein, bis zu welchem Zeitpunkt die Generale äußerstenfalls zuwarten sollten, wenn von Goerdeler kein Lebenszeichen kam. Dann aber konnten sie antreten mit der Parole: der Führer hat Goerdeler verhaftet.

Das Losschlagen mußte natürlich mit einem genau vorbereiteten Gewaltstreik gegen das Hauptquartier beginnen; einer mußte tot oder lebendig in die Hände der Verschwörer fallen, ein schwieriges, riskantes Unterfangen von mehr als zweifelhafter Erfolgchance. Aber war nicht der Stauffenbergsche Attentatsplan mindestens ebenso schwierig, riskant und zweifelhaft? Und hatte nicht die andere Gewaltlösung wenigstens einen ungemein entscheidenden Vorteil, nämlich den, daß die Attentäter im Fall eines Mißlingens nicht mehr zurückkonnten, sondern ihre gesamten Außenaktionen ablaufen lassen mußten, was gleichbedeutend

gewesen wäre mit dem Zwang zur äußersten Entschiedenheit, zum Verzweiflungskampf bis aufs Messer? Ein Abblasen ganzer Truppenanmärsche, wie es in Berlin nach dem Bekanntwerden vom Mißlingen des Stauffenbergischen Attentats erfolgt ist, in der Hoffnung, man könnte auf diese Weise die ganze Aktion als eine Einzelgänger-Unternehmung erscheinen lassen, wäre dann nicht möglich, jedenfalls allzu kläglich gewesen, nachdem schon einmal Artillerie des Feldheers das Führerhauptquartier beschossen hatte, Kampfwagen gegen die Wolfsschanze angerollt und deutsche Fliegerbomben auf den Führerbunker gefallen waren.

Aber noch ein anderes ist zu beachten. Den rebellierenden Soldaten war ein schweres Werk auf die Seele gelegt. Sie mußten der bestehenden politischen Gewalt mitten im Krieg den Gehorsam aufkündigen und mußten damit rechnen, daß das Unternehmen mißlang. Sie mußten eine Entscheidung von unermeßlicher Tragweite und unabsehbaren Folgen auf ihre Verantwortung nehmen, die nicht eine militärische, sondern eine *politische* Entscheidung war. Wenn man von ihnen verlangte, daß sie hier ihre ganze Ehre engagierten und ihre ganze Kraft einsetzten, dann mußten sie das Gefühl haben, für eine reine, vaterländische, ehrenhafte Sache zu kämpfen. Sie durften ferner erwarten, daß der Zeitpunkt politisch mit Bedacht gewählt und daß die notwendigen politischen Vorbereitungen getroffen waren. Die Synchronisierung war ohne Frage eine Sache der politischen Inspiratoren, nicht der zum Vollzug schreitenden Militärs. Für sie, für die Militärs, war es aber keineswegs gleichgültig, wie der äußere Rahmen der Aktion beschaffen war, zu deren Durchführung sie ihren schweren Gang antreten mußten. Es war für das Gelingen, es war für den Elan in hohem Grade wichtig, daß das für rechtschaffene Soldaten schwer erträgliche Unbehagen, das von dem Bewußtsein ausgehen mußte, in eine rebellische, verschwörerische, hochverräterische Sache verwickelt zu sein, sozusagen überstrahlt wurde von der raghellen Rechlichkeit, Ehrenhaftigkeit und Monumentalität des Ziels.

Da macht es nun aber doch einen gewaltigen Unterschied, in welcher Weise der Startschuß gegeben wird, wer ihn gibt, wer die Verantwortung für ihn übernimmt und – vor allem – wie er beschaffen ist. Es ist etwas anderes, wenn sich die Generale vor die Entscheidung gestellt sehen, den Befehl zum Antreten zu geben, weil sich einer aus der Verschwörergruppe beim Führer eingeschlichen und ihn mit einer Zeitbombe getötet hat, oder wenn es der Exponent der politischen Verschwörung persönlich auf sich nimmt, in voller Offenheit den Diktator aufzusuchen, ihn zu stellen, ihm sozusagen den Fehdehandschub in aller Form zu überbringen. Goerdeler hatte immer ein sehr lebendiges und gutes Gefühl dafür, daß ein Politiker, der von Soldaten verlangt, daß sie Hals, Kragen und guten Namen aufs Spiel setzen, auch seinerseits – und zwar vor der Front – Hals, Kragen und guten Namen aufs Spiel setzen muß. Die Tatsache, daß er persönlich hierzu bereit war, zeigt nicht nur, daß er einen ausgezeichneten, realpolitischen Instinkt dafür hatte, wie man als Revolutionär ein ehrenhaftes Instrument behandeln muß, von dessen Tätigwerden das Gelingen der Revolution schlechterdings abhängt, sie beweist auch, daß Goerdeler, so gerne er natürlich die Revolution auch in ihren ferneren Phasen geführt hätte, die persönliche Übernahme einer bloßen, wenn auch wichtigen Ausführungshandlung für so bedeutsam hielt, daß er bereit war, den Kopf in diese Schlinge zu stecken und darüber seine ganze weitere Tätigkeit als *spiritus rector* des Aufstandes aufs Spiel zu setzen. Sie zeigt, daß er seine bisherige Tätigkeit, die Koordinierung zahlloser, zum Teil ziemlich heterogener Verschwörergruppen und die Synchronisierung der militärischen mit der politischen Aktion für einen bereits in sich abgeschlossenen, sich selbst genügenden Beitrag zu dem von ihm gewollten Aufstand hielt, daß er bereit war, die Vollendung anderen zu überlassen, und wie wenig es ihm im Grunde darauf ankam, daß nun später all die vielen Ideen, die er in seinen zahllosen Denkschriften niedergelegt hatte und die ihm so viel Vergnügen bereitet, auch wirklich so, wie er sie sich gedacht hatte, zum Zuge kämen. Er war kein Einzelgänger, kein rechthaberischer Verwaltungsdespot, kein Mann, der sich einbildete, eine echte Bewegung

müsse daran zugrunde gehen, daß ein Mann über Bord gespült wurde, auch wenn dieser Mann er selbst war, dem doch sein Werk bei Gott – am Herzen lag. Er hielt es für wichtig, daß der leitende Kopf, derjenige, der es auf sich nahm, die Verantwortung für die ganze Aktion zu tragen, in einem entscheidenden Augenblick ihres Vollzugs eine einfache Soldatenrolle übernahm und die Bombe persönlich auslöste, aber nicht eine Bombe aus Sprengstoff, Stahl und Zündkapsel, sondern eine Bombe, die in ihrer Beschaffenheit den Geist des Werks repräsentierte, für den die Soldaten marschieren sollten; Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen!

Gewiß, diese Art von Auftakt barg die Gefahr in sich, Hitler und seinen Apparat vorzeitig zu warnen. Das hat aber auch die Bombe des Grafen Stauffenberg gründlich genug besorgt. Aber dieser Nachteil wäre doch weit aufgewogen worden durch die psychologische Zündwirkung an jener Stelle, wo sie in erster Linie eintreten sollte, nämlich bei den auf ihr Stichwort wartenden Militärs. Der Aufbruch auf die Parole hin: „Der Tyrann ist unbelehrbar!“ oder „Der Tyrann hat Goerdeler verhaftet (oder getötet)!“ würde nun aber doch in der Tat ein anderer Aufbruch, ein Aufbruch, würdiger des geschichtlichen Augenblicks gewesen sein, als der Aufbruch auf die Kunde eines als geglückt bezeichneten Attentats hin. Die Generale und ihre Getreuen würden mit einem ganz anderen Gefühl von ihrem Recht, sozusagen mit festlich entfalteter Fahne marschiert sein.

Projekte solcher Art wirken auf den Betrachter immer als dumm und wahnsinnig, solange sie noch nichts anderes sind als Projekte, die noch nicht ins Stadium der geschichtlichen Tat getreten sind. Haben sie aber Erfolg gehabt, so erscheinen sie uns nicht nur als diskutabel, sondern als aufs höchste sinnerfüllt, ja als in einem höheren Sinne notwendig. Man denke doch nur an all den haarsträubenden Wahnsinn und an die zuvor als schlechthin undenkbar erachteten Verbrechen Hitlers, die einfach dadurch, daß ein beserkhafter Wille ihre Verwirklichung erzwungen hat, in den Augen selbst des entsetzten Teils der Menschheit den Rang des „Geschichtlichen“ erworben haben und durch ihren bloßen Vollzug gleichsam schrecklich vergoldet worden sind. Nehmen wir einmal an, Goerdeler hätte seinen Gang zu Hitler gemacht, die Truppe wäre angetreten, und der Aufstand, in seiner ganzen Breite entbrannt, wäre in einem Meer von Blut und Grauen niedergeschlagen worden. Dieser zwanzigste Juli würde für unser deutsches Bewußtsein und für das Bewußtsein der Welt ein noch ganz anderes Gepräge haben als der wirkliche zwanzigste Juli.

Obwohl heute niemand dieser Meinung zu sein scheint, so läßt sich doch die Behauptung mit guten Gründen verfechten, daß der Plan Stauffenbergs – selbst wenn er mit Sekundärattentaten besser gesichert gewesen wäre – nicht realistischer, sondern dilettantischer war als der phantastisch anmutende Plan Goerdelers. Ganz abgesehen davon, daß es immer mißlich ist, wenn im letzten Augenblick eine ungeduldige Außenseitergruppe auf eigene Faust vorgeht, um ein von anderer Seite von langer Hand vorbereitetes Unternehmen sozusagen mechanisch-automatisch auszulösen, Man kann jedenfalls den Kummer und die Verzweiflung Goerdelers über die Durchkreuzung seiner Absichten verstehen.

*

All das, was hier ausgeführt worden ist, würde freilich jeder Überzeugungskraft entbehren, wenn sich jemand die Bescitigung des „Dritten Reiches“ in einer völlig anderen Weise vorstellte, die an sich auch möglich und diskutabel sein könnte. Nämlich in der Form einer von einer ganz kleinen Gruppe von Spitzenverschwörern in tiefster Geheimhaltung durchgeführten Palastrevolution mit einer anschließenden, wahrscheinlich ziemlich langen Phase von getarntem Schein-Nazi-Nachfolgerregime. Eine Operation ohne Volk also, ein von Verschwörervirtuosen ersten Kalibers gedrehtes Meister-Ding. Auch Goerdeler selbst hat gelegentlich an Operationen solchen Schemas gedacht, obwohl sie ihm nicht lagen. Das deutsche Bürgertum würde mit einer solchen Entwicklung der Dinge vermutlich höchst zufrieden gewesen sein.

Die Leute hätten dann nichts anderes zu tun brauchen, als ihre Zeitungen zu lesen und sich das „Vierte Reich“ eines Tages zu ihrem Kriegsfrühstück servieren zu lassen. Ja, sie hätten sich sogar voll Entrüstung von den Hezelmännern distanzieren können, die ihnen das Ende der Nazi-Übel so billig bescherten, und würden das sicherlich getan haben. Denn diese Verschwörer hätten sich, um ihr Ziel zu erreichen, so tief in die Verbrechen Hitlers verstricken müssen, daß ihnen nach vollbrachter Befreiungstat im Grunde nicht viel anderes übriggeblieben wäre, als sich eine Kugel durch den Kopf zu schießen. (Ich will diese Behauptung hier gar nicht erst begründen und beweisen, mache mich aber anheischig, das jederzeit nachzuholen, wenn sich die Leser von ihrer Phantasie und Gedankenkraft im Stich gelassen fühlen sollten.)

Wenn man aber von dieser Variante absieht, wenn man an einen deutschen Aufstand denkt, der eine politische und moralische Gegenwirkung gegen das „Dritte Reich“ darstellt, also in diesem Sinn etwas von einer „Revolution“ an sich hat, dann bleibt einem in der Tat nichts anderes übrig, als die Wege, die Goerdeler eingeschlagen hat, mit Sorgfalt nachzuvollziehen, vor allem aber, mit einiger Gedankenschärfe die Situation zu analysieren, in der wir uns nach der Machtübernahme Hitlers bis zum bitteren Ende befunden haben, und uns, von dieser Situation ausgehend, die strategischen Linien klarzumachen, die sich aus der Sache selbst, aus der Beschaffenheit des Feindes und aus den seinen Gegnern zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ergaben.

GOERDELEERS VERFASSUNGSPLÄNE

Dr. Karl Goerdeler politischer Nachlaß ist gering. Aus den verstreuten Dokumenten seiner Verfassungskämpfe werden bisher einige Fragmente in der „Wendung“ (1. Jahrgang, Heft 6) veröffentlicht, einige andere, darunter der Verfassungsplan vom Winter 1941/42, in der „Neuen Zeitung“ vom 1., 4. und 8. Februar 1946 bekannt. Die „Gegenwart“ (Nr. 1217) druckte den Entwurf einer Rundumrede Goerdelers ab. Der Verfasser der vorliegenden Untersuchung, Geschichtsprofessor an der Universität Freiburg, stützt zum engsten Freundlichen Goerdelers. Er wurde nach dem 20. Juli 1944 verhaftet, ein Hochverratsprozeß gegen ihn wurde vor dem Volksgerichtshof, bis ihn die Russen im April 1945 bei der Eroberung von Berlin aus dem Gefängnis befreiten.

20. JULI WAR KEIN KAPP-PUTSCH

Manche Veröffentlichungen in der Presse haben den Eindruck erweckt, als ob Goerdeler und die hinter ihm stehenden Kreise mehr oder weniger auf eine monarchistische Reaktion abgezielt hätten: auf eine Wiederherstellung des Kaiserreiches und zwar in der Form einer „ständischen Verfassung“ nach dem Muster des österreichischen Faschismus, einer Verfassung, die nicht „den geringsten Raum für die Entwicklung fortschrittlicher sozialer Ideen ließ“ und in der die Militärmacht auch politisch eine führende Rolle spielen sollte. Das letztere schien noch bestärkt zu werden durch einen Befehl an die Wehrmacht, den General von Witzleben für den Staatsstreich des 20. Juli vorbereitet hatte. Danach konnte man glauben, es sei zum mindesten die Absicht der solidarischen Mitverschworenen gewesen, eine Art von Militärdiktatur zu errichten und alle zivilen Dienststellen von der Wehrmacht abhängig zu machen.

Wäre diese Auffassung richtig, so hätten wir kaum Anlaß, das Scheitern der Goerdelerischen Unternehmung zu bedauern und das Andenken des 20. Juli 1944 mit Sympathie für seine Urheber zu erneuern. Es würde sich dann um eine Art von zweiten Kapp-Putsch gehandelt haben, unternommen von politischen Dilettanten und deutsch-nationalen Reaktionen, die sich nur ihre „Kooperationsfähigkeit in einer kommenden Demokratie“ sichern wollten — mit dem Hintergedanken einer späteren Vorherrschaft über die „Linke“. Aber diese

Auffassung, die den Aufstand des 20. Juli auch in den Augen des Auslandes völlig zu entwerten droht, wird niemand teilen. Der Goerdeler persönlich gekannt und seine politischen Pläne eingehend mit ihm besprochen hat.

Wer ihm gerecht werden will, muß die Phantasie aufbringen, sich ernstlich in die damalige Lage zurückzusetzen, statt von dem Heute her vorreife Urteile über „politischen Dilettantismus“ zu fällen. Selbstverständlich war allen, die mit Goerdeler zusammenarbeiteten, zweierlei: daß der Sturz Hitlers das Ziel haben müsse, dem deutschen Volk sein freies Selbstbestimmungsrecht wiederzugeben und daß ein bloßes Zurück in die Zustände vor 1933 nach den seither gesammelten Erfahrungen nicht mehr in Frage komme. Niemand von uns gab sich damit zufrieden, das Schicksal Deutschlands nun einfach willenlos in die Hände der Sieger zu legen; denn was hätte es für einen Sinn gehabt, mit dem Sturz Hitlers die Gefahr eines inneren und äußeren Chaos heraufzubeschwören ohne die Hoffnung, durch rechtzeitigen Abbruch des Krieges in irgendeinem Grade das Los des besiegten Deutschlands verbessern zu können? Kann im Ernst jemand glauben, die Männer des 20. Juli hätten es für ein würdiges Ziel ihres Strebens halten können — würdig des Einsatzes von Leben und Ehre vor der Nachwelt! — einfach den letzten Widerstand Deutschlands durch eine Revolution zu lähmen, das wehrlos gemachte Volk den anderen zu übergeben und so gewisser-

Wir gackern und wir hodeln
Am Teich von Irtzhoe,
Und uns're Eier trudeln
Der Bauersfrau ins Stroh.

Sie geht damit ins Bauernhaus
Und brüet sie wohl selber aus,
Und dann läßt sie uns dudeln,
Die Musikanten dudeln,
Ach Gott, wie ist das rohl!

Denn wenn wir gut geraten
Am Teich von Irtzhoe,
Dann werden wir gebraten
Im Feuer lichterloh.
Die Flöte kriegt das Knusprlein;
Der Posonist das Gänselein,
Die Federn kriegt Frau Wendehals,
Und unser Kind das Gänsestmalz —
Am Teich von Irtzhoe ...

DER TIERLEIN WEIHNACHT

Die Tierlein sind kommen
Mit Geigen und Trommen,
Ein Lied dir zu singen,
Du göttliches Kind.
Die Vöglein frohlocken,
Sie schlagen die Glocken,
O hör es doch klingen,
Wie fröhlich sie sind!

Es pusten und blasen
Kaninchen und Hasen,
Der Storch schlägt die Schwüngen
Und weizelt den Wind,
Es pfeifen die Flöten
Die Frösche und Kröten,
O hör es doch klingen,
Wie fröhlich sie sind!

Die Kühe, die brummen,
Die Rinder, die summen,
Die Töne schwängen
Zum Kripplein geschwind.
Sie schwingen im Reigen
Mit Flöten und Geigen,
O hör es doch klingen,
Wie fröhlich sie sind!

DER KLEINE MUCK

Das war der Muck, der kleine Muck,
Der trug Pantoffeln, schlipp und schlapp,
Und gab er ihnen einen Ruck,
So liefen sie —

Das war der Muck, der kleine Muck,
Der hat ein Stöckchen, klick und klack,
Und macht das Stöckchen einen Zuck,
So lag im Grund

Kopflüber
Kopflunter
Die Treppe hinunter,
Die Straße entlang

In Tagen voll Sorgen
Am heimlichen Platz
Eines Königs Schatz:
Buntes Edelgestein

Zur Stadt hinaus —
Wie im Wasser der Sint,
Wie der Wirbelwind,
Schlapp und schlapp — klipp und klapp,

Manches glühne Geschmeid
Aus uralter Zeit —
Klick und klack, schnick und schnack
Rein in den Sack!
Husch! — um die Ecke!

Gallopp und Trapp —
Husch! — um die Ecke!

Hollade vom kleinen Muck
 Text: Hans Josef Zwerger
 Musik: Hans Josef Zwerger

Das kann der Schluck, der böse Schluck
 Das war ein Sulten, dick und groß,
 Der gähnte nicht dem kleinen Muck
 Den Zauberkram —
 Er schaußte,
 Er müßte!
 In Kisten und Kästen,
 Bis daß er entdeckt,
 Wo der Zauber steckt,
 Mit der Kette am Bein,
 Sperrt Muck er ein,
 Erst im März oder Mai
 Ließ den Zwerg er frei,
 Ei der Daus, wie die Maus
 Lief der hinaus
 Huch, — um die Ecke!

Da rüttelte der kleine Muck
 Den Zauberkram mit „Ach“ und „Wah“
 Viel Feigen fielen von dem Ruck,
 Die aß der Schluck,
 Da wuchs ihm
 Die Nase
 Zur bauchigen Vase,
 So dick und so rund
 Und so kunterbunt,
 Auf dem Kopf schloß empor
 Ein Faehohr,
 Was ein lustiges Ding,
 Erst rechts und dann links,
 Ruck und Zuck, Ruck und Zuck
 Lauf unser Muck —
 Huch —! Um die Ecke!

ASCHENBRÖDEL

Aschenbrödel, Aschenbrödel
 Darf nicht mit zum Fest,
 Muß aus Asche Linsen lesen,
 War so gern dabel gewesen,
 Alle meine Täubchen, alle meine Täubchen,
 Kommt aus eurem Nest!

Aschenbrödel, Aschenbrödel,
 Huch, wir sind im Haus!
 Alle guten schnell ins Topfchen,
 Alle schlechten schnell ins Kröpfchen,
 Alle meine Täubchen, alle meine Täubchen
 Fliegen ein und aus.

mals auch von den Machthabern recht gut verstanden. Daher die Wart, welche auf Anordnung von oben in allen Ländern, in allen Zeitungen gleichgeschaltet auftrödelte. Daher das wütende Verbot, es dürfe hinfür und für alle Zeiten kein Deutscher mehr diesen Preis annehmen. Jedermann empfand eben, draußen in der Welt wie bei uns: Hier wurde an das andere, an das bessere Deutschland appelliert! Leider war dieser Appell vergebens. Er mußte ohne Antwort verhallen, weil ja in diesem Lande niemand mehr sprechen konnte. Heute aber dürfen, heute müssen wir antworten auf diesen Aufruf der Welt und der anderen Völker. Denn was ist sein Sinn, sein besonderer Sinn weit über den Anlaß und die Person des deutschen Dichters Hermann Hesse hinaus?

Der Sinn ist wohl dieser: Wir Deutschen sind gar nicht so verfeimt, mißachtet und für immer ausgestoßen aus dem Kreise der Völker, wie gewisse Leute bei uns absichtsvoll herunterzahlen, um aus Stamm, Erbsitzung und Apathie ihr Kapital zu schlagen. Nein, es sind heute schon überall Kräfte, wenn auch nur schwache Kräfte, am Werk, welche unsere Isolierung durchbrechen wollen. An uns ist es nun, diese Isolierung nicht aber das unvermeidlich uns zeitweise auferlegte Maß hinaus zu einer freiwilligen und dauernden werden zu lassen.

Die Nobelpreise werden in Schweden und Norwegen verteilt. Bei der Benennung aber sind Vereinigungen aus vielen Ländern beteiligt. Wenn jetzt ein solcher Preis zum

zweiten Male in kurzer Zeit einem Deutschen zuerkannt wird, kürzlich erst hat ihn der Physiker Prof. Hahn empfangen, dann ist das deutlich genug. Die Machthaber, welche die Annahme dieser Preise unerwünscht, sind nicht mehr. Das deutsche Volk aber ist da und wird immer da sein. Und mit diesem Volke will die übrige Welt leben. Sie gibt diesem Volke ein Zeichen ihres guten Willens, ihrer Bereitschaft, indem sie einen seiner besten Geister mit der höchsten Ehrung bedenkt, welche lebende Menschen erlangen können.

Das sollten wir als den wahren Sinn der Nachricht verstehen. Wir sollten etwas Hoffnung daraus schöpfen und neue Kraft. Wir sollten uns sagen, daß der gegenwärtige Zustand nicht ewig dauern kann und nicht mehr lange dauern wird. Und wir sollten das Unsere dazu tun, daß er sich ändert. Dazu aber gehört wohl auch, daß wir etwas vom Geiste des Dichters in uns aufnehmen, dessen Ehrung in dieser dunklen Stunde als ein Versprechen, als eine Bürgschaft für bessere, kommende Zeiten gedacht ist. Etwas von humanen Geistes der Versöhnung, von der redlichen Klarheit des Mannes, welcher in seinen Romanen und Gedichten die edelste deutsche Geisteserediton fortsetzt, etwas vor allem von dem unbegrenzten Mut, mit dem dieser Dichter sich seit einem Menschenalter zu seinem Glauben an das wahre, das echte und beste Deutschland jederzeit bekannt hat.

WIR IN DEN GROSSEN, MODERNEN DEMOKRATIEN MÜSSEN UNAUFHÖRlich
 danach streben, unsere Heimat zu einem Lande zu gestalten, in dem der Arme, der widerarbeitet, behaglich und reichhaltig leben kann, und in dem der Reiche, der unendlich handelt und trägt seine Pflicht versäumt, keinen Raum findet; und doch müssen wir den Reichen wie den Armen mit einem Maßstab messen, der auf dem Verhalten und nicht auf der gesellschaftlichen Stellung beruht, und wir müssen uns gleicher Scharte unser Mißfallen zu erkennen geben über den gemeinen, boshaften Neid, der einen Mann hart und ausplündern möchte, weil er wohlhabend ist, wie über die rohe selbstsüchtige Anmaßung, die auf den, den das Leben hart angefaßt hat, verächtlich herabsieht und ihn ausbeutet.

Theodore Roosevelt

zu sichern. Wollten die Verschwörer also eine vorzeitige Entdeckung ihrer Anschläge vermeiden, so mußten sie die Möglichkeit „lonterer Unruhen“ fingieren, gegen die man die „kämpfende Front“ durch solche angeblichen Vorbeugungsmaßnahmen zu stützen habe.

GERINGER KREDIT DER PARTEIEN

Wie aber sollte eine neue politische Autoritätsbildung gelingen, nachdem alle bis dahin bestehenden Autoritäten — und zwar restlos — zusammengebrochen, aller politische Idealismus restlos verbraucht, alle politischen Heilslehren — und zwar jedweder Parteifarbe! — ungläubhaft geworden waren? Das war die nächste, dringende Sorge aller Männer, die sich damals ernsthaft mit politischen Zukunftsplänen trugen. Heute ist man nur allzu leicht geneigt, die Ernsthaftigkeit dieser Frage zu unterschätzen. Man spinnt ihren Druck nur deshalb nicht, weil elastischen — und zwar für eine vorläufig unabsehbare Zeit! — die Besatzungsmächte ihre Militärdiktatur über Deutschland errichtet, ihre eigene Autorität an die Stelle einer deutschen souveränen Staatsgewalt gesetzt haben; alle deutsche Obrigkeit ist ja heute nichts weiter als ein bloßes Ausführungsglied dieser allein souveränen fremden Staatsgewalt. Wer heute von Wiederaufbau des deutschen Staates redet, versteht einfach auf die Methoden parlamentarischer Demokratie und vergißt dabei, daß ja die Träger dieser Demokratie, die Parteien, niemals ohne Hilfe der Besatzungsmächte irgendwelches öffentliche Ansehen hätten gewinnen können. Um sich in die Lage der Verschwörer von 1938–1944 zurückzuversetzen, muß man sich einen Augenblick vorstellen, diese Hilfe wäre ausgeblieben und den Deutschen die Aufgabe allein überlassen worden, sich aus dem Chaos des innerpolitischen Zusammenbruchs herauszuarbeiten. Ohne Zweifel wäre das noch ungleich viel schwerer geworden als 1918 bis 1919. Denn damals stand wenigstens die moralische Autorität der Verwaltungsbeförden und der Gerichte uner-

schüttert fest; selbst die der Armee war noch nicht so gänzlich verspielt wie diesmal. Jetzt aber hatte der Nationalsozialismus alles schlechthin alles, mit seinem Gift durchtränkt und deshalb mit sich in den Abgrund gerissen. (Eine Einsicht, die man ebenfalls in der ausländischen Presse wiederfinden konnte.) Was aber die politischen Parteien anlangt, so stand es mit deren öffentlichen Ansehen doch wohl ähnlich wie in



Dr. Karl Goerdeler

Frankreich nach der Katastrophe und dem Kommunenaufstand von 1870/71: das deutsche Volk hatte, ähnlich wie das französische des 19. Jahrhunderts, allzu viele Parteiprogramme anpreisen hören und dann adieutern sehen, allzu viele Demagogien und Enttäuschungen erlebt, als daß man damit rechnen durfte, es werde noch irgend einem Volksredner der alten Parteien wirklich zuhören und folgen. Die Gefahr eines totalen politischen Skeptizismus, ja, Nihilismus, erschien uns riesengroß, und die Erfahrungen, die man seit 1943 mit der Restauration des alten Parteiwesens in den

das den Begriff der Treue so oft verächtlich gemacht hat. Aber da sich in der flüchtigen Begegnung der Sinn der Liebe, ihre steigende und aufsteigende Kraft nicht erschließen kann, ist sie letzten Endes unfruchtbar und gegen den Lebensinn des einzelnen Menschen. Dort gar, wo sich der sexuelle Trieb zu einer Art Gesellschaftsspiel erniedrigt, pflegen die Dämonen der Geschlechtlichkeit losgebunden zu werden und sich in fürderlichen Stralen, ja, oft in einer Vernichtung des Lebensglücks zu fächeln.

Wie wir in einer Umwertung aller Werte noch immer mittendrin stehen, so stehen wir hofflicherweise auch in einer Umwertung der sexuellen Werte. Wir haben in einem biologischen Jahrhundert sehr viel von den biologischen Tiefenkräften kennen gelernt und erfahren. Aber wir haben es noch nicht gelernt, mit ihnen respektvoll und verehrt, sächlich und ruhig umzugehen. Wir unterschätzen und überschätzen sie zu meist gleichzeitig. Oder wir versachten sie gar und unterwerfen uns ihnen doch.

Die Verdammnis, die das Christentum zwar nicht in seinen Grundlehren, wohl aber in seiner Auslegung durch seine Diener über das Gebiet des Sexuellen ausgesprochen hat, nehmen wir nicht mehr als wahr hin. Aber ein Schatten von Verachtung verdunkelt immer noch dieses Land. Diese Schatten gilt es wegzufegen und die Sexualität in ihre vollen Rechte, aber auch in ihre vollen Pflichten einzusetzen.

Wir halten das Sexuelle für eine der

Grundkräfte des Lebens und bejahen es genau so wie wir alle Grundkräfte des Lebens bejahen. Wir haben aber auch gelernt, daß jede Kraft, die allein und von den anderen Kräften getrennt wirken darf, den Menschen von sich wegzuführen pflegt, zu verführen vermag. Da nun aber das Sexuelle lange mißachtet und unterdrückt war, ist es nicht wider mit den anderen Kräften gleichgesetzt worden. Es wird entweder unterschätzt oder überschätzt. Während nun die vorige Generation an der Überschätzung litt, scheint mir die jetzige junge Generation eher von der Gefahr der Unterschätzung, ja, der Herabsetzung bedroht.

Die Aufgabe der jungen Menschen von heute wird es sein, die Sexualität an ihre rechte Stelle zu setzen, sie zu erkennen und zu gebrauchen als die lebensspendende, freudegebende, uns über uns selbst hebende, die Einsamkeit aufhebende Kraft.

Liebe ist die fruchtbare Offenheit für alle Kräfte der Schöpfung und das schöpferische Verhalten zu allen Möglichkeiten des Lebens. Sie ist die Kraft, die der heutigen Welt genau so fehlt wie dem Leben des einzelnen. Sie kann — und hier haben wir zum Schluß noch einmal die Doppeldeutigkeit des Sexuellen — ebenso aus dem Sexuellen hervorgehen, wie durch das Sexuelle geradezu vernichtet werden. Urrgrund und Abgrund der Liebe kann das Sexuelle sein — und ein wenig hat es jeder in der Hand, ob die Liebe aus dem Sexuellen aufblüht oder von ihm welkt.

WAS DAS DEUTSCHE IN SEINER KUNST BETRIFFT

Zu Flemmings Besuch bei Nolde (Heft 7) erwähnen wir einer Zuschrift: Was das spezifisch Deutsche in Noldes Kunst betrifft, so stimmt das nur insofern, als Nolde ein deutscher Maler ist. Die Vergegenwärtigung gegen eine solche Malerei führt nicht von der „Kulturpolitik“ des Dritten Reiches her, sondern bestand bereits früher. Wir sind vor und während der Aktion „Inartete Kunst“ im Volk umgeblieben, mußte feststellen, daß das Naziregime damit nur der überwiegenden Mei-

aung entgegenkam und sich billige Lobrufer erwarb. Die Aktion selber muß freilich trotz allem als Kulturverbrechen bezeichnet werden, da sie freie Entwicklung und Erziehung der Richtungen verbot. Nur Maßhalten und gerechte Beurteilung und Würdigung aller Kunstströmungen kann der Kritik ihr Ansehen wahren. Die für die Modernen verlangte Achtung und Toleranz darf man auch dem anderen nicht vorenthalten.

(A. Krüger, Hamburg)

UNTER DEM ADVENTSKRANZ MIT DEN KINDERN ZU SINGEN

Das Problem der Kindersänger macht unseren Müttern Sorgen. Besonders in der Vorweihnachtszeit. Bilder-
broschüren, Vorleser, gemeinsames Singen, was es früher in diesen Dezemberwachen üblich war, ist in
zahllosen Familien umgänglich geworden. Mit ein paar Gedichten und Liedern, wie sie im „Kindergarten“
der Norwegerischen Rundfunkgesellschaft werden, wollen wir den Kindern einen kleinen, tröstlichen
Morgen zu Freude bereiten! Der Autor der „Mutter“ ist Guido St. Gertel. Die übrigen Texte sind von
Hans Bodenstedt. Die Musik zum „Mutter“ und den Liedern (Liedern) stammt von Franz Joseph Haydn.

DIE GANSCHEN VON ITZEHOE

Wir sind die kleinen Ganschen
Am Teich zu Itzehoe,
Wir wackeln mit dem Schwänzchen
Müß so und wieder so.
Die Leute, die vorbeigehen,
Die sehen uns an und bleiben stehen,
Dann machen wir ein Tanzchen,
Wir kleinen Holzeigenschen
Am Teich zu Itzehoe.

Wir gehen auch mal baden
Im Teich zu Itzehoe,
Wer will, ist eingeladen,
Denn Baden, das macht froh.
Die Kinder, die am Ufer stehen,
Die sollen auch mal baden gehen,
Denn jährlich einmal baden
Das kann doch keinem schaden
Im Teich zu Itzehoe.

Die Ganschen vom Teich

The musical score is arranged in two systems. The first system contains the vocal parts (Soprano, Alto, Tenor, Bass) and the piano accompaniment. The second system continues the vocal parts and piano accompaniment. The lyrics are written below the vocal staves.

maßen den Portier zu spielen, der die Fremd-
mächte einlud, sich nach Belieben zu be-
dienen! Kein billig Denkender auch unter
den heutigen Siegern wird ihnen das zu-
muten, und die Behandlung, die Italien im
Unterschied zu Deutschland erfahren hat,
zeigt ja auch deutlich, daß die anderen einen
Unterschied machen zwischen freiwilliger
und erzwungener Kapitulation.

DIE AUFGABE DES MILITÄRS

So naiv waren auch die am Militärpau-
des 20. Juli beteiligten Offiziere nicht, daß
sie sich eingehender hätten, die deutsche Ar-
mee könne nach diesem Umsturz und in
diesem Augenblick noch lange weiter kämp-
fen — niemand, der (wie der Verfasser) den
Generaloberst Beck persönlich gekannt hat,
wird ihm eine solche Verblendung zutrauen.
Bekanntlich waren seine ersten militäri-
schen Befehle nach dem Attentat Weissen-
berg an die Heeresgruppe Nord, Kurtz zu
räumen und sich nach Osnabrück zurückzu-
ziehen, sowie nach Frankreich zu fliehen,
dort den Rückzug in die Wege zu leiten.

Was die Glocke geschlagen hatte — das
brauchten diese Männer nicht erst von spä-
teren Kritikern zu lernen. Aber freilich hoff-
ten sie wohl alle darauf, daß ein neues,
durch eigener Landesherr von der Tyranni
behaftetes Deutschland das Recht behalte
würde, außerpolitisches Wohlstand zu äußern
und seine neue demokratische Staatsform
im einzelnen nach eigenen Bedürfnissen und
Erfahrungen einzurichten — natürlich immer
im Rahmen einer neu zu schaffenden ge-
sunden und dauerhaften Friedensordnung
Europas und der Welt. Daß man uns solche
Freiheit zu politischer Selbstgestaltung las-
sen würde, schien eine nicht unbegründete
Hoffnung — wenigstens bis 1933, dem Zeit-
punkt, bis zu dem mit der Informations-
bühne des später gehörigen Legationsstäre
von Haeflen und von Trott zu Solz die
Verfolgung der öffentlichen Meinung in
England und Amerika in Parlamenten,
Presse und Publizistik ermöglichte. Dieselbe
Sorge aber, die damals einsichtige Männer

GOETTERLEBENS VERFASSUNGSPLÄNE

in England bewegte, quälte auch uns: daß
nach dem Zusammenbruch des „Dritten
Reiches“ überhaupt keine öffentliche Auto-
rität mehr Glauben finden, auf die pyrami-
sche Überprägung autoritärer Staatsge-
walt unmittelbar nach dem Staatsstreich das
totale Chaos folgen, das deutsche Volk
sich in eine wilde Masse teils politischer,
teils landstunförmiger, ja örtlicher Gruppen
auflösen würde, die einander bis aufs Blut
bekämpfen, unter Mitwirkung von wüsten,
bewaffneten Soldatenhaufen, die teils von
der Front, teils vom Heerhinter, der SS
und der SA sich loslösen und übereinander
berufen. (Eine höchst eindrucksvolle Schilderung
dieses Chaos fand sich z. B. in dem
Aufsatz „German after Hitler“ von Hiram
Mohrweil in der „Nation“ vom 30. Ja-
nuar 1933.) Eine solche Totalkatastrophe
nach Kräften zu verhindern, war die erste,
vordringlichste Pflicht jeder revolutionären
Regierung. Es gab gar keine andere Mög-
lichkeit, als zunächst alle öffentliche Ge-
walt in der Hand eines obersten Militär-
befehlshabers zu versammeln — selbstver-
ständlich nur als Übergangsmaßnahme, der
sogleich die Bildung einer provisorischen
Reichsregierung (unter Goetters Lebens Führung)
und sobald als irgend möglich deren Bestätig-
ung oder Umbildung nach demokratischen
Methoden zu folgen hatte. Auf anderem
Wege ist noch nie ein Staatsstreich oder
Militärputsch zustande gebracht worden. So
und nicht anders ist auch der Wirzelsche
Wehrmachtsbefehl zu verstehen, den die
„Neue Zeitung“ am 4. Februar veröffent-
licht hat. Überlassen kann dann nur die
sonderbare Form: als wäre der Sinn der
ganzen Aktion nichts weiter als der, die
„stärkenden Front“ vor einem Dolch-
stoß zu schützen, den „eine Clique front-
fremder Parteiführer“ in ihren Rücken zu
stoßen versuche. Aber das ist doch wohl
einfach Tarnung: Dieser Wehrmachtsbefehl
mußte ja allen höchsten Befehlshabern schon
lange vor dem Umsturz in verschlossenen
nur auf ein telegraphisches Stichwort („Wal-
kure“) zu öffentlicher Umwälzung übermit-
telt werden, um eine schlagartige Wirkung

politischen Plänen in allen diesen Kreisen entstand, war naturgemäß sehr vielgestaltig, im einzelnen oft gegensätzlich, ließ sich aber doch zu einem Aktionsprogramm für die allernächste Zukunft vereinen.

EINSCHMELZUNG RECHTS-LINKS

Keinzelne Meinungsverschiedenheit gab es (soweit sich bis heute sehen läßt) darüber, daß der deutsche Staat der Zukunft ein sozialer (oder wenn man will: sozialistischer) Staat sein müsse, in dem nicht nur die alten Klassengegensätze verschwunden wären, sondern die Arbeiterklasse eine politisch besonders wichtige Rolle spielen würde. Es ist dafür sehr bezeichnend, daß gerade auch die adeligen Mitglieder des sog. Kreisauer Kreises in diesem Sinn mit sozialistischen Gewerkschaftsführern zusammenarbeiteten. Die gemeinsame Not und Gefahr der politischen Opposition hatte die segensreiche Folge, daß in diesem Kreise entschlossener Männer endlich einmal alle die alten verkrusteten Vorurteile zwischen „Rechts“ und „Links“, zwischen „Oben“ und „Unten“ hinwegschmolzen, die das deutsche Leben so lange gelähmt hatten. Man muß sie mitterlebt haben, diese neue Gemeinschaft von sozialistischen und kommunistischen Arbeitern und Angestellten mit Mitgliedern der vertriebenen Junkerklasse einschließlich der Grafen und Barone, wie sie etwa in den Kellern der Gestapo in Erscheinung trat, als die Luftgefahr das System der Zellenabspernung unmöglich machte — man muß das selber mitterlebt haben, um ganz zu begreifen, daß hier wirklich etwas Neues, gesellschaftlich höchst Bedeutsames im Werden war, das wir uns nicht nachträglich durch Parteischlagworte wollen verdunkeln lassen. Wie Goerdeler zu allem stand, hat kürzlich Jacob Kaiser, der christliche Gewerkschaftsführer, auf einer antifaunistischen Großkundgebung in Leipzig ausgesprochen: „Er bewies eine stets und ständig wachsende Aufgeschlossenheit für die Bedeutung und die Aufgabe des werktätigen Volkes“, und würde heute „auf der Seite der fortschrittlichen Kräfte des Volkes stehen.“ Wer das

Aufbauprogramm Goerdelers liest, wird sich von der Richtigkeit dieser Sätze leicht überzeugen können. Über seine wirtschaftspolitischen Ideen wird später noch aus dem Nachlaß zu berichten sein. „Sozialistisch“ im Parteilos waren sie nicht, aber ganz gewiß nicht „sozialreaktionär“. Schon als Oberbürgermeister von Königsberg und später von Leipzig hat Goerdeler sich viel und mit Erfolg bemüht, mit den Gewerkschaften (und der Arbeiterschaft überhaupt) in ein gutes Verhältnis zu kommen; als Reichspräsidentkommissar genoß er bei ihnen ein Vertrauen, das er selbst sehr hoch anschlagt. Im Mai 1933 war er entsetzt über die Vernichtung des Gewerkschaftswesens und über den kurzschichtigen Jubel, den diese Gewalttat in Leipziger Handelskreisen hervorrief. Noch in den letzten, im Gefängnis entstandenen Aufzeichnungen seiner Hand (die mit aus dem Nachlaß vorliegen) spielt die Lösung sozialer Probleme eine große Rolle. „Der Staat hat die Aufgabe“, sagt er darin ausdrücklich, „die Arbeiter zu Mitträgern der politischen Verantwortung zu machen.“ Überhaupt ersieht man aus diesen zum Teil memoirenhaften Aufzeichnungen deutlich, wie gänzlich in die Irre geht, wer hinter seinen politischen Plänen deutschnationalen Machgelüste wittert, die darauf hinauslaufen, die „Linke“ durch irgendwelche „Koalitionsangebote“ zu überlisten. Diesen ganzen Denken im Begriffe der alten parlamentarischen Parlamentaristik stand Goerdeler völlig fern.

LIEBE ZUR PREUSSISCHEN TRADITION

Seine Herkunft von den Deutschnationalen hat er allerdings ebensowenig verleugnet wie seinen Reichsdienst als Preiskommissar unter Hitler und seine Bemühungen, als Oberbürgermeister von Leipzig mit den dortigen NS-Parteiellen in ein Verhältnis ersprießlicher Zusammenarbeit zu kommen — Bemühungen, die erst im Herbst 1936 endgültig scheiterten. Aber zu den Deutschnationalen der sog. „Harzburger Front“ hat er niemals gehört, stand vielmehr 1933 Brüning nahe und lehnte die Übernahme

Grundlage des Lebens war hier Achtung vor dem Menschen und vor seinem Recht auf Leben. „Leben und leben lassen“ war hier Wahlpruch, mehr als sonstwo in der Welt. Unabhängige Freiheit des Denkens war hier harte und klare Forderung des Menschen an den Staat und an die Macht. Und am Ende hatten die Franzosen als höchste Frucht aller Wahrheit und Weisheit die Nichtigkeit der Macht durchschaut. Man verzichtete und halfte den Götzen Macht. In Frankreich schien das Wort Christi:

WALTHER VON HOLLANDER

SEXUALITÄT UND JUGEND

Der Übersetzung der Sexualität durch die „jüngere“ Generation ist eine gewisse Unterschätzung bei der heutigen Jugend gefolgt. Es wird die Aufgabe dieser Jugend sein, die Sexualität an die rechte Stelle zu setzen und sie als freudiggebende, lebensgebende Kraft zu nutzen. Dann müssen Wälder von Holländer mit seinen an die jungen Menschen gerichteten Worten helfen.

Nachdem ein oder zwei Jahrhunderte lang über alle sexuellen Dinge ein unheimlich und undurchdringlicher Schleier gebreitet war, hat man in den letzten 30 oder 40 Jahren diesen Schleier in etwas robuster Weise gelüftet und hat über das, was früher ein Geheimnis war, in aufdringlicher Weise geredet. Es erschienen von der Jahrhundertwende ab eine Menge gungemeiner, oft oberflächlicher Aufklärungsschriften und ein ziemlicher Haufen von Büchern, die mehr auf die Lustornbeit spekulierten, natürlich unter der biederemännlichen Maske pädagogischer Ziele und Absichten.

Es ist also eigentlich genug über die Gefahren und Abgründe des Sexuellen geschrieben und geredet und sicherlich einiges erreicht worden: Die geschlechtlichen Unzulänglichkeiten sind nun in der Jugend noch ziemlich häufig, wird es kaum noch geben. Wer „aufgeklärt“ sein will, der hat reichlich Gelegenheit dazu in Schrift und Wort. Denn soviel ich feststellen konnte, herrscht unter den jungen Menschen heute, und zwar sowohl unter den

Jungen als unter den Mädchen, ein ziemlich offener Ton, der Geheimnisse nicht zuläßt und der oft sogar bis zur Grobheit, ja, bis zur albernen Zote führt. Aufklärende Worte, Worte also über die Tatsachen, die Abläufe, die Schwierigkeiten und die Gefahren des sexuellen Lebens, brauche ich deshalb nicht zu verlieren. Aber vielleicht können ein paar klärende Worte etwas nützen. Ich möchte versuchen, zu sagen, was mir an der sexuellen Haltung der jungen Menschen von heute mißfällt, auffällt und gefällt.

Besorgte Eltern klagen oft über die Kälte, die Illustrosität, mit der die jungen Menschen den sexuellen Dingen gegenüberstehen. Ich muß ihnen sagen, daß ich die nüchterne Kälte, das illusionslose Wissen zunächst einmal der etwas überhöhten und überheizten Atmosphäre, die man in meiner Generation oft antraf, vorziehe. Die Tradition, die sich aus der antiken-brückbaren Kluft zwischen Phantasie und Wirklichkeit ergab und die sehr häufig zarte Gemüter verstörte und junge Ehen schon in ihren

Anfängen zerstört, sind selbster gewor-
den. Viele junge Menschen wissen bereits,
was das geschlechtliche Leben zu vergehen
vermag, und was nicht. Sie können oft
allen genau die Klippen, an denen eine rein
sinnliche Zuneigung scheitert, oder zer-
stört. Und die Klügeren von ihnen ahnen
zum Voraus, wie man diesen Klippen aus-
weichen kann oder gar, daß man sich nicht
bis in ihre Nähe schweimen zu lassen
braucht. Das nämlich scheint mir der größte
Vorrell eines kühlen Wissens und einer
illusionlosen Einsicht zu sein, daß man die
Gefahren der Geschlechtlichkeit einzu-
schätzen vermag und wenigstens Teile die-
ses von leidenschaftlichen regierten Gebieten
dem Willen unterwerfen kann. Freilich hat
das zur Folge, daß bei vielen die Kälte, die
aus dem Wissen kommt, bis an die Herz-
spitze, ja mitten in das gesamte Gefühls-
leben zu dringen vermochte und die ganze
Gefühlswelt zu vereisen droht.

Manche junge Menschen haben mir ge-
sagt, daß sie von der ganzen Liebe nicht viel
halten, daß sie ihr ausweichen, solange es
möglich ist, daß sie dort, wo die Natur sie
zu liebevollen Gefühlen zwingt, ver-
schauen, die Sache als notwendig anzu-
schauen und, wenn es irgend geht, abzu-
kühlen. Das hat zur Folge, daß die Liebeserle-
bnisse — oder deren kriegsmäßiger Ersatz —
fast nie den ganzen Menschen erfassen, daß
sie darum vorübergehend sind und daß ein
hängiger und immer häufiger Wechsel der
Partner die Intensität, die Tiefe des Liebes-
erlebnisses ersetzen muß. Merkwürdiger-
weise verbraucht diese militärische Art der
Eingehens und des Abbiegens von Liebes-
bindungen, die eigentlich die Gefühle redt,
wenig beanspruchen sollten, die Ge-
fühlskräfte besonders schnell und am Ende
und zynisch in einer bald holländischen
bald bald kalten Wüste des Lebens.
Oder — das kommt auch zuweilen vor —
die vom Willen und Wissen unterdrückten
Gefühle vollstetig überwältigen den
Menschen und werfen ihn überraschend aus
seinem bisherigen Leben heraus. Viele Kar-
strophe, die sich zumeist auf der Grenze

zwischen Jugend und Reife abspielen und
mit Verdrängung drohen, sind daraus zu er-
klären.

Nein — damit, daß man die Macht der
sexuellen Kräfte leugnet oder apologetisch
verkleinert, ist wenig geschäftig. Es ist viel-
mehr notwendig zu wissen, daß das ganze
Gebiet der Liebe und der Geschlechtlich-
keit (die ja im natürlichen Falle zusammen-
gehören, aber, wie man wissen muß, un-
glücklicherweise auch getrennt vorkommen)
ein von Dämonen beherrschtes Gebiet ist,
dem man sich, wenn nicht mit Furcht, so
doch mit Ehrfurcht zu nähern hat. Es sple-
nen hier Kräfte des Unbewußten, des Unter-
bewußten, der Tiefe, des Abgrundes mit, die
wir weder völlig kennen, noch völlig zu be-
herrschen vermögen. Es ist Leichtsinn, zu
meinen, man habe diese Kräfte gebändigt.
Es ist ebensolcher Leichtsin, zu meinen,
man könne sich den ungebändigten anver-
trauen und sie würden uns schon zu guten
Uffern hinführen. Nur derjenige, der das
heißt allumfassende Liebe erfaßt, getri-
gen und durch alle Fahmisse geführt zu
werden, nur einer also unter Hundertausen-
den, nur ein Begnadeter, vom Schicksal Be-
schenker, kommt von selbst zu dem gro-
ßen Liebesziel, der platonischen Ergänzung
des einen Wesens mit dem Zugehörigen.
Alle anderen müssen den mühsamen Weg
gehen, den Weg der allmählichen Erschlie-
ßung des Gefühlslebens, das ja in den
meisten von uns nur knospenhaft schim-
mert, bei wenigen nur zur Blüte kommt
und wiederum nur bei den Auserwählten die
Frucht eines harmonischen Lebens bringt.

Die blühende Begegnung vermag uns für
unser Leben wenig zu geben — außer der
Erleuchtung oder gar dem Widerwillen
in der flüchtigen Begegnung erschließt sich
nichts von jenem Gefühl, das der Ge-
schlechtlichkeit erst ihre Würde und ihr
Feuer verleiht. Ich habe es für sinnlos, diese
flüchtigen Begegnungen moralisch zu ver-
dammen. Sie sind nicht besser, aber auch
nicht schlechter als etwa ein dauernder,
liebender oder gar habgieriger Beieinander-
sein, wie es sich in vielen Ehen abspielt und

befreiten Teilen Italiens machte, waren auch
nichts weniger als verlockend. Vor allem:
Hatten die deutschen Reichstagsparteien
1933 nicht allesamt versagt als Bollwerke
politischer Freiheit gegen die Tyrannen? Ge-
wis, die äußerste Linke hatte Widerstand
geleistet, zum Teil in wirklich tapferer Hal-
tung, und hatte viele Märtyrer aufzuweisen;
aber auch sie hatte viele Überläufer, zum
Teil bedenklicher Art, gestellt und er-
zielten in ihren Kampfmethoden und totali-
tären Herrschaftszielen dem Nationalsozia-
lismus merkwürdig verwandt: vor allem
habe ja auch sie nicht verhindern können,
daß die Nazi zur Massenpartei anschwellen —
von der aktiven Mischwelt der Reden (bis
zum rechten Flügel des Zentrums) gar nicht
erst zu reden. Sollte das alles, dieses hilf-
lose Neben- und Durcheinander von Oppor-
tunisten der verschiedensten Richtung, der
ewig wechselnden und doch im Grunde ein-
stimmigen Koalitionen, nun einfach wieder-
kehren? Lag darin eine wirkliche Sicherung
gegen das Emporkommen neuer gefährlicher
Diktaturen, die durch hemmungslose Ver-
leumdungsmethoden und gewissellose Ver-
sprechungen die Massen hinter sich her-
ziehen, vielleicht eines Tages wieder ab-
solvute Mehrheiten gewinnen und rück-
sichtslos zur „Machtergreifung“ ausnutzen
konnten?

DER MANN DES NEUBAUS

Aus solchen Gedankengängen ergab sich
das Bedürfnis, statt einer bloßen Restan-
tation einen wirklichen Neubau zu wagen.
An „Reaktionen“ war dabei so wenig ge-
dacht, daß vielmehr die Mitberatenden die
beglückende Hoffnung hatten, wirklich neue
Wege in die Zukunft zu finden, nachdem die
alten allesamt verschüttet schienen. So ließ
sich vielleicht das Unheil der großen Kar-
astrophe doch noch zum Guten wenden;
tiefenfalls mühte man sich rechtlich, die Summe
so vielfältiger und schwerer Erfahrungen,
wie sie das deutsche Volk jetzt gesammelt
habe, zu einer modernen und rationalen
Lösung der politisch-sozialen Probleme
unserer Zeit zu verwerten, als sie im Fall

einer stärkeren Traditionsgewohnheit mög-
lich gewesen wäre.

Man kann über die verschiedenen politi-
schen Aufbaupläne, die im Kreise der anti-
nazistischen Opposition 1938 bis 1944 ent-
worfen sind und über die Beratung Geor-
delers zum führenden Staatsmann sehr ver-
schiedener Meinung sein. Sicherlich war das,
was ihn zu so ungewöhnlicher Aktivität be-
fähigte und antrieb, zugleich seine Gefüh-
r sein starkes. Ja leidenschaftliches moralis-
ches Empfinden und sein unverwundlicher
Glaube an den Sieg des Guten. Er war über-
aus tapfer und charaktervoll, aber nicht
frei von Illusionen, wunderbar rätzig, un-
gehemmt von Bedenkllichkeiten, aber zu-
weilen allzu geneigt zum Verleiden der
Probleme. Er war wohl im Grunde doch
mehr Verwaltungsmann als Politiker, in
seinen wirtschaftspolitischen Ansichten nicht
frei von einer gewissen Einseitigkeit (trotz
erstaunlich exakter im Gespräch immer
wider imponierender Kenntnis der ökon-
omischen Tatsachen) und außenpolitisch ohne
sicheres Augenmaß trotz vielstündiger Aus-
landskennntnis. Das alles mag man eben-
kritisieren wie die bunte, aus den verschie-
densten Gruppen und Einzelgängen ge-
mischte Zusammensetzung seines Anhangs.
Aber man soll sich nicht einbilden, dieser
Mann, seine Gefolgschaft und seine Pläne
ließen sich mit so plumpen, aus einer ver-
gangenen Epoche stammenden Schlagworten
charakterisieren wie „monarchistische Re-
aktion“ oder „soziale Rückständigkeit“.
Was heißt überhaupt „reaktionär“? Mit un-
brauchbaren Werkzeugen und Tendenzen
operieren. Das läßt sich manchen Partei-
doktrinen von heute viel eher vorwer-
fen als den Männern des 20. Juli. Man
darf ruhig sagen, daß eine Elite politi-
scher Köpfe, wirtschaftlich-sozialer Sach-
kennner und moralisch-religiös bestimmter
Charaktere sich in den verschiedenen Oppo-
sitionskreisen zusammenfand, die Geor-
delers nach und nach hinter sich brachte — und
zwar eine Elite aus allen Berufsständen,
politischen Parteirichtungen, sozialen Schich-
ten und Landesschaften Deutschlands. Wie an

nung, und wir helfen nach und tilgen es aus. Immer wieder von vorn anfangen und das, was gestern noch modern war, heute zum Abfall werfen, das war und ist sehr deutsch. „Unmodern“ ist für uns ein arges Schimpfwort. Was unmodern ist, verachtet man gern. In Frankreich bleibt alles lebendig: die Vergangenheit lebt stark und sicher neben der Gegenwart und wird von allen mit Ehrfurcht und Liebe gepflegt. Eine so lange und starke Geschichte, wie die des französischen Volkes und Landes, übt eine große und bleibende Macht auf jeden Menschen aus. Dem oberflächlichen Blick, der Urtatung des Technikers, mag diese Macht oft listig sein; sie bremst den technischen Fortschritt, und die Ungeduldigen reißen sich die Hände blutig in ihrem Bemühen, die Dinge von der Stelle zu bringen. Aber lebensfeindlich ist diese Macht des Alten nicht. Im Gegenteil: Sie ist lebenserhaltend. Sie stärkt den Franzosen die Stetigkeit, den ununterbrochenen Fluß des Lebens, und sie bietet eine große, die einzige Gewähr für die Zukunft. Das Alte ist hier gleich einer tiefen Wurzel unausrottbar, die immer wieder Blätterwerk und leuchtende Blüten in die Zukunft treibt.

Ein Franzose, der sich einem leidenschaftlichen Kultus des Ich und der Persönlichkeit ergeben hätte, der Schriftsteller Maurice Barrès, mußte sich schließlich nach langem Kampf der Erkenntnis fügen, daß der Einzelne vergeht wie das Gras, das da heute blüht und morgen geschritten wird und verdorrt. Bestand haben allein die Erde und die Toten: la terre et les morts. Die Ahnen sind es, die in uns leben, auch wenn sie gestorben sind, und ihre Lebenskraft ziehen sie aus dem Boden; nur in Übereinstimmung mit ihnen kann man leben, ohne sie geht man zugrunde. Alles was besteht, gehört schon der Vergangenheit an; indem es entsteht und die Schwelle der Gegenwart überschreitet, tritt es schon ins Reich des Vergangenen ein. Unter unserer Hand verwandeln sich die Stunde und der Tag schon ins Gestrorn. Und je länger dieses Gestrorn eines Volkes ist, desto reicher ist es an Erkenntnis und Erfahrung, an geistigem Erbe.

Das macht die oft genannte und nur selten verstandene alte Kultur Frankreichs aus. Die Franzosen haben einen großen Schatz geschichtlicher Erkenntnis und Erfahrung in ihrem Blut und in ihrem Denken, und eben darum sind sie ein friedliches Volk.

Ein Volk, das nie verpflanzt wurde, das heute noch immer dort lebt, wo es vor Jahrtausenden seine Wurzel in den Boden schlug, ein solches Volk hat gelernt, das Auf und Ab der Geschichte und des Lebens nicht so tragisch zu nehmen. Wie oft hat der Sturm es gepackt, aber aus der Erde hat er es nicht gerissen. Dies Volk hatte auch immer lieber Not und Elend auf sich genommen, als von der Stelle zu weichen. Und in langen Jahrhunderten hat es am Ende gelernt, sich das Leben nach den Grundsätzen der Vernunft einzurichten, damit man nicht immer wieder den gleichen Fehler mache.

Es ist — so glaube ich — unser deutsches Schicksal, daß wir seit tausend und mehr Jahren immer und immer wieder den gleichen Fehler machen: Immer wieder versuchen wir es mit Kampf und Krieg, und immer wieder ernten wir Blut und Tränen, Ohnmacht und Niedergang. Aber nach einem Menschenalter schon hat man alles vergessen, und wenn ein neuer „Heros“ kommt, hebt der Tanz von neuem an. Man versteht doch endlich, daß diese politische Haltung der Deutschen nur die andere Seite seines rasenden Dranges nach dem Neuen und Modernen ist, seiner Mißachtung des Alten, Stillen und Weisen. Der Deutsche macht am Ende nur immer wieder seine alten Fehler in neuer Form — und manchmal, nicht einmal in neuer Form.

In Frankreich hat man schon lange das Leben rationalisiert — nicht, was wir rationalisieren nennen, nämlich: mechanisieren. Rationalisieren heißt hier, das Leben nach der Vernunft ausrichten, zur Ersparung allen unnötigen Aufwandes. In normalen Jahren ließ das Leben in Frankreich wie auf Kugellagern, gut geölt, fast von allein: ein geringer Kraftaufwand genügte, um es in Gang zu halten. Dadurch blieb das Franzosen Zeit für alles Geistige, das in der Hast und Rabelosigkeit zugrundegeht. Die

eines Ministerpostens im Kabinet Poincaré auf seinen Rat ab; später hat er diese Ablehnung freilich schwer bereut — aber nur in der Vorstellung, es hätte ihm wohl gehen können, als Wirtschaftsminister die ökonomische Krisis und damit die Arbeitslosigkeit zu überwinden und so weitere Wahlerfolge der Nazi zu verhindern. Den hemmungslosen Aufrüstungsplänen Hitlers und der entsprechenden Kreditpolitik Schacht's hat er sich energisch widersetzt. Ungebrochen war seine Sympathie für altpreussische militärische Tradition, und nahe persönliche Beziehungen zu hohen Wehrmachtsstellen hat er immer gepflegt. Aber er hätte sie nicht im neudeutschen „militaristischen“ Geist, sondern mühte sich umgekehrt, altpreussische Traditionen in der Wehrmacht so zu mobilisieren, wie er sie verstand: als Verpflichtung zu maßvoller Nüchternheit, als Bewußtsein einer sittlichen Verantwortung, die sich auch durch „allerhöchste Befehle“ nicht beirren läßt.

Sicherlich hat er sich über die Stärke solcher moralischer Faktoren in der altpreussischen Überlieferung getäuscht und die Gefahren des „militaristischen“ Geistes in der preussisch-deutschen Armee lange Zeit unterschätzt. Mehr und mehr verzweifelte er schließlich selbst an der Möglichkeit, die von ihm bearbeiteten Generale für eine politische Aktion zu gewinnen. Er hatte ein lebhaftes Gefühl dafür, in welche schlechte Lage er durch deren Versagen geriet. Aber soll man ihn nun einen Vorwurf daraus machen, daß er den Versuch überhaupt unternommen hat, den Tyrannen mit Hilfe der bewaffneten Umgebung aus der Macht zu bringen? Ich denke doch, hier liegt mehr als ein bloß persönliches „Versagen“, hier liegt edlere Tragik vor: die Tragik, daß es eben so notwendig wie sachlich unmöglich war, ein politisches System von so ungeheurer politischer Dynamik, so breiter Fundierung in den Massen und so raffinierter technischer Sicherung wie den Nationalsozialismus durch einen bloßen Generalputsch aus den Angeln zu heben — eine sachliche Unmöglichkeit.

die Instinkte auch den Generalen immer wieder den Arm gelähmt haben wird.

MONARCH ODER PRÄSIDENT?

Man wird geneigt sein, auch die monarchische Spitze der Goerdeler'schen Verfassungspläne aus altpreussischen und deutschen nationalen Traditionen zu erklären. Ich will das nicht bestreiten und erinnere mich deutlich der Meinungsdivergenz, die wir in einem Gespräch über diesen Punkt Anfang 1943 hatten. Aber es weien doch nicht nur historische Erinnerungen, sondern mehr noch rationale Erwägungen, die Goerdeler dabei bewegten. Unsere Lage erschien ihm ähnlich wie den Franzosen die ihrige nach der Katastrophe von 1871; dort hatte man mit Leidenschaft nach der Monarchie zurückverlangt, weil man von ihr einen festen Halt für die des ewig schwankenden Parteigetriebes, eine größere Beständigkeit der politischen Verhältnisse überhaupt erwartete. Fines der größten Verhängnisse des Hitler-Regimentes war ohne Frage die Vereinigung von Staatsoberhaupt und Regierungschef in einer Person; sie machte jede öffentliche Kritik an der politischen Gesamtschulung zum Majestätsverbrechen und zog die Autorität des Staates selbst in den politischen Meinungskampf hinein. Um so dringlicher empfand Goerdeler das Bedürfnis, die Person des Staatsoberhauptes über die politischen Tagesstreitigkeiten recht weit hinauszuheben. Am besten schien ihm das gesichert in einer monarchischen Staatsform, die er aber nicht unter allen Umständen erstrebte; er dachte sie vielmehr (ähnlich wie später die Italiener) in einem Volksentscheid zur Wahl zu stellen, alternativ mit einem „Generalstatthalter“ (etwa nach ungarischem Muster) oder einem republikanischen Präsidenten. Die monarchische Spitze erscheint in seinen späteren Aufzeichnungen nur als ein Eventualplan, während die Wahl eines republikanischen Präsidenten durch Reichstag und Ständehaus, jeweils auf fünf Jahre, als das nächste, wahrscheinlich zu erreichende Ziel betrachtet wird; er soll aber unbegrenzt wiedergewählt, nach der

ritten Wahl sogar auf Lebenszeit bestirmt werden können — eine Bestimmung, die durch den erfahrungsgemäß großen Mangel an geeigneten Persönlichkeiten bedingt scheint. Die Aufgabe des Präsidenten ist ebenso wie die des Monarchen streng beschränkt auf das im parlamentarischen System übliche: „Er soll nicht regieren, sondern nur ernennen.“ Coerdeler wollte also noch weniger des preussischen Königtums, sondern eine Monarchie mit Präsidialbefugnissen, freilich erhoben sich auch dagegen Bedenken, innen- und vor allem außenpolitischer Art, die er offensichtlich unterschätzte. Er glaubte an eine gewisse Popularität des Kaiserthums selbst in weiten Teilen der Industriearbeiterschaft und meinte unter den jüngeren Mitgliedern des Hohenzollernhauses eine Persönlichkeit nennen zu können, die durch schwere Erlebnisse und ununterbrochene Betätigung im modernen Wirtschaftslieben über alle Vorurteile des feudalen Standes hinweggewaschen sei. Von allgemeiner Anerkennung solcher Vorschläge im Kreise seiner Freunde und Anhänger kann indessen keine Rede sein.

POLITIK ALS VERWALTUNG

Obhaupt befinden sich die Verfassungspläne dieser Kreise noch weitem im Stadium theoretischer Vorberatung, nicht endgültiger Gestaltung — wie hätte es auch anders sein können bei so viel Unklarheit, ja völliger Dunkelheit der Zukunft? Ganz besonders gilt das von den Versuchen Coerdeler, eine neue, zeitgemäßere Form der Volkserziehung und parlamentarischen Kontrolle der Staatsgewalt zu finden. Man tut diesen Bemühungen schweres Unrecht, wenn man sie ohne weiteres als „staatsliche Reaktionsversuche“ kennzeichnet und mit den unglücklichen schändlichen Experimenten der österreichischen Bundesregierung gleichsetzt. Der Grundgedanke war etwa folgender: Das parlamentarische Verfassungssystem hat gut funktioniert, solange die Politisierung der

Völker im wesentlichen auf die alltag-bürgerliche Bildungsschicht beschränkt blieb und deren Vertretern, die einander im Wechsel der parlamentarischen Regierungen ablösen, zur Herrschaft brachte. Seit der Politisierung der Massen mit Hilfe der modernen technischen Mittel zur Massenpropaganda und Massenbeeinflussung hat es mehr und mehr versagt. Vor allem hat es die Gefahr einer dämmernden Erneuerung wahrer Demokratie in ihr Gegenteil nicht verhindern können: in das System des Einparteiensystems und der schrecklichsten aller Tyrannen, der Tyrannei des angeblich souveränen, in Wahrheit zu blinder Gefolgschaft inmetrisierten Volkes. Solchen Gefahren läge sich nicht beugen durch irgendeine äußerliche Beschränkung des allgemeinen Wahlrechtes auf die Schichten von „Bildung und Bildung“, wie es die Bourgeoisie des 19. Jahrhunderts immer wieder versucht hat. Es gilt vielmehr, völlig neue Verfassungsformen zu finden, die ebenso den konkreten Bedürfnissen der öffentlichen Geschäfte angepaßt sind. Dabei sollten erstens die Regierten durch ihre wirklichen Vertreter, Männer und Sachverständige, nicht durch irgendwelche Berufskämpen, Propagandisten und Funktionäre der großen Wahlmaschine vertreten werden, zweitens die Regierenden zwar einer strengen Deontologisierung durch die Volkswirter unterliegen, aber doch so viel Handlungsfreiheit genießen, daß sie sich wirklich bewähren können, ohne (wie die schwachen Regierungen der Weimarer Republik) von jedem Windhauch der öffentlichen Meinung fortgeblasen zu werden, und daß sie vernünftige Maßnahmen u. U. auch gegen den Strom der Tagesmeinungen durchsetzen könnten. Dies sollte erreicht werden durch ein ziemlich kompliziertes, im einzelnen mehrfach umgekehrtes System von Vertreterwahlen, bei denen die politische Parteilichkeit nicht mehr als der einzige Weg zur Organisation der öffentlichen Meinung erscheint. Vor allem dürfte sich Coerdeler den neuen Staat durch und durch föderalistisch aufgebaut, von den Gemeinden, Landräthen, Gaue-

find man auch damals noch keine Spur. Deutsche Soldaten, die im Mai 1940 den Vormarsch durch Frankreich mitgemacht haben und bei Bauern in Quartier lagen, erlebten mit Erstaunen, daß sie nicht als Bauern, sondern als Menschen angesehen wurden. Daß ein Volk, in solch menschlichem Glauben lebend und wehend, dem Sturm, der nach dem zweiten Weltkrieg wüthete, vor allem innerlich nicht widerstand, kann und muß uns heute klar sein. Das Land und die Menschen lebten im Glauben an Frieden und Freiheit, in der Sehnsucht nach Frieden und Freiheit, und glaubten an den Geist, nicht an die Macht. Man vernehte hier die Schönheit und verdammte die rohe Kraft.

Im Jahre 1941 war ich wieder in Paris. Ein Freund meiner Bücher, der Einfluß besaß, hatte mir die nötigen Papiere verschafft. Ich konnte mich ganz frei bewegen; in Zürich, da ich nicht bei der Wehrmacht war. Ich konnte alle meine alten Bekannten in Paris besuchen. Es herrschten Hunger und Entbehrungen, und die Franzosen, die sich einem solchen Zustand durchaus nicht mehr haben vorstellen können, litten damals noch bitterer demütig als wir heute im gleichen Fall. Aber sie waren unverzagt und hatten nicht einmal ihre gute Laune verloren. Am meisten überraschte ihre würdevolle Haltung im Verkehr mit der fremden Besatzung. Das hat mir damals und nachher auch mancher Soldat der Wehrmacht gesagt, in der Untergrundbahn saßen die deutschen Offiziere und Mannschaften, und die Franzosen saßen, nach allem, was geschehen war und geschah, durch sie hindurch — schwelgend, unbewegt und doch im Grunde noch immer ohne Haß. Ich besuchte damals, 1941, eine große Ärztin polnischer Herkunft, die ihren Beruf seit Jahrzehnten in Paris ausgeübt hatte. Sie sagte: „Wenn man dieses Volk nicht schon geliebt hat, dann wird man von ihrer Liebe zu ihm erfaßt, wenn man sieht, wie es seine Not und Schande tragen kann. Das menschliche Fühlen und Denken, der Geist der Freiheit und des Friedens steigt über die Macht.“

In Frankreich schmecke das Leben süß, sagt man, und niemand, der das Land kennt, wird dem widersprechen. Ein eigener Reiz lag von jeher über ihm. Eine Luft ganz bestimmter Art, in die man als Fremder wie in einen schönen, betreten Garten eintrat. Wer diese Luft atmete es war nicht nur das Klima, wie man es so gern hinstellt, es war ein „geistiges Klima“, das konnte sich ihr kann, noch entziehen. Viele Soldaten der Wehrmacht, die vorher niemals in diesem Land waren, haben seinen Reiz verspürt und haben es zu Hause auch laut bezeugt. Wenn sie auch zunächst voll preussischer Überheblichkeit auf das „russisch-dämonische“ Frankreich herablickten, nach und nach wurden sie von dem sanften Zauber erfaßt und als Sieger — von ihm besiegt. Nicht umsonst warnte mancher fanatischer Nazi-Offizier seine Soldaten in der politischen Unterweisung vor dem „zuerst-haben Gift“ dieses Landes — vor dem Frauen, vor dem Wein und am Ende vor der Luft — kurz: vor allem, was Frankreich war.

War denn nun dieses Land eigentlich unmodern, unzivilisiert und rückständig, wie deutsche Nationalisten uns aus demselben Grunde immer wieder sagten? Von unheimlich rein technischem und preußisch-kahlen Standpunkt aus gesehen — ja. Der Reiz des Landes bestand sogar zu einem nicht kleinen Teil darin, daß dort Altes und Neues neben einander bestand und unausgesprochen blieb, sich behauptete und gar nicht daran dachte, abzutreten. Und das Alte wurde auch nicht verpörrt; neben dem Pflug aus der Steinzeit, wenn auch mit einer eisernen Schär, neben dem Mähewerk, neben dem Ochsenkarren mit runden Holzscheiben als Räder, sah man das modernste Auto. Manchmal war fast ungläubhaft, was da friedlich nebeneinander stand: fernste Vergangenheit und modernste Heute.

Wie war und ist das nun in unserem Land in Deutschland? Bei uns hat das Alte, Vergangenheit von jeder keinen Bestand. Es wirkt rasch dahin und man kann gar nicht abwarten, daß es weiche, es geht nicht schnell ge-

PAUL H. DISTELBARTH

FRIEDLICHES FRANKREICH

Um einem Siegerland in seiner bestigen Not zu schmeicheln, um den Deutschen zu sagen, sie sollten in Wehr und Denken Franzosen werden — darum wurde der nachstehende Aufsatz nicht geschrieben. Paul H. Distelbarth, ein intimer Kenner Frankreichs, möchte das menschliche Antlitz eines Landes und eines Volkes sichtbar machen, das seit einem Jahrtausend unter Nachbar ist. Soll man der Wahrheit widerstehen, weil der Nachbar in schon vorgelebter und vorgezeichnet hat? Freue, anerkennen, ist nicht Selbstanzugabe, sondern Bitterkeit.

Während der Weltausstellung von 1937 beuchten mich meine zwei Jungen in Paris. Eines Tages fuhren wir im Autobus die großen Boulevards entlang, und ich machte auf die Selbsterwählungen der Stadt aufmerksam. Natürlich in deutscher Sprache. In einer Pause sprach mich ein Mittelhändler, dem Aussehen nach ein Kleinbürger, an. Übersetzen wir ihn gleich und sagen wir es deutsch. Damit es jeder Mann und jede Frau in unserem Lande verstehen kann — verstehen muß: „Ach, die hübschen Jungen! Und so was soll auf dem Schlachtfeld fallen? Sagen Sie selbst, wäre das nicht — Wahnsinn?“

Ja — so drehte sich das Denken des Franzosen, vor allem des kleinen Mannes auf der Straße, immer um Krieg und Frieden. Ein anderer Fall: Wenige Jahre vor dem Krieg war auf dem Jahreskongreß des Nationalverbandes der Volksschullehrer allen Erstes der Antrag gestellt worden, im Falle eines neuen — deutschen — Angriffs solle Frankreich keinen Widerstand leisten, sondern sein Land kampflos dem Gegner überlassen, um Blutvergießen zu vermeiden. Der Antragsteller begründete das so: Die Angreifer müßten notwendigerweise schon nach ziemlich kurzer Zeit zugrunde gehen. Wer denkt da nicht an die Worte der Bergpredigt? Aber die Gewerkschaft der Lehrer war gewiß die kirchenfeindlichste Versammlung, die man sich denken kann. Der Antrag wurde nun nicht etwa von dem Ruf nach „nationaler Ehre“ niedergeschrien, sondern ernsthaft beraten. Er wurde schließlich abgelehnt, hatte aber sehr viele Stimmen bekommen. Auch das war kennzeichnend

Provinzen. Ländern her, unter weitgehender Dezentralisation der Verwaltungsaufgaben und freiwilliger Selbstbeschränkung der Reichsgewalt. Dabei sollten die Gemeindeglieder, also Verwaltungsbereiche, in denen man sich noch gegenseitig kennt, gleichsam als Urzellen der Volksvertretung wirken. In ihnen sollten zunächst die Ratsherren der Gemeinde gewählt werden nach einer der spätesten Fassungen des Planes dachte Goerdeler an jeweils vier Kandidaten, von denen zwei durch die „politischen Bewegungen“ aufgestellt würden. Je einer durch die hauptsächlich im Bezirk vertretene Berufsgruppe und durch die Organisation der „deutschen Gewerkschaft“; ihre Wahl erfolgte durch allgemeine Abstimmung der Ortsansässigen. Aus den so gewählten Stadträten sollten durch Delegation die Kreisvertreter hervorgehen, aus diesen wieder ebenso die Gouverneure (je 50 bis 80 für jeden Gau), und diese schließlich dienen als Wahlkommissionen für die Hälfte der 300 Reichstagsgeordneten, während die andere Hälfte in 150 Wahlkreisen durch allgemeine Volkswahl bestimmt würde. Die Abgeordneten sollten wenigstens 35 Jahre alt und fünf Jahre in der Selbstverwaltung tätig gewesen sein — man sieht: Goerdeler wollte Männer in die öffentlichen Geschäfte bringen, die praktische Erfahrung und Verantwortungsbewußtsein mitbrachten und sich als Vertreter des Gemeinwohls bereits bewährt und allgemeines Vertrauen erworben hätten. Dabei knüpfte er an Siedlers Reformideen, an seine eigene politische Vergangenheit, aber auch an das konkrete Bedürfnis des Tages an. Das Ziel war, zunächst einmal von den engsten Betzirkern aus ein neues, gesundes Gemeinleben, ein neues Interesse für öffentliche Dinge zu wecken, gerichtet auf möglichst konkrete Einzelaufgaben, und die wirklich vertrauenswürdigen Persönlichkeiten herauszufinden, die man es wagen könnte, wieder große politische Parteien zu bilden und ihnen das Geschick des Gesamtvolkes und Landes anzuvertrauen. Doch behielt er diese Aufgabe von Anfang an im Auge: die Re-

gierung sollte selbst eine neue „politische Bewegung“ im Volk in Gang setzen, aber nicht in der Form der Regierungspartei, sondern einer „Volksbewegung auf breiter Grundlage“ unter Einfluß von Oppositionsgruppen; daraus sollten sich dann nach und nach selbständige Parteien entwickeln. Ihre Zahl wollte er auf die drei stärksten gesetzlich beschränken, ihrer Zersplitterung durch das Prinzip der einfachen Mehrheitswahl (ohne Stichwahl) entgegenwirken, schließlich auch noch die 150 direkt vom Volk zu wählenden Abgeordneten durch die Vorschrift der Ansässigkeit in ihrem Wahlkreis in ein engeres Verhältnis zu ihren Wählern bringen. Alles in allem wäre diese Volksvertretung zunächst mehr eine Versammlung von Verwaltungskennern als von Politikern gewesen — aber ging es (so war Goerdeler's Meinung) nach dem großen Zusammenbruch nicht auch zu allererst um nüchtern-praktische Aufträge, sondern um „Politik“? Eine „Ständevertretung“ war dieser Reichstag gleichwohl nicht, sondern eine Versammlung von stark landeschaftlich bestimmtem Charakter. Das ständische Element sollte vielmehr in einem „Reichsständehaus“ zur Geltung kommen, das aus führenden Persönlichkeiten der großen Wirtschaftsgruppen bzw. ihrer öffentlichen Organisationen, der Kirchen, Universitäten, Gewerkschaften, Unternehmer und aus 50 frei berufenen „angesesehenen Deutschen aller Stände“ bestehen sollte; ihm war die Funktion etwa eines Oberhauses zugesprochen. Beide Häuser hatten zusammenzuwirken in der Kontrolle der Reichsregierung, die besonders streng sein sollte in der Überwachung der Finanzgebarung, der Steuern und Zölle und der Auslandsverträge, im übrigen aber der Exekutive einen gewissen freien Wirkungsspielraum, auch in der Gesetzgebung, gönnte. Um die Fortdauer der Regierung dem bloßen Zufall rasch wechselnder Mehrheitsverhältnisse zu entziehen, sollte der Beschluß, sie zu stützen, an eine qualifizierte Mehrheit oder aber an die Übereinstimmung beider Häuser gebunden sein.

Damit ist nur im allergeringsten Umfassen der Inhalt der Goerdeler'schen Verfassungskonzeption bezeichnet. Man kann sehr viele Einzelbeobachtungen erheben, und die Meinungen darüber waren auch unter den politischen Oppositionsgruppen durchaus geteilt. Nimmt man sie aber als das, was sie sein wollen: als einen ersten Versuch, die nächsten, vordringlichsten Aufgaben der

Neuordnung politischen Lebens im Kampf wider das drohende Chaos zu meistern, so wird man ihnen die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß sie nicht aus irgendeiner Paradeaktion geboren sind, sondern aus konkreter Wirklichkeitsschau — wie denn auch manche ihrer Vorschläge heute wieder ganz reale Bedeutung besitzen.

PAUL RONGE

WARUM ICH HELENE SCHWÄRZEL VERTEIDIGTE

Der Berliner Schwurgericht verurteilte nach einstimmiger Verurteilung Helene Schwarzel, die Domizilarin Dr. Goerdeler, auf Grund der Kontrollratsgesetz Nr. 20 Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu 15 Jahren Zuchthaus, 20 Jahren Ehrverlust und Einziehung der Vermögensgegenstände der alliierten Kontrollratskommission. Im Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Paul Ronge, ein Freund Dr. Goerdeler, beantwortete über die vielfach gestellte Frage, warum er die Inhaftierung der Angeklagten vor dem Gericht verteidigt: „Weil ich das Recht vertritt.“

Helene Schwarzel, des Mordes an Dr. Goerdeler und des Verordnens gegen die Menschlichkeit angeklagt, hatte sich selbst keinen Verteidiger gewählt. Das Schwurgericht mußte ihr deshalb einen Offizialverteidiger beordern, da sie nach dem Gesetz nicht unverteidigt bleiben durfte. Ich wußte, als es mich auswählte, nicht, daß die Schwester der Angeklagten mich um Beistand gebeten hatte. (Die Angeklagte hatte sich trotzdem nicht entschließen können, mich Vollmacht zu erteilen.) Es war bei dieser Bestellung auch unbekannt, daß ich selbst in persönlichen Beziehungen zu dem Mann gestanden hatte, dessen Tod durch die Hitlerjustiz in dem Verfahren gegen Schwarzel wenigstens eine Teilnahme finden sollte.

Hatte ich das mit auftragende Amt ablehnen sollen? Die Frage ist mit mir viel erörtert worden, und auch ich selbst brauche nicht zu verschweigen, daß ich mit mir ernstlich zu Rate gegangen bin.

Völlig ohne Beziehung auf meine Seelung zu Dr. Goerdeler hat es nicht an Stimmen gefehlt, die sich gegen die Verteidigerstellung in dieser Sache wandten. Das Latein hatte: „Was kann da ein Verteidiger noch

nutzen, beschützt er nicht einem sterbenden Ende des Verfahrens gegenüber nur die Wände?“ hat ebenso wenig gefehlt wie die Äußerung, daß das ganze doch aus politischen Gründen ein „sehr heißes Eisen“ sei. Der Verteidiger habe in erster Linie darauf zu achten, seine eigene Haut zu wahren und sich mit Anstand aus der Affäre zu ziehen. Daß solche Erwägungen einen Anwalt, der seinen Beruf ernst nimmt, nicht beeinflussen können, daß sie es nicht dürfen, wäre eine Binsenwahrheit, wenn nicht auch sie im Dritten Reich verloren gegangen wäre. Daß der Anwalt aus Furcht vor politischen Unannehmlichkeiten einer Strafsache aus dem Wege ging, hat sich der nationalsozialistischen Justiz gegenüber so viel ereignet, daß es oft für die gerechteste Sache nicht möglich gewesen ist, einen wirklichen Verteidiger zu finden. Diejenigen aber, die sich dazu erniedrigten, als Offizialstratisten Figuren in den Freispielen schon Schauspielen zu werden, Verteidiger zu nennen, wäre eine unverdiente Ehrung. Zusammenfassend: Da jeder Täter nicht nur einen Anspruch darauf hat, daß ihm Recht werde, sondern auch, daß ihm sein Recht

Im Grunde beruht der Stimmungsumschwung auf der Ansammlung und Ausgiebung von Energie. Aber Erzeugung und Verbrauch von Energie entsprechen sich nicht immer genau. Zunächst erzeugen wir mehr Energie, als wir verbrauchen. Dadurch fühlen wir uns immer besser, wir werden arbeitslustig und sind ausgelassener und guter Laune. Und nun verbrauchen wir mehr Energie als wir erzeugen. Dieser Zustand hält an, bis wir die überschüssige Energie verbraucht haben, und dann setzt die Reaktion ein. Die Arbeitskraft sinkt, oft sehr plötzlich, wir fühlen uns müde, erschöpft, niedergeschlagen, ermüdet.

Der Zustand der Homöostase dauert oft noch eine Zeitlang an, wenn unser Energievorrat schon aufgebraucht ist. Umgekehrt: Wir fühlen uns noch schlecht, nachdem der Energievorrat schon wieder aufgefüllt ist. Zu dem Zeitpunkt, an dem alles hoffnungslos aussieht, haben wir das Schlimmste schon überstanden.

In der Dauer der Stimmungswellen scheint bei Mann und Frau kein Unterschied zu bestehen. Bei der Frau überschneiden sich diese Stimmungswellen allerdings mit ihrer monatlichen Periode, die ihren eigenen Rhythmus und damit ihre eigenen Stimmungsschwünge hat. Wenn der Stimmungstiefpunkt der monatlichen Periode mit dem allgemeinen seelischen Tiefpunkt zusammenfällt, kann ein ungewöhnlicher Zustand von nervöser Reizbarkeit entstehen, und wie Henry und Bennett glauben, haben viele unbedeutende Schindungen ihren Ursprung in einem solchen unglücklichen Zusammenreffen genommen.

Es ist klar, wie ungeheuer bedeutsam diese Festsstellungen für unser persönliches Leben sein können. Zunächst einmal kann man die Entmutigung, in die uns gelegentliche Pechstrahlen versetzen, abschwächen, indem man sich sagt, daß die Niedergeschlagenheit eine ganz natürliche, biologisch bedingte

stimmte Periode ist, der in einigen Tagen oder in einer Woche eine Periode von Optimismus, Selbstsicherheit und Energie folgen wird. Gleichgültig, wie schwarz im Augenblick die Zukunft aussieht, es wird automatisch ein Zustand einsetzen, in dem man sich besser fühlt. — Man kann außerdem den Rhythmus der eigenen Stimmungswellen feststellen, wenn man sich im Kalender die Tage ankreuzt, an denen man ungewöhnlich niedergeschlagen ist. Die Tiefpunkte geben nämlich genauere Daten als die Hochpunkte, denn die obere Kurve der Stimmungswellen ist gewöhnlich länger als die untere. Der Tiefpunkt dauert selten länger als ein paar Tage oder eine Woche und kehrt mit größerer Regelmäßigkeit wieder. Wer so herausgefunden hat, wann die Energie- und Stimmungsfur oder -ebbe zu erwarten ist, kann sich helfen, indem er seine Arbeit und seine Pläne einstellt. In der Zeit der „guten“ Laune hat man gewöhnlich Lust, sich an schwierige Sachen zu wagen, während man bei „schlechter“ Laune meistens damit nicht recht zu Rande kommt. Man muß es ausprobieren, aber sicher ist es möglich, die Arbeiten, die viel Energie und Selbstvertrauen brauchen, in den Perioden der Hochstimmung zu unternehmen. Bei einem Tiefpunkt scheitern Beobachtungs- und Konzentrationsfähigkeit und Gedächtnis weniger auf der Höhe zu sein, und es ist wahrscheinlicher, daß man Fehler macht und Pechschläge hat. Deshalb sollte man sich für diese Zeit lieber die langweiligen, aber leichteren Arbeiten der Routine anheben.

Eine große Gefahr liegt darin, daß während der schlechten Periode kleine, unbedeutende Krisen und Fehlschläge übertrieben wichtig genommen werden. Deshalb rät Dr. Henry: „Danke Sie daran, sich durch unwichtigen Ärger nicht einmischen zu lassen, bloß weil Sie gerade auf dem Tiefpunkt sind.“

GERHARD RITTER

Wie leicht wird Zeitgeschichte zum Ärgernis

Anmerkungen zu Margret Boveris Darstellung „Der Verrat im XX. Jahrhundert“

In dem zweibändigen Werk von Margret Boveri „Der Verrat im XX. Jahrhundert“, das jetzt im Rahmen von „rowohlt's deutscher enzyklopädie“ erschien, beschäftigt sich die Verfasserin im 2. Band auch ausführlich mit dem deutschen Widerstand, wobei sie zu sehr eigenwilligen Urteilen über die ältere Generation der deutschen Opposition, vor allem über Carl Goerdeler, gelangt. Zu ihren Ausführungen nimmt der Freiburger Historiker Prof. Dr. Gerhard Ritter in dem folgenden Artikel Stellung. Prof. Ritter, der Betreuer des Nachlasses des früheren Oberbürgermeisters Goerdeler, hat selbst 1954 das maßgebende Werk über „Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung“ veröffentlicht (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Er ist daher besonders berufen, sich kritisch mit den Thesen von Frau Boveri auseinanderzusetzen.

Es gibt eine traditionelle Scheu der Fachleute vor der Beschäftigung mit der Geschichte der jüngsten Vergangenheit und der unmittelbaren Gegenwart. Früher war sie vor allem darin begründet, daß die staatlichen Archive ihre Dokumente dreißig oder fünfzig Jahre streng zu sekretieren pflegten, um die Neugier sensationshungriger Journalisten und kampfplustiger Tagespolitiker zu entzünden. Heute, im Zeitalter der Massendemokratie und der politischen Katastrophen, ist diese Tradition weitgehend zerstört; dem amerikanischen Vorbild werden die Staatsgeheimnisse mit erstaunlicher Beschleunigung auf den Markt geworfen, und für die Indiskretion der Memoirenschreiber und Nachschäpplungen gibt es kaum noch irgendwelche Grenzen.

An mehr oder weniger „originalen“ Quellenstoff fehlt es also dem Zeitgeschichtler nicht. Aber viele scheuen sich doch, geschichtliche Darstellungen aus einem Stoff zu formen, der gewissermaßen noch flüssig ist, beim Schreiben beständig anschwellt, aber vielfach auch wieder als bloßes Gerede erkannt, dem Bearbeiter unter den Händen zerrinnt. Dazu kommt die viel erörterte Schwierigkeit, aus allerhöchster Distanz den rechten Gesamtüberblick des Geschehens zu gewinnen, zutreffende Urteile zu fällen, Licht und Schatten richtig verteilt zu sehen.

Die Folge dieser Scheu ist, daß man die Zeitgeschichte den Politikern, den Journalisten und den Amateuren überläßt. Was das praktisch bedeutet, habe ich schon in der Vorrede zu meinem Buch „Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung“ ausgesprochen: Es bedeutet, daß aus den Ereignissen nicht „Geschichte“ wird, sondern zunächst Legende, d. h. daß im geschichtlichen Bewußtsein der Öffentlichkeit nicht einmal das Streben nach reiner Wahrheitskenntnis (wie unvollkommen auch immer) sich durchsetzt, sondern daß die politische Leidenschaft, das weltanschauliche Vorurteil, das Streben nach literarischen Effekten, das große Wort führen. So entsteht jene Verhärtung und Vergröberung der Geschichte zu Schlagworten, die sich politisch so gefährlich auswirken und deren Zertrümmerung spätere Historikergenerationen so unendliche Mühe kostet.

Die Mittwochsgesellschaft

Es gibt also geradezu eine Pflicht des wissenschaftlichen Historikers, sich an der Erforschung der sogenannten Zeitgeschichte zu beteiligen und nur das Bewußtsein dieser Verpflichtung hat mich dazu bringen können, die unendlich mühsame Arbeit des Sammelns, Siehens und Durchdenkens jener vielen Quellenzeugnisse auf mich zu nehmen und durchzuhalten, die meiner oben genannten Darstellung zugrunde liegen.

Heute gestehe ich, daß ich anfangs, diese Arbeit zu bewahren, angesichts der Wirkung, die sie auf ebensoviele Federgenossen wie eifrigste Goerdeler-Biographen Gerhard Ritters, erhielt Margret Boveri in ihrem Buch über den „Verrat im XX. Jahrhundert“ (Band 2, S. 25), hat der breiten Öffentlichkeit klarmacht, was die Herren, die sich zu Vorträgen in der Mittwochsgesellschaft regelmäßig rufen, teils nur ahnten, teils richtig erkannten: daß Goerdeler nicht imstande gewesen wäre, nach einem erfolgreichen Umsturz die Führung zu übernehmen.

Nun: die Mittwochsgesellschaft war eine Vereinigung von Berliner Professoren, die als solche zu Goerdeler überhaupt keine Beziehungen hatte und deren meiste Mitglieder ihn wohl niemals gesehen haben. General Beck, der ihr als eine Art Außenseiter angehört, hat bis

zum letzten Augenblick an der Führerstellung Goerdelers festgehalten. Aber nicht diese Entgegensetzung (typisch für die Arbeitsweise des ganzen Büchleins) ist es, die mich verdrößt, sondern die Berufung auf meine Darstellung für eine Behandlung Goerdelers, die ich nicht anders als bewußt einseitig und gehässig nennen kann. Leider handelt es sich hier nicht um eine vereinzelt erscheinende Erscheinung.

Es war für mich eine selbstverständliche Pflicht, keines der von mir gesammelten Lebenszeugnisse zu unterdrücken, um etwa damit die Zentralfigur meines Buches vor kritischen Anwürfen Unberufenen zu schützen und sein Bild in einem helleren Glanz erstrahlen zu lassen, als der Wirklichkeit entsprach. Ich habe auch sehr intime Äußerungen der Öffentlichkeit preisgegeben, die ganz gewiß nicht dafür bestimmt waren — nicht ohne Zögern, wie ich gestehe, aber zuletzt doch in der Hoffnung, meine Darstellung, die so entschieden um menschliches und politisches Verstehen sich bemüht, würde beim Leser ein ähnliches Verständnis wecken: ein gerechtes Verstehen, ebenso weit entfernt von kritikloser Verhimmelung wie von selbstgerechtem Besserwissen und moralischer Überheblichkeit.

„Die Kreisauer“

Heute, nachdem selbst eine so ungewöhnlich begabte Journalistin wie Margret Boveri sich als unfähig erweist, zu unparteilicher Sachlichkeit und Gerechtigkeit, sehe ich, daß ich meine Leserschaft überschätzt habe. Die Vorliebe für literarische Effekte und die politischen Vorurteile scheinen bei vielen Publizisten weit stärker zu sein, als das Streben nach besonnener, allseitiger Würdigung, nach Gerechtigkeit und Verständnis. Das ist eine bittere Erkenntnis. Mühte man nicht die Folgerung daraus zu ziehen, daß es besser sei, private Nachlässe so lange vor den Augen Neugieriger zu schützen, bis die Leidenschaften des Tages abgeklungen, die politischen Probleme durch weitere Erfahrungen geklärt und unaktuell geworden sind und bis — womöglich — diejenigen Persönlichkeiten aus dem Leben geschieden sind, denen die Verkenntung und Mißachtung ihrer Freunde und nächsten Angehörigen wehe tut?

Margret Boveri räumt selber ein, daß sie „ein gewisses Maß eigener Parteilichkeit nicht unterdrückt habe“. Es ist ein gerüttelt volles Maß. Ihre Parteilichkeit ist allerdings, wie es scheint, mehr von politischen Gefühlen als von klaren politischen Begriffen und Zielsetzungen bestimmt. Ihr Herz gehört allem, was sie als „Jung“, als „dynamisch“, als „revolutionär“ im Sinne des Antikonventionellen, des Antibürgerlichen, also auch des Antiliberalen empfindet. Auf ein klares Zukunftsbild kommt es dabei weniger an als auf den Elan vital, auf ein „neues Menschenbild“, mit religiöser Inbrunst erstrebt, überhaupt auf das grundsätzliche „Neue“.

Es überrascht nicht, daß zu diesem „Neuen“ auch (immer noch) der „Sozialismus“ gehört: beileibe nicht der kommunistisch verstandene Marxismus, natürlich nicht, aber doch irgend etwas „zwischen West und Ost“, eine grundsätzliche „antikapitalistische“ Haltung. Man kennt diese politische Romantik aus langer literarischer Überlieferung: aus jenem Gerede der Intellektuellen von „konservativer Revolution“ und „aristokratischem Sozialismus“, das seit den zwanziger Jahren im Schwange ist und schon im Schrifttum der Möller van den Bruck, Oswald Spengler und Ernst Jünger Unheil genug in deutschen Köpfen angerichtet hat.

Ich will darüber mit Margret Boveri nicht rechten. Es wäre völlig zwecklos, ich denke auch nicht daran, sie mit jenen Autoren einfach gleichzusetzen. Aber ich fürchte, in einem ist sie ihnen doch verwandt: darin, daß letztlich ästhetische Kategorien für ihre politischen Neigungen den Ausschlag geben. Ich gönne ihr auch gern die Vorliebe für jene Kreise der deutschen Widerstandsbewegung, die ihrem Ideal am meisten zu entsprechen scheinen: die „Kreisauer“ mit ihren geistreichen, zuweilen etwas utopischen Diskussionen, die tapferen Sozialisten Leber und Reichwein, die feurige Jünglingsgestalt des Grafen Stauffenberg oder auch „die Kluge“, vielseitig gebildete Diplomaten, tot zu sein, aber mir allerdings in mehrfacher Zusammenarbeit wesentlich klarer, nüchterner und weniger verschlossen erschienen als in ihrer Zeichnung. Aber ich melde stärkste Bedenken an gegen ihren Versuch einer (mindestens teilweise) Ehrenrettung der kommunistischen „Roten Kapelle“, und vor allem: ich protestiere ganz entschieden dagegen, daß sie sich durch ihre Vorliebe zu einer Schwarzweißmalerei verführen läßt, die das Bild der Wirklichkeit glibblich entstellt.

Um die „Jungen“ in helles Licht zu rücken, werden die „Alten“ in den dunkelsten Farben gemalt. Als ihr Prototyp ist vor allem der unglückliche Goerdeler zum Opfer dieser literarischen Farberiebnisse geworden. Er gehört zur „Revolution der Größe“ — obwohl er 1940 nicht älter war als seine Kritikerin jetzt selber ist. Er soll in seinem Denken durch die „Dolchstoßlegende“ von 1918 verhärtet sein — obwohl er, wie ich exakt nachweisen konnte, an ihr wie an der ganzen Politik der OHL im ersten Weltkrieg schärfste Kritik geübt und die Außenpolitik der Weimarer Republik gegen ihre reaktionären Anhänger nicht nur verteidigt, sondern sie sogar erheblich zielklarer, zäher, besonnen — überhaupt — befunden hat als die des „dynamischen Kaiserreiches“. Als wider Nationalist soll er 1918 geplant haben, seine ostpreussische Heimat zeitweilig ganz vom Weimarer Staat loszureißen: eine freie Phantasie der Verfasserin, bei der man sich fragt, ob sie nun als Mißverständnis oder als absichtliche Mißdeutung des ersten Kapitels meiner Biographie zu verstehen ist.

Natürlich ist Goerdeler für Margret Boveri ein starrer Reaktionsär, wie seine ganze „bürgerliche“ Umwelt, und wie die „alte“ Generation überhaupt. Er strebt einfach zur „Restoration“ des „Status quo“ zurück. Seine rückwärtsschauende Kritik an diesem Status quo, sowohl am Bismarck-Reich wie an den Mängeln des Weimarer Staates, habe ich ausführlich wiedergegeben; Frau Boveri hat sie überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Ebensovienig Goerdelers politisch-sozialen Reformpläne, in denen er, in enger Zusammenarbeit mit sozialdemokratischen Gewerkschaftsführern, an manchen Punkten noch erheblich über die „aristokratische“ Sozialreform der „Kreisauer“ hinausging. Denn sein Zukunftsbild sollte durchaus ein Arbeitersaat sein, nicht auf das Vertrauen der „Kapitalisten“, sondern der breitesten Volksmassen aufgebaut. Es gehört zu meinen betrüblichsten Erfahrungen, daß diese Reformpläne auch von anderen Rezensenten meines Buches einfach übergangen, wahrscheinlich gar nicht gelesen worden sind, da ja das Urteil „bürgerlicher Reaktionär“ von vornherein feststand.

Politisch waren die alten Reaktionsäre natürlich blind, da ihnen ja der Sinn für das „Dynamische“ fehlte. So konnte sie Hitler durch seine blitzartigen Wendungen immer wieder verblüffen. Nun: Hand aufs Herz! Hat es irgend jemanden in der Welt gegeben, den er nicht verblüffte? War man etwa in Kreisau oder im sozialistischen Lager soviel sicherer im Prophezeien als im Kreise der Goerdeler und Beck? Es wäre nicht schwer, Gegenbeispiele zu häufen. Und standen die „Jungen“ etwa der Gewalt Herrschaft des Diktators weniger „hilflos“ gegenüber als die „Alten“ — bis zum 20. Juli 1944?

Das Problem Goerdeler

Aber, so hören wir, mit dem Alter werden diese alten Herren trübsinnig, „Nachlassen der Spannkraft und Nerven“, ein, so daß sie allzu „vorsichtig“ wurden. Gegen Goerdeler einen so grotesken Vorwurf zu erheben, wagt Frau Boveri zwar nicht; aber dem General Olbricht wird es als „Vorsicht“ ausgelegt, daß er am 11. Juli 1944 dem Grafen Stauffenberg nicht „erlaubt“ habe, die Bombe zu werfen, weil Hitler gerade nicht im Hauptquartier anwesend war. Je nun: hatte er denn hier überhaupt etwas zu „erlauben“? Und wenn Stauffenberg weniger vorsichtig war als Olbricht, sondern eine so „dynamische Natur“, warum fragte er dann erst bei Olbricht per Telefon an und versäumte darüber den rechten Augenblick? In Wahrheit hat dieser ganze Vorgang in „Vorsicht“ überhaupt nichts zu tun, und das „gebliche „Vorsicht“ Olbrichts ist wahrscheinlich gar nicht erfolgt.

Die „Alten“ haben nicht nur müde Nerven, sondern sind auch geschwätzig, weil es ihnen infolge ihres Alters an „Vorstellungskraft“ fehlt. In diesem Zusammenhang taucht natürlich auch Goerdelers sogenannte Aktenliste wieder auf, die er im „Askaniischen Hof“ gedanklos habe liegenlassen und die der Gestapo so viele Namen verraten habe. Da ich mich darüber und über verwandte Dinge schon in meinem Goerdelerbuch ausführlich geäußert habe, will ich mich hier nicht wiederholen. Wohl aber möchte ich Frau Boveri fragen, wie sie eigentlich dazu kommt, den Kreis Beck-Goerdeler dafür verantwortlich zu machen, daß ihr selbst 1934 schon vor dem 30. Juni etwas von bevorstehenden Gewalttaten Hitlers zu Ohren gekommen ist? An anderer Stelle macht sie sich belohn lustig darüber, wie erstaunlich wenig informiert Goerdeler gewesen sei, gerade über den Röm-Putsch, aber auch schon über die Vorgänge in der Regierung Papen 1932.

Nun: in beiden Fällen hatte er es nicht so

leicht, wie die Journalistin Boveri, sich alle Augenblicke in Berlin über die neuesten politischen Gerüchte zu informieren, sondern saß als Oberbürgermeister in Leipzig — 1932 absichtlich von den Regierenden über ihre Pläne im dunkeln gehalten. Daß er in den Jahren der eigentlichen Verschwörung meistens unheimlich gut informiert war, kann ich aus eigenem Erleben, wie jeder seiner Freunde, bezeugen; aber freilich mußte er sich seine Informationen unter Lebensgefahr beschaffen.

Übrigens sind auch die Informationen Boveris offenbar nicht immer die besten gewesen. Wenn ihr 1940 ein früherer Diplomat erzählt hat, er habe „auf Wunsch der Generale“ Holland vor dem Einfall Hitlers gewarnt, so kann sie wohl nur einem Aufschneider in die Hände gefallen sein. Die „Generale“ haben nie daran gedacht, einen solchen Aufruf zu erteilen. Im übrigen bin ich neugierig, die Namen und die Meldungen jener „Jungen“ Auslandsagenten Hitlers kennenzulernen, die nach Boveri in der Metro, beim Pferderennen, bei der Sauferei oder im Geschäftsverkehr — soviel bessere Auslandsnachrichten gesammelt haben sollen als die verkalkte Diplomatie der älteren Generation.

Was ich bisher aus den Originalquellen von solchen Meldungen der Hitlerdiplomatie kennen gelernt habe, waren ebenso dumme wie gefährliche Illusionen — genau eben solche, wie sie der große Meister hören wollte. Boveri bemängelt fälschlich die Reiseberichte Goerdelers als elitantistisch: sie brachten soviel längst Bekanntes und klingen vielfach optimistisch. Offenbar hat sie die politische Zielsetzung dieser Berichte gar nicht recht begriffen.

Gefährlicher Ästhetismus

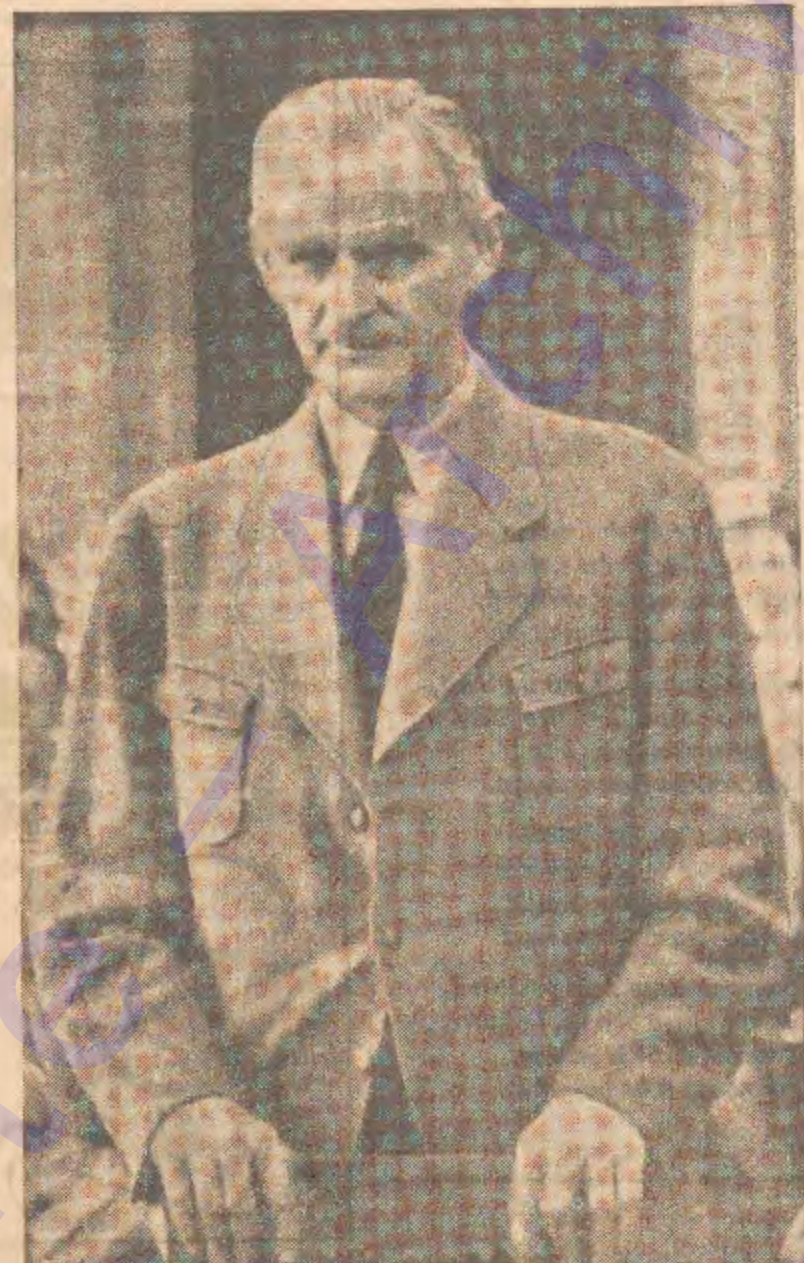
Man möge mich nicht mißverstehen: Ich habe keineswegs die Absicht, gewisse Mängel und Schwächen im Wesen Goerdelers nachträglich zu beschönigen, über die ich mich in meiner Biographie rückhaltlos und immer wieder gesprochen habe. Aber ich setze mich mit aller Energie dagegen zur Wehr, daß man in einem Buch über die deutsche Widerstandsbewegung, das ernst genommen werden will und auf Massenverbreitung rechnet, ganz einseitig kritische Urteile, die ich selbst ausgesprochen und von anderen Mitlebenden berichtet habe, zusammenträgt, alle positiv lautenden dagegen verschweigt und so der Öffentlichkeit ein Zerrbild von dem Politiker Goerdeler liefert.

Und nicht nur von dem Politiker, sondern ganz ebenso von dem Menschen, dem keiner nahegetreten konnte, ohne irgendwie vom Zauber seines Wesens berührt und von der absoluten Lauterkeit seines Charakters tief beeindruckt zu werden. Margret Boveri scheut sich nicht, die Bedenken und Sorgen seiner Mitkämpfer noch zu übertreiben und z. B. das Mißtrauen, das Stauffenberg gegenüber Gisevius empfunden zu haben scheint, ohne weiteres auf „die Gisevius-Gruppe“ (wer ist das?), die „ins Lager Beck-Goerdeler gehörte“, zu übertragen.

Umgekehrt sucht sie den Glanz ihres Helden Stauffenberg durch teilweise groteske Übertreibungen auf Kosten der „Alten“ noch zu übertreiben. Weiß sie z. B. nicht, daß der erste Satz der für den 20. Juli geplanten Proklamation: „Der Führer Adolf Hitler ist tot“ — von Stauffenberg selbst stammte und nur deshalb von ihm nachträglich gestrichen wurde, weil Hitler eben nicht tot war? Anscheinend nicht; sonst könnte sie diesen Satz unmöglich als Symptom für die politische Borniertheit des alten Witzlebens und seiner Generation anprangern. In dieselbe Linie gehört ihr Versuch, den von Stauffenberg angeblich geplanten Vaterlandslauf aller Deutschen (der mit seinem romantischen Pathos an den jungen Clausewitz erinnert) als „geniale“, weitblickende Voraussicht der späteren Spaltung Deutschlands in Ost und West zu deuten, die dadurch (wie eigentlich?) überwunden werden sollte. Wie soll man das anders als mit Lächeln aufnehmen?

Es berührt mich nicht, wenn ich selbst von der Verfasserin als Vertreter „problemloser Zufriedenheit“ eines sattgewordenen Bürgertums im Zeitalter „der Restauration und des Wirtschaftswunders“ angesprochen werde; aber es empört mich (ich kann es nicht anders sagen), wenn sie an meiner Biographie bemängelt, daß aus ihr nicht deutlich werde, welche Rolle Ehrgeiz und Nationalismus (gemeint ist natürlich: bössartiger Nationalismus), „Besserwisser im großen“ oder die bloße Unruhe eines „innerlich leeren“ Menschen bei Goerdelers rastlosem Einsatz als Motor der Bewegung gespielt hätten.

Das ist nichts anderes als eine versteckte Form der Verdächtigung, der bewußten Herabsetzung edelsten vaterländischen Willens, zu der jede Veranlassung fehlt. Weniger empörend



Carl Friedrich Goerdeler in der Anklagebank

Foto aus „Das Gewissen steht auf“ von Annedore Leber, Mosaik-Verlag, Berlin.

als lächerlich finde ich den Einwand, man höre von mir nichts über die Rolle, die Goerdelers Frau in seinem Leben gespielt habe. Wer mein Buch wirklich gelesen hat, wird es besser wissen. Aber zum Überfluß will ich noch hinzufügen, daß Frau Anneliese Goerdeler und ihre Kinder mich mehrfach ausdrücklich gebeten haben, von ihnen und ihrem schweren Erleben so wenig als irgend möglich zu reden; es handle sich hier nicht um eine Familiengeschichte, sondern um eine politische Biographie; in der Geschichte dieses tragischen Kampfes wünschten sie persönlich keine falsche Rolle zu spielen.

Hat Frau Boveri kein Verständnis für solche Haltung? Auf planmäßiges Herabsetzen des Charakters läuft auch ihre Behauptung hinaus, Goerdeler sei 1933 seinen Londoner Freunden beim Abschied durch weinerliche Sentimentalität auf die Nerven gefallen (aus welcher trüben Quelle mag das stammen?). Oder so: seinen Mitverschworenen sei er oft durch Ungeduld im ständigen Vorwärtsdrängen lästig geworden: Ungeduld in dieser Verzweifelt langsam vorankommenden Verschwörung! Und wie verträgt sich das mit dem angeblichen „Müdewerden des Alters“? Genug davon!

Das Gesamturteil Boveris lautet: in Goerdelers Persönlichkeit zeige sich „eine Synthese von Aufklärung und preußischem Beamtengeist, wie sie in solch dürftiger Reinkultur wohl selten zu finden ist. Die Massen halten in seinem Leben keinen Platz“. Woher will Frau Boveri das wissen? Es widerstrebt mir, auch nur mit einem Wort über solche Mäkelereien mit ihr zu streiten; mag Frau Boveri sich mit dem Leipziger Theaterintendanten Schiller, der zu Goerdelers engsten Freunden gehörte, darüber unterhalten.

Aber es ist bezeichnend für ihren Ästhetismus, daß sie sogar die von mir berichtete Tatsache, daß im Elternhaus Goerdelers Politik und Geschichte Gesprächsthema waren, als Beweis „geistiger Dürre“ betrachtet. (Der wahrhaft Gebildete darf sich wohl nur über Dante oder Stefan George unterhalten?) „Das Studium der Rechte kam der Neigung zum Rechtswesen entgegen“, heißt es dann weiter: ein Satz, der keines Kommentars bedarf.

„Nur Verwirrung und Unheil“

Das alles ist betäubend. Aber es kommt noch schlimmer. Was mich am meisten erbittert, ist die Art, wie das Schlusskapitel meines Buches über Goerdelers Flucht und sein Ende zu weiteren Gehässigkeiten ausgenutzt wird. Frau Boveri wagt es, ihm die Flucht vor der Gestapo (zu der ihn, den Widerstrebenden, alle Freunde im Interesse der gemeinsamen Sache drängten) als eine Art Feigheit anzurechnen — aber natürlich nur indirekt, durch Vergleich mit der Haltung Hasselers, der, nicht wie Goerdeler vorher gewarnt, am Schreibtisch verhaftet wurde!

Das ist ein Trick, den ich schlechthin abstoßend finde — doppelt aus dem Munde einer Frau. Und so kann ich auch den letzten Hinweis ihres Goerdelerbüchleins, den ich meinem Buch entnimmt: auf die trostlose Verlassenheit des Elusens in der Todeszelle, auf seine Gottverlassenheit, nur als einen letzten Fußtritt empfinden: als böhmische Schimpfchen gleichsam — über den seelischen Zusammenbruch eines innerlich hohlen Menschen.

Solcher literarischen Freibeuterei gegenüber schmerzt es mich tief, daß ich die letzten und tiefsten Nöte des unglücklichen Freundes nicht lieber vor dieser herzlosen Welt verborgen habe.

Ich erwarte von dem Buche Frau Boveris, das wohl einen Massenerfolg haben wird, weil es so selbstischer und so „sensationsell“ geschrieben ist, nur Verwirrung und Unheil.



Der Volksgenichtshof (links: „Ankläger“ Roland Freisler)

Foto aus „Die Wahrheit über den 20. Juli“, hrsg. v. E. Budde und P. Lütches. Austeiler: H. Raven, Düsseldorf

NORDAMERIKA

LUFTHANSA mit Super-G-CONSTELLATION

CANADA und USA

Der Reisebüro oder Ihr Luftverkehrsagenten berät Sie gern